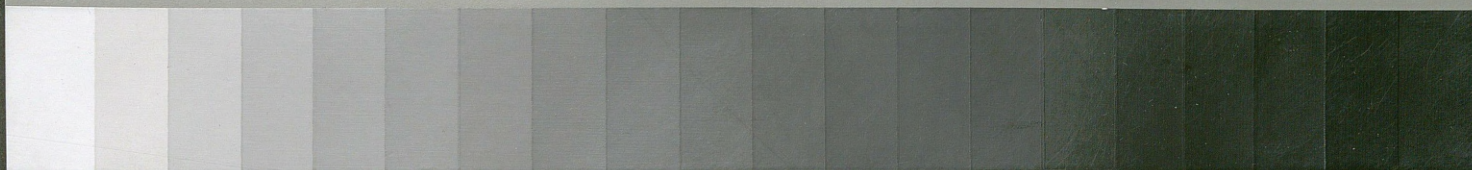


Grey Scale #13



A 1 2 3 4 5 6 **M** 8 9 10 11 12 13 14 15 **B** 17 18 19





Heinrich von Treitschke / Napoleons Sturz

gute freundliche
Erinnerung an
für einige Antiquitäten
gewidmet

HEINRICH VON TREITSCHKE

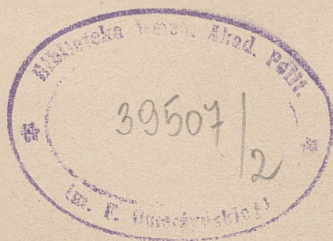
NAPOLEONS STURZ

13
2067

VERLAG DIE HEIMBÜCHEREI / BERLIN

353.9/353.38/ 4.5/14april

Die Karten „Mitteleuropa 1812“, „Befreiungskrieg 1813“ und
„Befreiungskrieg 1814“ zeichnete C. F. Jaeschke, Berlin.

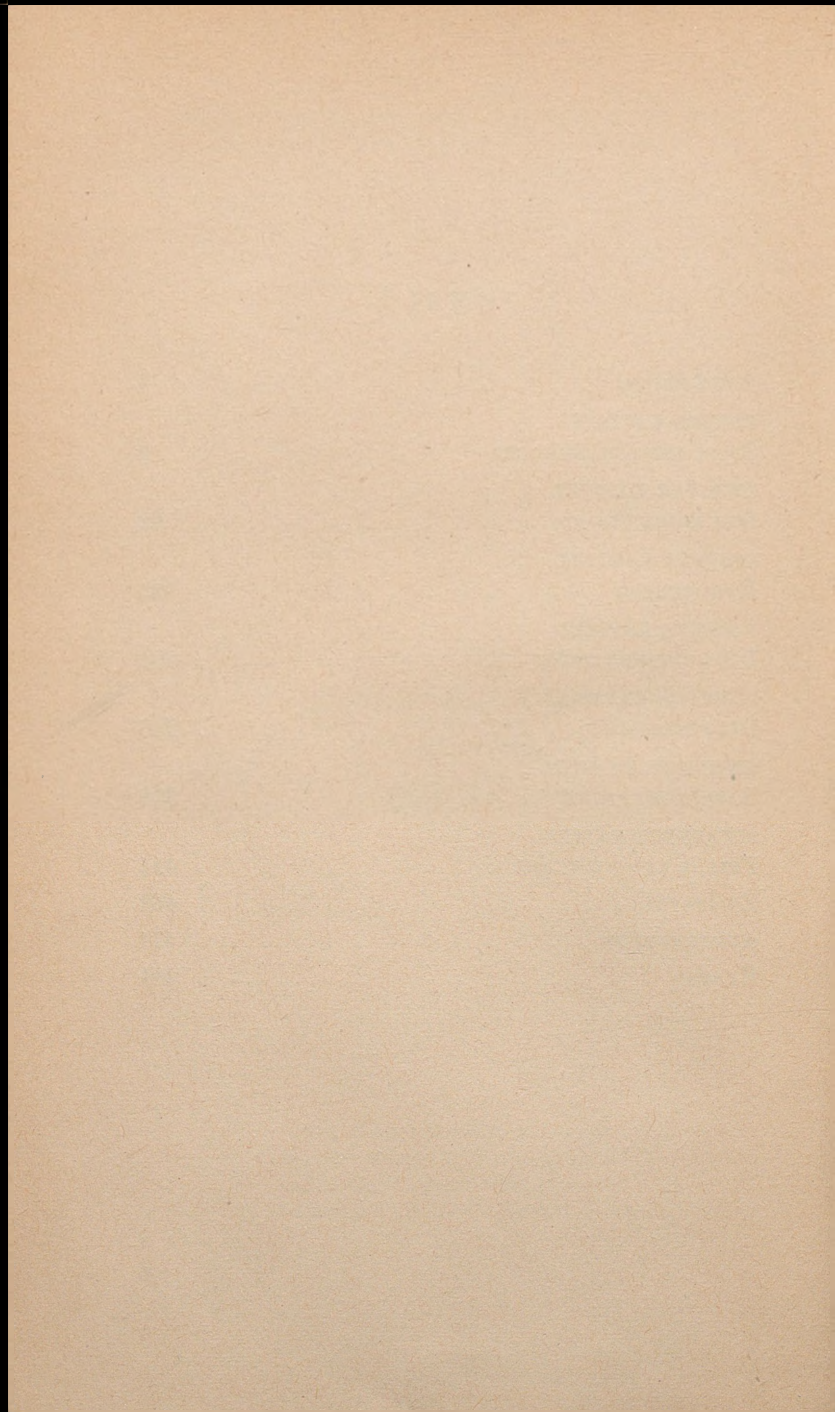


1942

Alle Rechte vom Verlag vorbehalten
Gesamtherstellung: Druck- und Verlagshaus
Hubert Lüdemann in Teschen (Olsagebiet)
Buchaussstattung von Horst Michel, Berlin

INHALT

EINFÜHRUNG	7
ERSTES KAPITEL	
STEIN UND SCHARNHORST	9
ZWEITES KAPITEL	
DER KRIEG VON 1809	82
DRITTES KAPITEL	
HARDENBERG	128
VIERTES KAPITEL	
DIE VOLKSERHEBUNG	203
FÜNFTES KAPITEL	
DIE FELDZÜGE	266
SECHSTES KAPITEL	
NAPOLEONS STURZ	352
SIEBENTES KAPITEL	
FRIEDE UND HEIMKEHR	414
ZEITTADEL	468
ANMERKUNGEN	474
KARTEN	481



EINFÜHRUNG

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!

Theodor Körner.

DEM STURZ Napoleons gingen der Sturz Preußens voraus und der tiefste Fall der Deutschen, jener vielfältige Kniefall „deutscher“ Fürsten vor dem französischen Gewalthaber. Der gallische Hahn, keck und überheblich, brauchte nur einmal zu krähen, und schon zitterten die morschen Knochen des letzten Kaisers jenes sagenhaften „Heiligen römischen Reiches deutscher Nation“; er setzte am 6. August 1806 die Kaiserkrone ab und überließ die Deutschen den französischen Befehlen.

Es war die Zeit unserer tiefsten völkischen Schmach. Die kleinen Leute dachten über ihre persönlichen Bedürfnisse nicht hinaus und schon gar nicht über die Grenzen ihres lebensunfähigen Vaterländchens, und ihre großen Herren, diese verkümmerten Nachkommen einstiger tapferer adeliger Vorkämpfer, traten bewußt den deutschen Gedanken mit den Füßen und buhlten im Vorzimmer Napoleons um die Gunst des Sekretärs... Das „Heilige römische Reich“ mußte den Becher der Schande bis zur Hefe leeren.

Die Bitternis einer rücksichtslos ausbeutenden und entehrenden Fremdherrschaft erst mußte dem deutschen Michel die Augen öffnen, übermütige Franzosen erst Schindluder spielen mit der Deutschen Ehre, bevor das deutsche Nationalgefühl sich wieder erhob. Der deutsche Gedanke erstand im Norden; Preußen war die Stätte seiner Wiedergeburt, und wenn auch der preußische

Machtgedanke dem deutschen Vorschub leistete, so bestand doch ein klares Recht für Preußens Vormachtstellung: Der preußische Geist und die weitschauenden, tatkräftigen Männer, die Preußen — für Deutschland! — hervorbrachte.

Der österreichische Fremdvölkerstaat hatte mit der Niederlegung der Kaiserwürde sein mangelndes deutsches Interesse bewiesen; das österreichische Kaiserreich mußte seinem ganzen wirren Wesen nach ein Feind der deutschen Einheit sein. Das machte sich zu Metternichs Zeiten geltend zur Verbitterung der preußischen Freiheitshelden wie Blücher, Scharnhorst und Stein, und das endete 1917 mit den Sixtusbriefen Karls I. von Österreich-Ungarn.

Nur in Preußen wuchs eine bodenständige und lebenskräftige politische Idee. Steins überragender Geist sah den Dingen bis auf den Grund. Ein Wort von ihm beweist es: „Das unnatürliche Übergewicht Frankreichs steht und fällt mit der Schwäche Deutschlands und Italiens; ein neues Gleichgewicht der Mächte kann nur erstehen, wenn jedes der beiden großen Völker Mitteleuropas zu einem kräftigen Staat vereinigt wird.“ Er als erster Staatsmann erkennt ahnend die politische Notwendigkeit von Nationalstaaten.

Die ungeheure Leistung des kleinen, zertrampelten Preußens in den Jahren 1806—1814 weiß keiner besser zu schildern als Heinrich von Treitschke (1834—1896), dessen glühende Begeisterung für Preußen hier am Platze ist. Sein kritischer Sinn als Geschichtsschreiber großen Formats läßt ihn dabei niemals ungerecht werden gegenüber fremder Leistung. Er schuf ein Geschichtswerk des Herzens und des Hirns, feurig und farbig, packend und klar, mitreißend und wahrhaftig, ein wahres Volksbuch der Deutschen, das überall weitergereicht und weiterempfohlen werden sollte. Die Beigaben des Verlages, Kartenskizzen und Bilder, Anmerkungen und Zeittafeln, sollen zeitraubendes Nachschlagen ersparen und mögen mit dazu beitragen, daß auch dieser Band aus Treitschkes „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ den alles umfassenden Leserkreis findet, den er verdient.

DER VERLAG

I.

STEIN UND SCHARNHORST

SCHON mehrmals hatte Preußen durch das plötzliche Hervorbrechen seiner verborgenen sittlichen Kräfte die deutsche Welt in Erstaunen gesetzt: so einst, da Kurfürst Friedrich Wilhelm seinen kleinen Staat hineindrängte in die Reihe der alten Mächte; so wieder, als König Friedrich den Kampf um Schlesien wagte. Aber keine von den großen Überraschungen der preußischen Geschichte kam den Deutschen so unerwartet, wie die rasche und stolze Erhebung der halbzertrümmerten Großmacht nach dem tiefen Falle von Jena. Während die gefeierten Namen der alten Zeit samt und sonders verächtlich zu den Toten geworfen wurden und in Preußen selbst jedermann den gänzlichen Mangel an fähigem jungen Nachwuchs beklagte, scharte sich mit einem Male ein neues Geschlecht um den Thron: mächtige Charaktere, begeisterte Herzen, helle Köpfe in unabsehbarer Reihe, eine dichte Schar von Talenten des Rates und des Lagers, die den literarischen Größen der Nation ebenbürtig zur Seite traten. Und wie einst Friedrich auf den Schlachtfeldern Böhmens nur erntete, was sein Vater in mühereichen Friedenszeiten still gesäet hatte, so war auch dies schnelle Wiedererstarken der gebeugten Monarchie nur die reife Frucht der schweren Arbeit langer Jahre. Indem der Staat sich innerlich zusammenraffte, machte er sich alles zu eigen, was Deutschlands Dichter und Denker während der letzten Jahrzehnte über Menschenwürde und Menschenfreiheit, über des Lebens

sittliche Zwecke gedacht hatten. Er vertraute auf die befreiende Macht des Geistes, ließ den vollen Strom der Ideen des neuen Deutschlands über sich hereinfluten.

Jetzt erst wurde Preußen in Wahrheit der deutsche Staat, die Besten und Kühnsten aus allen Stämmen des Vaterlandes, die letzten Deutschen sammelten sich unter den schwarzundweißen Fahnen. Der schwungvolle Idealismus einer lauterer Bildung wies der alten preußischen Tapferkeit und Treue neue Pflichten und Ziele, erstarkte selber in der Zucht des politischen Lebens zu opferfreudiger Tatkraft. Der Staat gab die kleinliche Vorliebe für das handgreiflich Nützliche auf; die Wissenschaft erkannte, daß sie des Vaterlandes bedurfte, um menschlich wahr zu sein. Das alte harte kriegerische Preußentum und die Gedankenfülle der modernen deutschen Bildung fanden sich endlich zusammen, um nicht wieder voneinander zu lassen. Diese Versöhnung zwischen den beiden schöpferischen Mächten unserer neuen Geschichte gibt den schweren Jahren, welche dem Tilster Frieden folgten, ihre historische Größe.

Nirgends hatte die Willkür des Eroberers grausamer gehaust als in Preußen; darum ward auch der große Sinn des Kampfes, der die Welt erschütterte, nirgends tiefer, bewußter, leidenschaftlicher empfunden als unter den deutschen Patrioten. Gegen die abenteuerlichen Pläne des napoleonischen Weltreichs erhob sich der Gedanke der Staatenfreiheit, derselbe Gedanke, für den einst der Neugründer des preußischen Staates gegen den vierzehnten Ludwig gefochten hatte. Den kosmopolitischen Lehren der bewaffneten Revolution trat die nationale Gesinnung, die Begeisterung für Vaterland, Volkstum und heimische Eigenart entgegen. Im Kampfe wider die erdrückende Staatsallmacht des Bonapartismus erwuchs eine neue lebendige Anschauung vom Staate, die in der freien Entfaltung der persönlichen Kraft den sittlichen Halt der Nationen sah. Die großen Gegensätze, die hier aufeinanderstießen, spiegelten sich getreulich wieder in den Personen der leitenden Männer. Dort jener eine Mann, der sich vermaß, er selber sei das Schicksal, aus ihm rede und wirke die Natur der Dinge—der Übermächtige, der mit der Wucht seines herrischen Genius jeden an-

deren Willen erdrückte; tief unter ihm ein Dienergefolge von tapferen Landsknechten und brauchbaren Geschäftsmännern, aber fast kein einziger aufrechter Charakter, fast keiner, dessen inneres Leben sich über das platt Alltägliche erhob. Hier eine lange Schar ungewöhnlicher Menschen, scharf ausgeprägte, eigensinnige Naturen, jeder eine kleine Welt für sich selber voll deutschen Trotzes und deutscher Tadelsucht, jeder eines Biographen würdig, zu selbständig und gedankenreich, um kurzweg zu gehorchen, doch allesamt einig in dem glühenden Verlangen, die Freiheit und Ehre ihres geschändeten Vaterlandes wieder aufzurichten.

DER FREIHERR VOM STEIN

Einer aber stand in diesem Kreise nicht als Herrscher, doch als der erste unter gleichen: der Freiherr vom Stein, der Bahnbrecher des Zeitalters der Reformen. Das Schloß seiner Ahnen lag zu Nassau, mitten im buntesten Ländergemenge der Kleinstaataerei; von der Lahnbrücke im nahen Ems konnte der Knabe in die Gebiete von acht deutschen Fürsten und Herren zugleich hineinschauen. Dort wuchs er auf, in der freien Luft, unter der strengen Zucht eines stolzen, frommen, ehrenfesten altritterlichen Hauses, das sich allen Fürsten des Reiches gleich dünkte. Standen doch die Stammburgen der Häuser Stein und Nassau dicht beieinander auf demselben Felsen; warum sollte das alte Wappenschild mit den Rosen und den Balken weniger gelten als der sächsische Rautenkranz oder die württembergischen Hirschgeweihe? Der Gedanke der deutschen Einheit, zu dem die geborenen Untertanen erst auf den weiten Umwegen der historischen Bildung gelangten, war diesem stolzen reichsfreien Herrn in die Wiege gebunden. Er wußte es gar nicht anders: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teile desselben von ganzem Herzen ergeben.“ Wenig berührt von der ästhetischen Begeisterung der Zeitgenossen, versenkte sich sein tatkräftiger, auf das Wirkliche gerichteter Geist früh in

die historischen Dinge. All die Wunder der vaterländischen Geschichte, von den Kohortenstürmern des Teutoburger Waldes bis herab zu Friedrichs Grenadiern standen lebendig vor seinen Blicken. Dem ganzen großen Deutschland, soweit die deutsche Zunge klingt, galt seine feurige Liebe. Keinen, der nur jemals von der Kraft und Großheit deutschen Wesens Kunde gegeben, schloß er von seinem Herzen aus; als er im Alter in seinem Nassau einen Turm erbaute zur Erinnerung an Deutschlands ruhmvolle Taten, hing er die Bilder von Friedrich dem Großen und Maria Theresia, von Scharnhorst und Wallenstein friedlich nebeneinander. Sein Ideal war das gewaltige deutsche Königtum der Sachsenkaiser; die neuen Teilstaaten, die sich seitdem über den Trümmern der Monarchie erhoben hatten, erschienen ihm samt und sonders nur als Gebilde der Willkür, heimischen Verrates, ausländischer Ränke, reif zur Vernichtung, sobald irgendwo nur irgendwie die Majestät des alten rechtmäßigen Königtums wieder erstünde. Sein schonungsloser Freimut gegen die gekrönten Häupter entsprang nicht bloß der angeborenen Tapferkeit eines heldenhaften Gemütes, sondern auch dem Stolze des Reichsritters, der in allen diesen fürstlichen Herren nur pflichtvergessene, auf Kosten des Kaisertums bereicherte Standesgenossen sah und nicht begreifen wollte, warum man mit solchen Zaunkönigen so viel Umstände mache.

Er hatte die rheinischen Feldzüge in der Nähe beobachtet und die Überzeugung gewonnen, die er einmal der Kaiserin von Rußland vor versammeltem Hofe aussprach: das Volk sei treu und tüchtig, nur die Erbärmlichkeit seiner Fürsten verschulde Deutschlands Verderben. Er haßte die Fremdherrschaft mit der ganzen dämonischen Macht seiner naturwüchsigen Leidenschaft, die einmal ausbrechend unbändig wie ein Bergstrom dahibrauste; doch nicht von der Wiederaufrichtung der verlebten alten Staatsgewalten noch von den künstlichen Gleichgewichtslehren der alten Diplomatie erwartete er das Heil Europas. Sein freier großer Sinn drang überall gradaus in den sittlichen Kern der Dinge. Mit dem Blick des Sehers erkannte er jetzt schon, wie Gneisenau, die Grundzüge eines dauerhaften Neubaues der Staaten-

gesellschaft. Das unnatürliche Übergewicht Frankreichs — so lautete sein Urteil — steht und fällt mit der Schwäche Deutschlands und Italiens; ein neues Gleichgewicht der Mächte kann nur erstehen, wenn jedes der beiden großen Völker Mitteleuropas zu einem kräftigen Staate vereinigt wird. Stein war der erste Staatsmann, der die treibende Kraft des neuen Jahrhunderts, den Drang nach nationaler Staatenbildung ahnend erkannte; erst zwei Menschenalter später sollte der Gang der Geschichte die Weissagungen des Genius rechtfertigen. Noch war sein Traum vom einigen Deutschland mehr eine hochherzige Schwärmerei als ein klarer politischer Gedanke; er wußte noch nicht, wie fremd Österreich dem modernen Leben der Nation geworden war, wollte in den Kämpfen um Schlesien nichts sehen als einen beklagenswerten Bürgerkrieg.

Immerhin hatte er schon in jungen Jahren die lebendige Macht des preußischen Staates erkannt und, weit abweichend von den Gewohnheiten des Reichsadels, sich in den Dienst der protestantischen Großmacht begeben. Wie ward ihm so wohl in der naturfrischen, den Körper stählenden Tätigkeit des Bergbaus, und nachher, da er als Kammerpräsident unter den freien Bauern und dem stolzen, alteingesessenen Adel der westfälischen Lande eine zweite Heimat fand, bei Wind und Wetter immer selbst zur Stelle, um nach dem Rechten zu sehen, herrisch durchgreifend, rastlos anfeuernd, aber auch gütig und treuherzig, durch und durch praktisch, nicht minder besorgt um die Kühe der kleinen Kötter¹ wie um die Wasserwege für die reichen Kohlenwerke — ein echter Edelmann, vornehm zugleich und leutselig, großartig in allem, ein kleiner König in seiner Provinz. Den Osten der Monarchie kannte er wenig. Der Rheinfranke konnte das landschaftliche Vorurteil gegen die dürftigen Kolonistenlande jenseits der Elbe lang nicht überwinden; er meinte in den ernsthaften, verwitterten Zügen der brandenburgischen Bauern, die freilich die Spuren langer Not und Unfreiheit trugen, einen scheuen, bösen Wolfsblick zu erkennen, und mit dem naiven Stolze des Reichsritters sah er auf das arme, anspruchsvolle Junkertum der Marken herunter, das doch für Deutschlands

neue Geschichte unvergleichlich mehr geleistet hatte als der gesamte Reichsadel. Sold zu nehmen und seinen steifen Nacken in das Joch des Dienstes zu schmiegen, fiel dem Reichsfreiherrn von Haus aus schwer. Als er dann auf der roten Erde die noch lebensfähigen Überreste altgermanischer Gemeindefreiheit und altständischer Institutionen kennenlernte, als er die gemeinnützige Wirksamkeit der Landstände, der bauerlichen Erbentage², der Stadträte und Kirchensynoden beobachtete und damit die formensteife Kleinmeisterei, die allfürsorgende Zudringlichkeit des königlichen Beamtentums verglich, da überkam ihn eine tiefe Verachtung gegen das Nichtige des toten Buchstabens und der Papier-tätigkeit. Mit harten und oftmals ungerechten Worten schalt er auf die besoldeten, buchgelehrten, interesselosen, eigentumslosen Buralisten³, die, es regne oder scheine die Sonne, ihren Gehalt aus der Staatskasse erheben und schreiben, schreiben, schreiben.

So in rüstigem Handeln, in lebendigem Verkehr mit allen Ständen des Volkes bildete er sich nach und nach eine selbständige Ansicht vom Wesen politischer Freiheit, die sich zu den demokratischen Doktrinen der Revolution verhielt wie die deutsche zur französischen Staatsgesinnung. Adam Smiths⁴ Lehre von der freien Bewegung der wirtschaftlichen Kräfte hatte schon dem Jüngling einen tiefen Eindruck hinterlassen; nur lag dem deutschen Freiherrn nichts ferner als jene Überschätzung der wirtschaftlichen Güter, woein die blinden Anhänger des Schotten verfielen, vielmehr bekannte er sich laut zu der friderizianischen Meinung, daß übermäßiger Reichtum das Verderben der Völker sei. Justus Möser's⁵ lebenswarme Erzählungen von der Bauernfreiheit der germanischen Urzeit ergriffen ihn lebhaft, das Studium der deutschen und der englischen Verfassungsgeschichte kam seiner politischen Bildung zustatten, und sicher hat die romantische Weltanschauung des Zeitalters, die allgemeine Schwärmerei für die ungebrochene Kraft jugendlichen Volkslebens unbewußt auch auf ihn eingewirkt. Doch der eigentliche Quell seiner politischen Überzeugung war ein starker sittlicher Idealismus, der, mehr als der Freiherr selbst gestehen wollte, durch die harte

Schule des preußischen Beamtendienstes gestählt worden war.

SEINE ENTWICKLUNGS-REFORM

Die Verwaltungsordnung des ersten Friedrich Wilhelm hatte einst das dem öffentlichen Leben ganz entfremdete Volk in den Dienst des Staates hineingezwungen. Stein erkannte, daß die also Erzogenen nunmehr fähig waren, unter der Aufsicht des Staates die Geschäfte von Kreis und Gemeinde selbst zu besorgen. Er wollte an die Stelle der verlebten alten Geburtsstände die Rechtsgleichheit der modernen bürgerlichen Gesellschaft setzen, aber nicht die unterschiedslose Masse souveräner Einzelmenschen, sondern eine neue gerechtere Gliederung der Gesellschaft, die den „Eigentümern“, den Wohlhabenden und vornehmlich den Grundbesitzern, die Last des kommunalen Ehrendienstes auferlegte und ihnen dadurch erhöhte Macht gäbe — eine junge, auf dem Gedanken der politischen Pflicht ruhende Aristokratie. Er dachte die Revolution mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, den Streit der Stände auszugleichen, die Idee des Einheitsstaates in der Verwaltungsordnung vollständig zu verwirklichen; doch mit der Tatkraft des Neuerers verband er eine tiefe Pietät für das historisch Gewordene, vor allem für die Macht der Krone. Eine Verfassung bilden, sagte er oft, heißt das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickeln. Er strebte von jenen künstlichen Zuständen der Bevormundung und des Zwanges, die sich einst aus dem Elend des Dreißigjährigen Krieges herausgebildet hatten, wieder zurück zu den einfachen und freien Anschauungen der deutschen Alvordern, denen der Waffendienst als das Ehrenrecht jedes freien Mannes, die Sorge für den Haushalt der Gemeinde als die natürliche Aufgabe des Bürgers und des Bauern erschien. Dem begehrliehen revolutionären Sinne, der von dem Staate unendliche Menschenrechte heischte, trat das strenge altpreußische Pflichtgefühl entgegen, dem dreisten Dilettantismus der Staatsphilosophen die Sach- und Menschenkenntnis eines gewiegten Verwaltungsbeamten, der aus den Erfahrungen des Lebens



die Einsicht gewonnen hatte, daß der Neubau des Staates von unten her beginnen muß, daß konstitutionelle Formen wertlos sind, wenn ihnen der Unterbau der freien Verwaltung fehlt.

Diese Gedanken, wie neu und kühn sie auch erschienen, ergaben sich doch notwendig aus der inneren Entwicklung, welche der preußische Staat seit der Vernichtung der alten Ständeherrschaft bis zum Erscheinen des Allgemeinen Landrechts durchlaufen hatte; sie berührten sich zugleich so nahe mit dem sittlichen Ernst der Kantischen Philosophie und dem wiedererwachenden historischen Sinne der deutschen Wissenschaft, daß sie uns Nachlebenden wie der politische Niederschlag der klassischen Zeit unserer Literatur erscheinen. Gleichzeitig, wie auf ein gegebenes Stichwort wurden sofort nach dem Untergange der alten Ordnung die nämlichen Ideen von den besten Männern des Schwertes und der Feder geäußert, von keinem freilich so umfassend und eigentümlich wie von Stein. In den Briefen und Denkschriften von Scharnhorst und Gneisenau, von Vincke⁶ und Niebuhr⁷ kehrte überall derselbe leitende Gedanke wieder: es gelte, die Nation zu selbstständiger, verantwortlicher politischer Arbeit aufzurufen und ihr dadurch das Selbstvertrauen, den Mut und Opfermut der lebendigen Vaterlandsliebe zu erwecken. Ein geschlossenes System politischer Ideen aufzubauen, lag nicht in der Weise dieser praktischen Staatsmänner; sie rühmten vielmehr als einen Vorzug des englischen Lebens, daß dort die politische Doktrin so wenig gelte. Und so war auch das einzige literarische Werk, das unter Steins Augen entstand, Vinckes Abhandlung über die britische Verwaltung, der Betrachtung des Wirklichen zugewendet. Die kleine Schrift gab zum ersten Male ein getreues Bild von der Selbstverwaltung der englischen Grafschaften, die bisher neben der bewunderten Gewaltenteilung des konstitutionellen Musterstaates noch gar keine Beachtung gefunden hatte; sie enthielt zugleich eine so unzweideutige Kriegserklärung gegen die rheinbündisch-französische Bürokratie, daß sie erst nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft gedruckt werden durfte. Darum ist den Zeitgenossen der ganze

Tiefsinn der Staatsgedanken Steins niemals recht zum Bewußtsein gekommen. Erst die Gegenwart erkennt, daß dieser stolze Mann mit der Idee des nationalen Staates auch den Gedanken der Selbstverwaltung, eine edlere, aus uralten unvergessenen Überlieferungen der germanischen Geschichte geschöpfte Auffassung der Volksfreiheit für das Festland gerettet hat. Jeder Fortschritt unseres politischen Lebens hat die Nation zu Steins Idealen zurückgeführt.

Es war der Schatten seiner Tugenden, daß er in den verschlungenen Wegen der auswärtigen Politik sich nicht zurecht fand und die unentbehrlichen Künste diplomatischer Verschlagenheit als niederträchtiges Finassieren⁸ verachtete. Ihm fehlte die List, die Behutsamkeit, die Gabe des Zauderns und Hinhaltens. Auf dem Gebiete der Verwaltung bewegte er sich mit vollendeter Sicherheit. Wenn aber eine Aussicht auf die Befreiung seines Vaterlandes sich zu eröffnen schien, so verließ ihn die besonnene Ruhe, und, fortgerissen von dem wilden Ungestüm seiner patriotischen Begeisterung, rechnete er dann leicht mit dem Unmöglichen.

Den Staat bedachtsam zwischen den Klippen hindurchzusteuern, bis der rechte Augenblick der Erhebung erschien, war diesem Helden des heiligen Zornes und der stürmischen Wahrhaftigkeit nicht gegeben. Doch niemand war wie er für die Aufgaben des politischen Reformators geboren. Der zerrütteten Monarchie wieder die Richtung auf hohe sittliche Ziele zu geben, ihre schlummernden herrlichen Kräfte durch den Weckruf eines feurigen Willens zu beleben — das vermochte nur Stein, denn keiner besaß wie er die fortreibende, überwältigende Macht der großen Persönlichkeit. Jedes unedle Wort verstummte, keine Beschönigung der Schwäche und der Selbstsucht wagte sich mehr heraus, wenn er seine schwerwiegenden Gedanken in markigem, altväterischen Deutsch aussprach, ganz kunstlos volkstümlich derb, in jener wuchtigen Kürze, die dem Gedankenreichtum, der verhaltenen Leidenschaft des echten Germanen natürlich ist. Die Gemeinheit zitterte vor der Unbarmherzigkeit seines stachligen Spottes, vor den zermalmenden Schlägen seines Zornes. Wer aber ein

Mann war, ging immer leuchtenden Blicks und gehobenen Mutes von dem Glaubensstarken hinweg. Unauslöschlich prägte sich das Bild des Reichsfreiherrn in die Herzen der besten Männer Deutschlands: die gedrungene Gestalt mit dem breiten Nacken, den starken, wie für den Panzer geschaffenen Schultern; tiefe, funkelnde braune Augen unter dem mächtigen Gehäuse der Stirn, eine Eulennase über den schmalen, ausdrucksvoll belebten Lippen; jede Bewegung der großen Hände jäh, eckig, gebieterisch: ein Charakter wie aus dem hochgemuten sechzehnten Jahrhundert, der unwillkürlich an Dürers Bild vom Ritter Franz von Sickingen erinnerte — so geistvoll und so einfach, so tapfer unter den Menschen und so demütig vor Gott — der ganze Mann eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Freisinn und Gerechtigkeit, von glühender Leidenschaft und billiger Erwägung — eine Natur, die mit ihrer Unfähigkeit zu jeder selbstischen Berechnung für Napoleon und die Genossen seines Glücks immer ein unbegreifliches Rätsel blieb. Er war der Mann der Lage; selbst seine Schwächen und einseitigen Ansichten entsprachen dem Bedürfnis des Augenblicks. Wenn er das Beamtentum und den kleinen Adel ungebührlich hart beurteilte, die Österreicher schlechtweg als Preußens deutsche Brüder ansah: um so besser für den Staat, der jetzt die adligen Privilegien, die Alleinherrschaft der Bürokratie zerstören und alles, was trennend zwischen den beiden deutschen Großmächten stand, hochherzig vergessen mußte.

1807: STEINS WIEDEREINTRITT

Nach einem vergeblichen Kampfe gegen die Kabinettsregierung und seiner schnöden Entlassung⁹ hatte Stein still in Nassau gelebt und dort schon in einer umfassenden Denkschrift einige Umrisse für die Neugestaltung des Staates aufgezeichnet. Da traf ihn die Kunde von dem unseligen Frieden zu Tilsit und warf den Heißblütigen auf das Krankenbett. Bald darauf kam die Aufforderung zur Rückkehr. Er nahm an; jede Kränkung war vergessen; nach drei Tagen wurde sein Wille des Fiebers Herr. Am 30. September 1807 traf er in Memel ein, und der

König legte vertrauensvoll die Leitung des gesamten Staatswesens in die Hände des Ministers. Welch eine Lage! An seinem letzten Geburtstage hatte Friedrich Wilhelm, da die Räumung des Landes gar nicht beginnen wollte, in einem eigenhändigen Briefe dem Imperator geradezu die Frage gestellt, ob er Preußen zu vernichten beabsichtige. Napoleon blieb stumm, die Taten gaben die Antwort. Mitten im Frieden standen hundertsechzigtausend Franzosen in den Festungen und in großen Lagern, über das ganze Staatsgebiet verteilt, allein Ostpreußen ausgenommen. Der Kern der alten preußischen Armee, mehr als fünfzehntausend Mann, lag noch kriegsgefangen bei Nancy, und woher sollte die ausgeplünderte Monarchie die Mittel nehmen für die Bildung eines neuen Heeres? An verfügbarem jährlichen Einkommen verblieben dem Staate noch dreizehneinhalb Millionen Taler, kaum zwei Drittel seiner früheren Einnahmen. Überall wo Napoleons Truppen standen, wurden die Staatseinkünfte, als ob der Krieg noch fortwährte, für Frankreich in Beschlag genommen, so daß der König nahezu nichts erhielt, Hunderte der auf halben Sold entlassenen Offiziere unbezahlt darben mußten. Die einst vielbeneidete Seehandlung¹⁰ hatte, wie die Bank, ihre Zahlungen eingestellt; ihre Obligationen sanken im Kurse bis auf fünfundzwanzig. Die Tresorscheine fielen bis auf siebenundzwanzig, da an die Einlösung nicht mehr zu denken war und die französischen Behörden das Papiergeld zu Wuchergeschäften mißbrauchten. Massen entwerteter Scheidemünzen strömten aus den abgetretenen Provinzen in das Land zurück, und die Franzosen ließen, um das Unheil zu vermehren, in der Berliner Münze noch für drei Millionen Taler neues Kleingeld prägen. Der Staatskredit war so gänzlich vernichtet, daß eine Prämienanleihe von einer Million, in kleinen Scheinen zu fünfundzwanzig Talern ausgegeben, nach drei Jahren noch immer nicht vergriffen war. In der diplomatischen Welt galt Preußen kaum noch so viel wie eines der Königreiche des Rheinbundes; der holländische Gesandte, ein französischer Konsul und ein österreichischer Geschäftsträger bildeten im Jahre 1808 die gesamte Vertretung des Auslandes am Königsberger

Hofe. Die französische Militärverwaltung unter Darius brutaler Leitung hauste im Frieden ärger als im Kriege, und jeder ihrer Übergriffe erfolgte auf Napoleons ausdrücklichen Befehl: eine Kontribution drängte die andere, und monatelang blieb es ein tiefes Geheimnis, wieviel der unersättliche Feind noch von dem erschöpften Lande fordern wolle. In Ost- und Westpreußen wurde zur Abtragung der Kriegslasten eine progressive Einkommensteuer, die bis zu zwanzig vom Hundert stieg, ausgeschrieben; ein keineswegs reicher Stettiner Kaufmann mußte in dem Jahre nach dem Frieden für Kontribution und Einquartierung mehr als fünfzehntausend Taler zahlen.

Handel und Wandel stockten. Der britische Kaufmannsneid hatte den letzten Krieg rücksichtslos benutzt, um die stärkste Handelsmarine der Ostseeküsten zu zerstören. Als nachher der Krieg gegen Frankreich ausbrach, der Friede mit England noch nicht geschlossen war, sah sich die preußische Flagge gleichzeitig durch die britischen und die französischen Kreuzer bedroht. Dann kam der Jammer der Kontinentalsperre. Die Reederei der pommerschen Häfen verringerte sich in kurzer Zeit von vierunddreißigtausend auf zwanzigtausend Last. Die alten natürlichen Straßen des Welthandels lagen verödet; die baltischen Provinzen verloren, da ihnen gute Landstraßen noch fast gänzlich fehlten, den Absatzweg für ihren einzigen Exportartikel, das Getreide. Ein heilloser Schmuggelhandel führte von Gottenburg und Helgoland, dem neuen Klein-London, die Waren der Kolonien ins Land; andere Warenzüge kamen aus Malta und Korfu durch Bosnien und Ungarn. Der preußische Mittelstand konnte die Preise der gewohnten Genußmittel nicht mehr erschwingen; man trank Zichorienwasser, rauchte Huf- lattich und Nußblätter. Bettelhaftes Elend in jedem Haushalt, jedem Gewerbe: die Königsberger Buchdrucker verlangten drei Wochen Frist, um ein sechs Bogen langes Gesetz zu drucken, weil sie nur für einen Bogen Satz hatten. Schön, der gewiegte Finanzmann, der sich gern seines altpreußischen Mutes rühmte, fand die Zustände so hoffnungslos, daß er schon vier Monate nach dem Frieden in einer Denkschrift ausführte: man müsse den

Sieger durch die Abtretung des Magdeburgischen rechts der Elbe und eines Teiles von Oberschlesien befriedigen, sonst gehe das Land durch den Steuerdruck zugrunde.

HOFFNUNGSLOSE LAGE PREUSZENS

Alles erinnerte an jene jammervollen Zeiten, da einst die Wallensteiner in den Marken hausten und Georg Wilhelm¹¹ als ein Fürst ohne Land in Königsberg weilte. Aber welche Saat von Liebe und Treue war während der sechs Menschenalter seitdem aufgegangen! Damals wider setzte sich der Königsberger Landtag in störrischem Trotze seinem Kurfürsten; jetzt standen Fürst und Volk zueinander wie eine große Familie. Das ärmliche Landhaus bei Memel und die düsteren Räume des alten Ordenschlosses in Königsberg wurden nicht leer von Besuchern, die ihrem Könige in seiner Not eine Freude bereiten, ein gutes Wort sagen wollten; zu der Taufe der neugeborenen Königstochter erschienen die Stände von Ostpreußen als Paten; an allen Läden hing das neue Bild, das den König in der häßlichen Uniform der Zeit inmitten seiner Kinder darstellte. Und wieviel königlicher als der Vater des Großen Kurfürsten wußte Friedrich Wilhelm sein hartes Los zu tragen. Eine tiefe Bitterkeit erfüllte ihm die Seele, mehr als je bedurfte er des herzlichen Zuspruches seiner Gemahlin; er hatte Stunden, wo ihm zumute war, als ob nichts ihm gelänge, als ob er nur für das Unglück geboren sei. Als er im Königsberger Dome die Inschriften auf den Gräbern der preußischen Herzoge las, wählte er sich den Sinnspruch für sein hartes Leben: Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott! Doch diese Hoffnung hielt ihn aufrecht. Niemals wollte er sich überzeugen, daß die gemeinen Seelen aus der Familie Bonaparte, die jetzt Europas Kronen trugen, wirkliche Fürsten seien, daß dies mit allem seinen Ruhm und Glanz so windige, so schwindelhafte Abenteuer des napoleonischen Weltreichs in der vernünftigen Gotteswelt auf die Dauer bestehen könne. Niemals ließ er sich zu einer persönlichen Freundlichkeit gegen Napoleon herbei. Selbst Stein riet einmal, den Imperator durch Schmeichelei milder zu stimmen und ihn als Paten zur Taufe der neu-

geborenen Prinzessin zu laden. Aber der König wies den Gedanken weit von sich. Dagegen ging er willig und ohne Vorbehalt auf die politischen Vorschläge seines großen Ministers ein. An Steins Gesetzen hatte er weit größeren Anteil, als die Zeitgenossen wußten. Vieles, was sich jetzt vollendete, war ja nur die kühne Durchführung jener Reformgedanken, worüber der unentschlossene Fürst ein Jahrzehnt hindurch gebrütet hatte. Nur so werden die raschen, durchschlagenden Erfolge des einen kurzen Jahres der Steinschen Verwaltung verständlich.

Auch unter den Beamten fand der neue Minister willige Helfer. Ein Glück für ihn, daß er sein Reformwerk gerade auf ostpreußischem Boden beginnen mußte. Hier wurde die Unhaltbarkeit der alten ständischen Gliederung besonders lebhaft empfunden, da die Provinz in ihren „Köllmern“ einen freien nichtadligen Grundbesitzerstand besaß; hier waren die Gebildeten, namentlich die Beamten, längst vertraut mit den freien sittlichen und politischen Anschauungen, welche die beiden wirksamsten Lehrer der Königsberger Hochschule, Kant und der soeben verstorbene Kraus, seit Jahren verbreitet hatten. Die meisten Gesetze Steins wurden in dem ostpreußischen Provinzialdepartement vorbereitet. An der Spitze dieser Behörde stand der Minister v. Schrötter, ein musterhafter Verwaltungsbeamter von erstaunlicher Tätigkeit, der sich in seinen hohen Jahren noch eine jugendliche Empfänglichkeit für neue Gedanken bewahrt hatte; unter ihm arbeiteten Friesse und Wilckens. Ganz und gar von den Ideen Kants erfüllt war Schön, in mancher Hinsicht ein getreuer Vertreter des stolzen, freisinnigen, gedankenreichen ostpreußischen Wesens, freilich auch ein Doktrinär der unbedingten Freihandelslehre, zudem maßlos eitel, unfähig, fremdes Verdienst bescheiden anzuerkennen und, ganz gegen die Art seines edlen Stammes, unwahrhaftig. Neben ihm wirkte der Uckermarkler Staegemann, ein hochgebildeter, kundiger Geschäftsmann von seltenem Fleiße und seltener Bescheidenheit, der seine treue Liebe zum preußischen Staate zuweilen in tief empfundenen ungelenten Gedichten aussprach, dann Niebuhr, der geniale Gelehrte, zu reizbar, zu abhängig von der Stimmung des Augenblicks, um

sich leicht in die gleichmäßige Tätigkeit der Büros zu finden, aber allen unschätzbar durch den unerschöpflichen Reichtum eines lebendigen Wissens, durch die Weite seines Blicks, durch den Adel einer hohen Leidenschaft; dann Nicolovius, ein tiefes, von der religiösen Strömung der Zeit im Innersten bewegtes Gemüt; dann Sack, Klewitz und viele andere, ein schöner Verein ungewöhnlicher Kräfte. Unter allen stand der westfälische Freiherr von Vincke den Anschauungen Steins am nächsten. Auch er hatte sich seine Ansicht vom Staate unter dem Adel und den Bauern der roten Erde gebildet, nur daß der geborene Preuße die Verdienste des Soldbeamtentums unbefangener anerkannte als der Reichsritter; er rechnete sich selber nicht zu den schöpferischen Köpfen, seine Stärke war die Ausführung, die rastlose Tätigkeit des Verwaltungsbeamten.

Hardenberg, der auf Napoleons Befehl zum zweiten Male das Ministerium hatte verlassen müssen, sandte aus Riga eine große Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates, die er dort im Verein mit Altenstein ausgearbeitet. Sie berührte sich vielfach mit den Ideen des neuen Ministers, manche ihrer Vorschläge waren seinen Äußerungen wörtlich entlehnt — so der Gedanke einer Ständeversammlung für den gesamten Staat. Doch verriet sich auch hier schon jener feine und tiefe Gegensatz, welcher den Jünger der Aufklärung von Steins historischer Staatsanschauung immer getrennt hat. Hardenberg war zuerst Diplomat, in Verwaltungssachen bei weitem nicht so gründlich unterrichtet wie Stein, und nahm daher unbedenklich in seine Denkschrift einige allgemeine theoretische Sätze auf, wie sie Altenstein, der Freund Fichtes liebte. Sein Reformplan war „nach der höchsten Idee des Staates“ bemessen; in der Handelspolitik sollte ohne Einschränkung der Grundsatz des „laissez faire“ gelten. Während Stein die Revolution von früh auf mit dem Mißtrauen des Aristokraten betrachtet hatte und nur einige ihrer probehaltigen Ergebnisse auf deutschen Boden verpflanzen wollte, war Hardenberg von den französischen Ideen ungleich stärker berührt worden. Er bezeichnete geradezu als das Ziel der Reform: „demokratische Grundsätze in einer monarchi-

schen Regierung“, schloß sich im einzelnen eng an das Vorbild Frankreichs an, verlangte für das Heer die Kon- skription 20 mit Stellvertretung, und die altpreußischen Ehrenämter der Landräte hätte er gern durch büro- kratische Kreisdirektoren verdrängt. Von der Selbst- verwaltung der Gemeinde sprach er gar nicht. Gemein- sam war beiden Staatsmännern die sittliche Hoheit der Staatsgesinnung. Beide wollten, wie Altensteins Entwurf sich ausdrückte, „eine Revolution im guten Sinne, geradehinführend zu dem großen Zwecke der Veredlung der Menschheit“; beide wußten, daß Frankreich nur „eine untergeordnete, auf bloße Kraftäußerung gerichtete Tendenz“ verfolge, und forderte von dem verjüngten deutschen Staate, daß er Religion, Kunst und Wissen- schaft, alle idealen Bestrebungen des Menschengeschlechts um ihrer selbst willen beschütze und also durch sittliche Kräfte sich den Sieg über die feindliche Übermacht sichere.

BEFREIUNG DES LANDVOLKS

Stein besaß in hohem Maße die dem Staatsmanne un- entbehrliche Kunst, die Gedanken anderer zu benutzen. Alle die Vorschläge, die ihm aus den Kreisen des Be- amtentums entgegengebracht wurden, ließ er auf sich wirken, doch seine letzten Entschließungen faßte er stets nach eigenem Ermessen. Dann stellte er die lei- tenden Gedanken in großen Zügen fest, überließ die Ausarbeitung den Räten und trat erst wieder ein, wenn es galt, das vollendete Werk gegen Zweifel und Wider- spruch durchzusetzen. Als er in Memel eintraf, fand er bereits einen Entwurf vor für die Aufhebung der Erb- untertänigkeit in Ost- und Westpreußen. Schön, Staegemann und Klewitz hatten den Plan, auf Befehl des Königs, ausgearbeitet und sich namentlich darauf berufen, daß in dem benachbarten Herzogtum Warschau die Be- seitigung der Leibeigenschaft bevorstehe. Der Minister gab dem Gesetze sofort einen größeren Sinn, verlangte die Ausdehnung der Reform auf das gesamte Staatsgebiet. Seit er politisch zu denken vermochte, hatte er die Un- freiheit des Landvolks als den Fluch unseres Nordostens

betrachtet; jetzt schien es ihm an der Zeit, dies uralte Leiden endlich zu heilen, mit einem kühnen Schritte das Ziel zu erreichen, worauf die Gesetze der Hohenzollern seit Friedrich Wilhelm I. immer mit halbem Erfolge hingearbeitet hatten. Der König stimmte freudig zu; die tapfere Zuversicht des Ministers erweckte ihm den Mut ernstlich zu wollen, was er sein lebelang nur gehofft und gewünscht. So erschien denn am 9. Oktober 1807 das Edikt über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums — die Habeas Corpus-Akte Preußens, wie Schön sagte. In anspruchslosen Formen ward eine tiefgreifende soziale Revolution vollzogen: etwa zwei Drittel der Bevölkerung des Staates gewannen die unbeschränkte persönliche Freiheit, am Martinitage 1810 sollte es nur noch freie Leute in Preußen geben. Dasselbe Gesetz vernichtete mit einem Schlage die ständische Ordnung des friderizianischen Staates. Der Edelmann erhielt das Recht, ein Bauer zu werden und bürgerliche Gewerbe zu treiben — ein Recht, das zugleich als Ersatz galt für die bisherige Bevorzugung des Adels in der Armee. Jede Art von Grundbesitz und Geschäftsbetrieb war fortan jedem Preußen zugänglich.

Aber Stein war nicht gewillt, die alten volksfreundlichen Grundsätze der Monarchie preiszugeben und unter dem Vorwande des freien Wettbewerbs die Vernichtung des kleinen Grundbesitzes zu erlauben; ein freier kräftiger Bauernstand erschien ihm als die festeste Stütze des Staates, als der Kern der Wehrkraft. Darum wurde den Rittergutsbesitzern das Auskaufen der Bauerngüter nur unter Beschränkungen und mit Zustimmung der Staatsbehörden gestattet. Und während Schön, getreu den Dogmen der englischen Freihandelsschule, den Untergang der alten landsässigen Geschlechter als eine unabänderliche wirtschaftliche Notwendigkeit hinnehmen wollte, griff Stein den verschuldeten Großgrundbesitzern mit einem Generalindult¹² unter die Arme. So gelang es, dem Landadel über die nächste schwere Zeit hinwegzuhelfen, die Mehrzahl der Rittergüter ihren alten Besitzern zu erhalten. Ebenso maßvoll bei aller Kühnheit war auch das neue Edikt, das den Einsassen der Domänen in Ost- und Westpreußen, etwa siebenundvierzigtausend

bäuerlichen Familien, das freie Eigentum verlieh; sie sollten befugt sein, drei Viertel der auf ihren Gütern haftenden Dienste und Abgaben binnen vierundzwanzig Jahren durch Geldzahlungen abzulösen. Ein Viertel blieb als unablöbliche Kontribution fortbestehen; Stein verwarf die vollständige Beseitigung aller dinglichen Lasten der Bauerngüter als eine allzu radikale Störung der gewohnten Besitzverhältnisse. Daran schloß sich die Aufhebung des Mühlenzwanges, der Zünfte und Verkaufsmonopolen für Bäcker, Schlächter und Höker. Verwandlung aller Dienste und Naturalabgaben in Geldzahlungen, Beseitigung der Zwangs- und Bannrechte, der Servituten¹³, der Gemeinheiten¹⁴ war das Ziel, dem der Gesetzgeber zustrebte; das freie Privateigentum sollte überall zu seinem Rechte kommen. In scharfem Gegensatze zu dem friderizianischen Systeme der monarchischen Arbeitsorganisation wollten die neuen Gesetze „alles entfernen, was den einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erwerben, den er nach dem Maße seiner Kräfte zu erreichen fähig war“. Die nach Steins Abgang erlassene Instruktion an die Verwaltungsbehörden sagte kurzab — in der Form sicherlich etwas abstrakter, als Stein selbst geschrieben hätte —: die Gewerbe sollten ihrem natürlichen Gange überlassen bleiben; es sei nicht notwendig den Handel zu begünstigen, er müsse nur nicht erschwert werden.

Im Auslande wurde der mächtige Umschwung, der das alte Preußen in seinen sozialen Grundfesten erschütterte, kaum beachtet. Die bewegte Zeit hatte der radikalen Neuerungen genug erlebt, und wie viele, die mit größerem Lärm begannen, waren im Sande verlaufen. Die Franzosen spotteten, wie bedachtsam man in Königsberg den Spuren der großen Revolution folge. In Preußen selbst empfand man um so lebhafter, wie tief die neue Gesetzgebung in alle Lebensverhältnisse einschneidet. Das gebildete Bürgertum begrüßte die Befreiung des Landvolks mit Freuden; in Breslau wurden die Taten des königlichen Reformators auf der Bühne verherrlicht. Aber der kurmärkische Adel, der tapfere Marwitz voran, zürnte auf den dreisten Ausländer, der mit seiner fränkischen und ostpreußischen Beamtenschule das alte gute branden-

burgische Wesen zerstöre. Unerhört erschien außer dem revolutionären Inhalt auch die jakobinische Sprache der Steinschen Gesetze, die nach dem alten Brauche des Absolutismus in ausführlichen Erläuterungen die Absichten des Monarchen dem Volke zu erklären suchten und sich dabei wiederholt auf das Wohl des Staates, auf die Fortschritte des Zeitgeistes beriefen. Und nun gar die den märkischen Junkern ganz unbekannte Menschenklasse der „Landbewohner“, die man am grünen Tische erfunden hatte! In der Priegnitz rotteten sich sogar die Bauern zusammen, tobend gegen „die neue Freiheit“, und der König mußte seine gelben Reiter wider sie aussenden. Auf der Junkergasse zu Königsberg tagte der Perponchersche Klub, würdige Herren vom Hofe, vom Landadel, von der Armee, allesamt tief entüstet über „das Nattergezücht“ der Reformer. Niemand dort schalt grimmiger als General York: der sah die alte strenge Zucht aus der Welt verschwinden, sah die Zeit gekommen, wo jeder Fähnrich an seinem Obersten zum Marquis Posa werden wollte. Selbst Gneisenau konnte der Kühnheit des Ministers nicht folgen, er meinte den Untergang des großen Grundbesitzes vor Augen zu schauen, bis ihn die Erfahrung eines Besseren belehrte. Einige der wackersten Männer aus den alten ostpreussischen Geschlechtern der Dohna, der Auerswald, der Finkenstein beschworen den König in einer Eingabe, die Rechte des Adels zu schützen, ihm mindestens die Befreiung vom Kriegsdienste und die Patrimonialgerichte¹⁵ zu erhalten. Auch berechtigte Beschwerden blieben nicht aus; denn obwohl der Gesetzgeber seine Hauptgedanken überall mit geschäftlicher Klarheit und Bestimmtheit aussprach, so waren doch im einzelnen, bei der Eile der Arbeit, manche Unklarheiten und Widersprüche mit untergelaufen. Aber das Ansehen des Königlichen Befehls stand ebenso fest wie das Vertrauen zu der Rechtsschaffenheit Friedrich Wilhelms. Daß dieser Fürst ein offenkundiges Unrecht gebieten könne, wollten doch selbst die Unzufriedenen nicht glauben. Die Reform ging ihren Gang. Wieder, wie so oft schon, wurde eine Tat der Befreiung dem preussischen Volke durch den Willen seiner Krone auferlegt.

VEREINHEITLICHUNG DER VERWALTUNG

Die zweite große Aufgabe, welche Stein sich stellte, war die Vollendung der Staatseinheit. Er hatte aus den Verhandlungen der Pariser Nationalversammlung die Notwendigkeit eines zentralisierten Kassenwesens, aus der Verwaltungsorganisation des ersten Konsuls die Vorzüge einer übersichtlichen Einteilung der Staatsgeschäfte kennengelernt und schon vor dem Kriege die Einsetzung von Fachministern für den gesamten Staat empfohlen. Das wunderliche Nebeneinander von Provinzial- und Fachministern, die Vermischung des Real-systems mit dem Provinzialsysteme genügte nicht mehr für die Bedürfnisse der schlagfertigen modernen Verwaltung. War doch die ängstliche Schonung der land-schaftlichen Eigentümlichkeiten während der letzten Jahrzehnte so weit getrieben worden, daß die Beamten der alten Schule die preußische Monarchie geradezu einen Föderativstaat¹⁶ nennen konnten. Bei näherer Prüfung ergab sich indes, wie gesund und lebensfähig die Verwaltungsordnung Friedrich Wilhelms I. noch immer war. Nun man sich anschickte, sein Werk weiterzuführen, lernte man den sicheren Blick des alten gestrengen Organisators erst völlig würdigen; Schön pries ihn gern als Preußens größten inneren König. Nicht ein Umsturz, nur die Fortbildung und Vereinfachung der alten Institutionen wurde beschlossen. Das Gesetz vom 16. Dezember 1808 über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden stellte fünf Fachminister, für das Innere, die Finanzen, das Auswärtige, den Krieg und die Justiz, an die Spitze der gesamten Staatsverwaltung, vereinigte die alten Generalkassen zu einer Generalstaatskasse unter der Leitung des Finanzministers. Stein sah voraus, wie gefährlich die ungeheure Macht jener fünf Männer werden konnte; er beabsichtigte daher als höchste Behörde der Monarchie einen Staatsrat zu bilden, der alle hervorragenden Kräfte des Staatsdienstes, auch die Minister selbst, in sich vereinigen, die Gesetzentwürfe beraten, die großen Streitfragen des öffentlichen Rechts entscheiden sollte. Aber dieser Teil seiner Entwürfe blieb unter seinen Nachfolgern unausgeführt.

Durch die Einsetzung der Fachminister war das Generaldirektorium beseitigt. Dagegen blieben die altbewährten Kriegs- und Domänenkammern unter dem neuen Namen: Regierungen bestehen. Man trennte Rechtspflege und Verwaltung vollständig, nahm den Regierungen die Gerichtsgeschäfte der alten Kammern; man säuberte sie von unbrauchbaren Mitgliedern, wie denn Stein überall die tatsächliche Unabsetzbarkeit des alten Beamtentums bekämpfte und der Krone das Recht vorbehielt, die Verwaltungsbeamten nach Belieben zu entlassen; man erleichterte den Geschäftsgang, gab den Präsidenten und den Dezernenten für die einzelnen Fächer größere Selbständigkeit. Jedoch die Vorzüge des deutschen Kollegialsystems, Unparteilichkeit und sorgsame Berücksichtigung aller Verhältnisse des einzelnen Falls, standen in Steins Augen zu hoch, als daß er sie gegen die raschere Beweglichkeit der bürokratischen Präfektenverwaltung hingegeben hätte. Die Mittelstellen der preußischen Verwaltung blieben Kollegien und haben in dieser Gestalt noch durch zwei Menschenalter ersprießlich gewirkt. Statt des leeren Schaugepräges der Generalräte, die den napoleonischen Präfekten mit unmaßgeblichem Beirat zur Seite standen, verlangte der deutsche Staatsmann vielmehr eine tätige, regelmäßige Teilnahme der Nation an den Geschäften der Verwaltung; dann ströme den Männern am grünen Tische ein aus der Fülle der Natur genommener Reichtum von Ansichten und Gefühlen zu, und im Volke belebe sich der Sinn für Vaterland, Selbständigkeit, Nationalehre.

Doch wie diese verwaltende Tätigkeit der Regierten einfügen in die festgeordnete Hierarchie des Soldbeamtentums? Einzelne Verwaltungsgeschäfte den Landtagen zu übertragen, verbot sich von selbst; der Nepotismus¹⁷, die Schwerfälligkeit, die Händelsucht der alten landständischen Ausschüsse standen noch in allzu üblem Andenken. Daher kamen Stein und Hardenberg beide auf den sonderbaren Einfall, in jede Regierung, immer auf drei Jahre, neun von den Landständen vorgeschlagene Repräsentanten zu berufen, die mit vollem Stimmrecht an allen Arbeiten der Behörde sich beteiligen sollten. Der Gedanke zeigt deutlich, wie gründlich man mit den

alten Anschauungen bürokratischer Selbstgerechtigkeit gebrochen hatte; doch er war verfehlt. Die neue Einrichtung trat nur in Ostpreußen ins Leben; überall sonst zeigten die Landstände geringe Neigung, die Tagegelder für die Notabeln aufzubringen. Die ostpreußischen Repräsentanten fühlten sich bald sehr einsam unter der Überzahl ihrer bürokratischen Amtsgenossen; sie standen wie Dilettanten unter Fachmännern; die vom Lande wollten nicht so lange im Büro aushalten; die Tagegelder blieben aus, der Eifer erkaltete rasch, und im Jahre 1812 wurde der verunglückte Versuch aufgegeben. Auch das neue Amt der Oberpräsidenten bewährte sich vorerst nur wenig. Während das revolutionäre Frankreich seine alten Provinzen in ohnmächtige Departements zerschlug, wollte Stein, in bewußtem Gegensatze, die schwachen Regierungsbezirke zu großen lebensfähigen Provinzen vereinigen. Drei Oberpräsidenten, für Schlesien, für die altpreußischen, für die märkisch-pommerschen Lande, erhielten die Oberaufsicht über die Regierungen, nicht als eine Zwischeninstanz, sondern als ständige Kommissare des Ministeriums und als Vertreter der gemeinsamen Interessen ihrer Provinz. Die Institution war offenbar auf die weiten Verhältnisse eines Großstaates berechnet. In der Enge der verkleinerten Monarchie bewirkte sie nur die Erschwerung der Geschäfte, und erst nach der Wiederherstellung der preußischen Großmacht hat sie sich als segensreich erwiesen.

DIE STÄDTEORDNUNG

Steins soziale Reformen und die Befestigung der Staatseinheit gingen hervor aus der selbständigen, eigentümlichen Durchbildung von Gedanken, welche seit dem Ausbruche der Revolution in der Luft lagen und allen hellen Köpfen des preußischen Beamtentums als ein Gemeingut angehörten. Eine durchaus schöpferische Tat, das freie Werk seines Genius, war dagegen die Städteordnung vom 19. November 1808. Als die letzte und höchste Aufgabe seines politischen Wirkens erschien ihm die Erhebung der Nation aus der dumpfen Enge ihres häuslichen Lebens; er sah sie in Gefahr, der Sinnlichkeit

zu verfallen oder den spekulativen Wissenschaften einen übertriebenen Wert beizulegen, und wollte sie erziehen zu gemeinnütziger Tätigkeit, zu kräftigem Handeln. Ein glücklicher praktischer Blick hieß ihn sein Werk bei den Städten beginnen. Erst wenn unter der gebildeten städtischen Bevölkerung wieder ein selbständiges Gemeindeleben erwacht war, konnten den rohen, soeben erst der Erbuntertänigkeit entwachsenen Bauern, die ihren Grundherren noch voll Grolles gegenüberstanden, die Rechte und Pflichten der Selbstverwaltung auferlegt werden. An der Ausarbeitung des Gesetzes hatte Wilkens den größten Anteil. Die Städte erhielten die selbständige Verwaltung ihres Haushalts, ihres Armen- und Schulwesens und sollten auf Verlangen des Staates in seinem Namen auch die Geschäfte der Polizei besorgen. Sie wurden gegenüber der Staatsgewalt fast ganz unabhängig gestellt und sogar mit dem Rechte der Autonomie in Steuersachen ausgestattet, einem Rechte, dessen gemeinschädliche Wirkungen noch niemand ahnte. Die alten buntscheckigen Abstufungen des Bürgerrechts fielen hinweg, wie die Vorrechte der Zünfte. Die Einwohner der Städte zerfielen nur noch in zwei Klassen, Bürger und Schutzverwandte. Wer das leicht zu erwerbende Bürgerrecht erlangt hatte, war verbunden zur Übernahme aller Gemeindeämter; denn war die Freiheit des Eigentums ein leitender Gedanke der Steinschen Gesetze, so nicht minder der Grundsatz, daß der Eigentümer dem Gemeinwesen zum Dienst verpflichtet sei. Ein erwählter Magistrat, aus unbesoldeten und wenigen besoldeten Mitgliedern zusammengesetzt, und eine von der gesamten Bürgerschaft nach Bezirken gewählte Stadtverordnetenversammlung leiteten die städtische Verwaltung. So ward endlich gebrochen mit der zweihundertjährigen Verkümmern des deutschen Kommunallebens.

Die Reform erscheint um so bewunderungswürdiger in ihrer einfachen Klarheit und Zweckmäßigkeit, da Stein nirgends in Europa ein Vorbild fand. Die verwahrlosten englischen Stadtverfassungen konnten ihm ebenso wenig zum Muster dienen wie die Patrizierherrschaft in seinen geliebten westfälischen Städten. Nun erst gab es in Deutschland moderne Gemeinden — unabhängige

Korporationen, die doch zugleich als zuverlässige Organe den Willen der Staatsgewalt vollstreckten, der Aufsicht der Regierungen unterworfen blieben. Bisher war ein Teil der Städte jeder Selbständigkeit beraubt gewesen. Andere hatten, wie die Grundherrschaften des flachen Landes, kleine Staaten im Staate gebildet mit patrimonialer Gerichtsbarkeit und Polizei, und wie oft waren die Gebote des Königs an „Unsere Vasallen, Amtleute, Magistrate und liebe Getreue“ durch den passiven Widerstand dieser altständischen Kommunalherrschaften zuschanden geworden. Jetzt endlich erhielt die Staatsverwaltung in dem Städtewesen einen kräftigen Unterbau, der ihrem eigenen staatlichen Charakter entsprach.

Auch diese Reform mußte der Nation durch den Befehl des Königs aufgezwungen werden. Der märkische Adel und die alte Schule des Beamtentums klagten über die republikanischen Grundsätze der Städteordnung. Welch ein Entsetzen in diesen Kreisen, als man erfuhr, daß einer der ersten Staatsbeamten, der Präsident von Gerlach, die Wahl zum Oberbürgermeister von Berlin angenommen habe! Der ermattete Gemeinsinn des Bürgertums zeigte anfangs geringe Neigung für den erzwungenen Ehrendienst; auch entdeckte man bald, daß jede Selbstverwaltung teuer ist, während Stein und seine Freunde vielmehr eine Verminderung der Kosten erwartet hatten. Die von Friedrich Wilhelm I. regulierten, an strenge Haushaltung gewöhnten Städte fanden sich meist williger in die neue Ordnung als die alten Kommunen, die noch das Vetterschaftswesen selbstherrlicher Magistrate sich bewahrt hatten. Das rechte Verständnis für den Segen ihrer Freiheit erwachte den Bürgern jedoch erst während der Befreiungskriege, als die Staatsbehörden fast überall ihre Arbeit einstellten und jede Stadt sich selber helfen mußte. Seitdem erst kam unserem Städtewesen eine zweite Blütezeit, minder glänzend, aber nicht weniger ehrenreich als die große Epoche der Hansa; das Schulwesen, die Armenpflege, die gemeinnützigen Stiftungen des deutschen Bürgertums versuchten wieder zu wetteifern mit der älteren und reicheren städtischen Kultur der Romanen. Wie der erste Friedrich Wilhelm das moderne deutsche Verwaltungsbeamtentum



Freiherr vom Stein

geschaffen hatte, so wurde Steins Städteordnung der Ausgangspunkt für die deutsche Selbstverwaltung. Auf ihr fußten alle die neuen Gemeindegesetze, welche durch zwei Menschenalter, solange der Parlamentarismus noch unreif und unfertig dastand, den bewährtesten, den bestgesicherten Teil deutscher Volksfreiheit gebildet haben.

STEINS VERFASSUNGSPLAN

Durch die Verluste des Tilsiter Friedens 1807 war Preußen wieder wesentlich ein Ackerbau land geworden. Darum dachte Stein der Städteordnung so bald als möglich eine Landgemeindeordnung folgen zu lassen. Ein von Schrötter und dem Ostpreußischen Provinzialdepartement verfaßter Entwurf lag bereits vollendet vor. Stein verlangte freie Landgemeinden mit Schulzen und Dorfgerichten. Die letzten und stärksten Stützen der altständischen Gesellschaftsordnung, die gutsherrliche Polizei und die Patrimonialgerichtsbarkeit, mußten fallen, denn Regierung könne nur von der höchsten Gewalt ausgehen. An dem althistorischen Charakter des Landratsamtes änderten Steins Pläne nichts; der Landrat sollte wie bisher ein Staatsdiener sein, aber zugleich ein gering besoldeter Ehrenbeamter, ein Grundbesitzer aus dem Kreise selbst, der Vertrauensmann der Kreiseingesessenen. Nur der Umfang der Kreise schien dem erfahrenen Auge des Ministers zu groß für die Kräfte eines Mannes, und er erwog bereits mit seinem Freunde Vincke die Anstellung mehrerer Landräte in jedem Kreise; sie sollten wie die englischen Friedensrichter von Zeit zu Zeit zusammentreten. Neben dem Landrate ein Kreistag aus sämtlichen Rittergutsbesitzern und einigen Abgeordneten der Städte und Dörfer. Die starke Vertretung des großen Grundbesitzes gebot sich von selbst in einem Augenblicke, da jedermann noch bezweifelte, ob der rohe „Rustikalstand“, die kaum erst freigewordenen Bauern überhaupt fähig seien, den Kreistag zu beschicken. Auch für diese Reform hatte der unermüdliche Schrötter schon einen ausführlichen Plan entworfen, der im wesentlichen von denselben Grundsätzen ausging, wie späterhin die Kreisordnung von 1872.

Den Oberpräsidenten wollte Stein Provinziallandtage an die Seite stellen, damit die Eigenart und die Sonderinteressen der großen Landschaften innerhalb der Staatseinheit zu ihrem Rechte kämen. Er rühmte sich gern, sein Verfassungsplan sei auf freies Eigentum gegründet, gebe das Wahlrecht allen „Eigentümern“ — und dies bedeutete in seinem Munde ausschließlich oder doch überwiegend: die Grundbesitzer in Stadt und Land. Mit verwegener Hand hatte er die rechtlichen Schranken zwischen den alten Ständen niedergerissen, es gab in Preußen keine Geburtsstände mehr; jedoch über die tatsächlich noch vorhandenen, im Volksbewußtsein noch lebendigen Unterschiede der Berufsstände und Interessengruppen wollte er nicht leichtfertig hinweggehen. Darum forderte er ständische Wahlen für die Provinziallandtage, dergestalt, daß Ritterschaft, Städte, Bauernschaft für sich ihre Vertreter ernennen sollten, und verwarf die Vorschläge seines schlesischen Freundes Rhediger, die von der alten ständischen Gliederung gänzlich absahen. Ihm war es genug, wenn die Gesamtheit der Stadtbürger und der Bauern ständische Vertretung erhielt, während an den altständischen Landtagen nur einige bevorrechtigte Immediatstädte und von den Bauern allein die ostpreußischen Köllmer teilgenommen hatten. Ein erster Schritt nach diesem Ziele hin geschah noch unter seiner Verwaltung. Ostpreußen erhielt, damit „die Regierung durch die allgemeine Intelligenz unterstützt werde“, eine neue Landschaftsordnung, die den Köllmern gleiches Recht mit den Edelleuten und Zutritt zu den landständischen Ausschüssen gewährte.

Über diesen neuen Provinzialständen sollten endlich die preußischen Reichsstände stehen, als eine Stütze für die Krone, als das unumgängliche Mittel, den Nationalgeist zu erwecken und zu beleben. Der alte Absolutismus fühlte in diesen Zeiten seine eigene Ohnmacht. Als die Bedrängnis des Staatshaushalts den Verkauf der Domänen gebot, wollte der König die Verantwortung für einen so gewagten Schritt nicht allein auf sich nehmen; er ließ daher das neue Hausgesetz über die Veräußerung der Domänen den Ständen aller Provinzen — in Schlesien, das keine Stände hatte, den Vertretern der Pfandbrief-

institute und einiger Städte — zur Mitunterzeichnung vorlegen, obgleich er ausdrücklich erklärte, daß er dazu nicht verpflichtet sei. Ein solcher Zustand der Unsicherheit des öffentlichen Rechts durfte nicht dauern. Stein trug sich mit dem Plane einer großen Steuerreform, er wollte brechen mit der ängstlichen, hausväterlichen Sparsamkeit, welche die Ausgaben nach den Einnahmen bemaß, und auch in Preußen den kühnen Grundsatz einführen, der für jede Finanzwirtschaft großen Stiles gilt, daß die Einnahmen sich nach den Ausgaben richten sollen. Für diese Reform und für all die anderen Opfer, die er sonst noch der wiedererstehenden Nation zudachte, schien ihm der Beistand einer reichsständischen Versammlung unentbehrlich; nur müsse sie vorläufig, wegen der Unreife des Volks, auf das Recht der Beratung beschränkt bleiben.

So im wesentlichen Steins Entwürfe für eine Reform an Haupt und Gliedern — das Größte und Kühnste, was der politische Idealismus der Deutschen je gedacht hatte. Durch ähnliche Pläne hatte einst Turgot¹⁸ die nahende Revolution abzuwenden gehofft, doch der Entwurf des deutschen Staatsmannes überbot die Gedanken des Franzosen weitaus in seiner bescheidenen Größe, seiner folgerechten Bestimmtheit, seiner Schonung für den historischen Bestand. Der König war mit allem einverstanden, am wenigsten mit der Berufung der Reichsstände. Nicht als ob er die Beschränkung seiner Macht gefürchtet hätte; doch der Lärm der Debatte, die Leidenschaft des parlamentarischen Kampfes, die Notwendigkeit, selber öffentlich aufzutreten, war seiner Schüchternheit peinlich. Aufgewachsen in den Überlieferungen eines milden Absolutismus, voll Widerwillens gegen die Sünden der Revolution, konnte er von der Unentbehrlichkeit des Repräsentativsystems sich noch nicht vollständig überzeugen. In der Tat schien es fraglich, ob die Reichsstände, bei dem kläglichen Zustande der politischen Bildung, nicht eher hemmend als fördernd wirken würden. Von dem Adel, der doch nach Steins Entwürfen das mächtigste Glied des Vereinigten Landtags bilden sollte, stand die freie Zustimmung zu einem gerechten Steuersysteme und zu den anderen Neuerungsplänen des

Ministers schwerlich zu erwarten. Auch die Städter und die Bauern bewiesen nur zu oft, wie wenig sie den Reformgedanken der Krone zu folgen vermochten.

Wenn aber Steins gewaltiger Wille am Ruder blieb, wenn die Reform, wie er plante, schrittweis vorging, wenn zunächst durch die Aufhebung der gutsherrlichen Polizei die Herrenstellung des Adels auf dem flachen Lande zerstört wurde und dann über den befreiten Gemeinden die Kreistage und die Provinziallandtage sich erhoben, so durfte er hoffen, den König zu der Erkenntnis zu bringen, daß die Berufung einer reichsständischen Versammlung um der Staatseinheit willen geboten sei als ein Gegengewicht gegen die zentrifugalen Kräfte der Provinzialstände. Und so konnte durch den freien Entschluß der Krone der Übergang von der absoluten Monarchie zum Repräsentativsystem vollzogen, dem preußischen Staate vielleicht ein Menschenalter tastender Versuche erspart werden. Stein baute auf die wachsende Einsicht in dem treuen, gutherzigen Volke. Die tiefe Kluft, welche die überfeinerte, weltfremde Bildung der Gelehrten von der gründlichen Roheit der Massen trennte, entging seinem Blicke nicht; er dachte sie zu überbrücken durch die Neugestaltung des Unterrichtswesens, und nur sein plötzlicher Sturz ließ diese Pläne nicht zur Reife kommen. Daß auch dieser Zweig der inneren Verwaltung seinem freien, umfassenden Geiste nicht fremd war, hatte er schon vor Jahren in Münster bewiesen, als er dort den Jesuitismus auf der Hochschule bekämpfte und an der erstarrten Universität ein neues Leben erweckte.

SCHARNHORST

Hand in Hand mit der Verwaltungsreform ging die Neugestaltung des Heeres, ebenfalls unter Steins persönlicher Teilnahme. Der König selbst gab den ersten Anstoß. Auf diesem seinem eigensten Gebiete behielt er immer die unmittelbare Leitung in der Hand, zeigte stets treffendes Urteil und eindringende Sachkenntnis. Schon im Juli 1807 berief er Scharnhorst zum Vorsitzenden einer Kommission für die Neuorganisation der

Armee und legte ihr eine eigenhändige Denkschrift vor, worin er alle die wunden Stellen des Heerwesens mit sicherem Griff heraus hob, die Mittel der Heilung richtig angab. Zu Scharnhorst aber gesellte sich eine Schar jüngerer Talente, die, wie er, der gesamten geistigen Arbeit der Zeit mit lebendigem Verständnis folgten, staatsmännische Köpfe, die das Heer als eine Schule des Volks, die Kriegskunde als einen Zweig der Politik betrachteten. Ihr stilles Wirken hat nicht nur die Waffen geschliffen für den Kampf der Befreiung, sondern auch die preußische Armee wieder in Einklang gebracht mit der neuen Kultur, dem deutschen Heerwesen für alle Zukunft den Charakter ernster Bildung, geistiger Frische und Rührigkeit aufgeprägt.

Eine merkwürdige, instinktive Übereinstimmung der sittlichen und politischen Überzeugung verband diese Offiziere von Haus aus mit dem leitenden Staatsmanne. Klang es doch wie ein Bekenntnis aus Steins eigenem Munde, wenn Gneisenau, gegenüber den Menschenrechten der Franzosen, die Mäßigung anrief: „Begeistre du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht!“ Wie der Schüler Adam Smiths den Grundsatz der Arbeitsteilung nicht unbedingt auf die Staatsverwaltung anwenden wollte, sondern die Geschäftsgewandtheit des Berufsbeamtentums geringer schätzte als die in der Selbstverwaltung bewährte Mündigkeit des Volks, so lebten auch diese militärischen Fachmänner des Glaubens, daß im Kriege zuletzt die sittlichen Mächte entscheiden. Wie hoch sie den Wert der gründlichen technischen Ausbildung anschlügen, höher stand ihnen doch, nach Scharnhorsts Worten, die innige Verbindung der Armee mit der Nation. Auch ihnen, wie dem Minister, galt als Eckstein aller Freiheit das alte deutsche: selbst ist der Mann! „Man muß“ — so schrieb Scharnhorst bald nach dem Frieden — „der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinarbeiten, dies ist alles, was wir können. Die Bande des Vorurteils

lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.“

Scharnhorst war längst der anerkannt erste Militärschriftsteller, der größte Gelehrte unter den deutschen Offizieren; aber auch ein seltener Reichtum praktischer Erfahrungen stand ihm nach einem wechselreichen Leben zu Gebote. Er hatte in allen Waffengattungen, im Generalstabe und in den Militärbildungsanstalten gedient. Er lernte, als er auf der Kriegsschule des Wilhelmsteins seinen erten militärischen Unterricht empfang, jene berühmte kleine Mustertruppe kennen, welche sich der geistvolle alte Kriegsheld Graf Wilhelm von Bückeburg aus der gesamten waffenfähigen Jugend seines Ländchens gebildet hatte; dann wurde er als hannoverscher Offizier auf dem niederländischen Kriegsschauplatze genau vertraut mit der englischen Armee, die unter allen europäischen Heeren noch am treuesten den Charakter des alten Söldnerwesens bewahrte; er zog zu Felde gegen die lockeren Milizen der Republik wie gegen das wohlgeschulte Konskriptionsheer Napoleons und stand im Kriege von 1806 der Heeresführung nahe genug, um die Gebrechen der friderizianischen Armee, die letzten Gründe ihres Unterganges ganz zu durchschauen. Jene stramme soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er daher, den Kopf gesenkt, die tiefen sinnenden Denker Augen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab, die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Tore selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Eilenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Leben lang, schlicht und schmucklos in allem. Die Einfalt des Ausdrucks und der Empfindung in seinen vertraulichen Briefen erinnert an die Menschen des Altertums; auch in seinen Schriften ist ihm die Sache alles, die Form nichts. Doch die Überlegenheit eines mächtigen, beständig produktiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen

Gesinnung, die gar nicht wußte, was Selbstsucht ist, verbreiteten um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog. Seine Tochter, Gräfin Julie Dohna, dankte dem frühverwitweten Vater alles, man nannte sie eine königliche Frau und nahm sie in der vornehmen Gesellschaft auf, als müßte es so sein.

Dem König war die gleichmäßige Ruhe des Generals behaglicher als Steins aufregendes und aufgeregtes Wesen; keiner unter seinen Räten stand ihm so nahe. Scharnhorst erwiderte das Vertrauen seines königlichen Freundes mit unbedingter Hingebung; er fand es niedrig, jetzt noch vergangener Fehler zu gedenken, er bewunderte die Seelenstärke des unglücklichen Monarchen und hat in seiner Treue nie geschwankt, auch dann nicht, als manche seiner Freunde in ihrer patriotischen Ungeduld an dem bedachtsamen Fürsten irr wurden. Ein echter Niederdeutscher, war er schamhaften Gemütes, still und verschlossen von Natur; das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Nun führte ihn das Leben einen rauen Weg, immer zwischen Feinden hindurch; in Hannover hatte der Plebejer mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn jetzt das Vertrauen des Königs, die allgemeine Stimme der Armee an die Spitze des Heerwesens stellten, da mußte er fünf Jahre lang das finstere Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er, jedes Wort und jede Miene zu beherrschen, und der einfache Mann, der für sich selber jeden Winkelzug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig. Mit einem raschen forschenden Blicke las er dem Eintretenden sofort die Hintergedanken von den Augen ab, und galt es ein Geheimnis des Königs zu verstecken, dann wußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte zu locken. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen

Wilhelm von Oranien, der einst in ähnlicher Lage, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Oranier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden; sie hatte ihm während des jüngsten Krieges die Freundschaft des tatenfrohen Blücher erworben. Er kannte die Furcht nicht, er wollte nicht wissen, wie sinnbetörend die Angst nach einer Niederlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urteilsspruch immer der strengste, schonungslos hart gegen Zagheit und Untreue. Rätselhaft und doch harmonisch verbanden sich in dieser großen Seele kleinbürgerliche Schlichtheit und weltumspannender Weitblick, Friedenssehnsucht und Kriegsmut, menschenfreundliche Herzensweichheit und die dämonische Kraft des Nationalhasses. Niemand vielleicht hat die Bitternis jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahten ihm mit Ehrfurcht, denn sie fühlten unwillkürlich, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage.

DER KREIS UM SCHARNHORST

Unter den Männern, die ihm bei der Reorganisation des Heeres zur Hand gingen, sind vier gleichsam die Erben seines Geistes geworden, so daß jeder einen Teil von der umfassenden Begabung des Meisters überkam: die Feldherrennaturen Gneisenau und Grolman, der Organisator Boyen, der Gelehrte Clausewitz — alle vier, wie Scharnhorst selber, arm, genügsam, bedürfnislos, ohne jede Selbstsucht allein der Sache dienend und bei allem Freimut tief innerlich bescheiden, wie es dem begabten Soldaten natürlich ist; denn das einsame Schaffen des Künstlers und des Gelehrten verführt leicht zur Eitelkeit, der Soldat wirkt nur als ein Glied des großen Ganzen und kann nicht zeigen, was er vermag, wenn ihn das unerforschliche Schicksal nicht zur rechten Zeit an die rechte Stelle führt. Allzu bescheiden nannte sich Gneisenau selber nur einen Pygmäen neben dem Riesen Scharnhorst. Ihm fehlte die schwere Gelehrsam-

keit des Meisters, und er empfand, gleich so vielen Männern der Tat, die Lücken seines Wissens wie ein Gebrechen der Begabung; dafür besaß er in weit höherem Maße die begeisternde Zuversicht des Helden, jenen freudigen Fatalismus, der den Feldherrn macht. Wie stolz und sicher spannte er jetzt sein Segel aus, da er endlich nach den Irrfahrten einer leidenschaftlichen Jugend und nach der langen traurigen Windstille des subalternen Dienstes auf die hohe See des Lebens gelangt war. Jede Aufgabe, die ihm das Schicksal bot, griff er mit glücklichem Leichtsinn an, unbedenklich übernahm der Infanterist das Kommando der Ingenieure und die Aufsicht über die Festungen. Während Scharnhorst bedächtig die Gefahren des nächsten Tages erwog, dachte Gneisenau immer mit glühender Sehnsucht an die Stunde der Erhebung und hieß auch die Narren freundlich willkommen, wenn sie nur mithelfen wollten bei der großen Verschwörung.

Eine verwandte Natur war Grolman, hochherzig, hell und freudig, scharf und schonungslos in Tat und Rede, geschaffen für das Schlachtgewühl, für das kühne Ergreifen der Gunst des Augenblicks; doch er sollte die Grausamkeit des Soldatenschicksals schwer erfahren und niemals im Kriege an erster Stelle stehen. In der Weise seines Auftretens schien Boyen dem General am ähnlichsten, ein ernsthafter, verschlossener Ostpreuße, der zu den Füßen von Kant und Kraus gesessen hatte, auch als Poet mit der neuen Literatur in regem Verkehre stand. Nur die feurigen Augen unter den buschigen Brauen verrieten, welche stürmische Verwegenheit in dem einfachen, wortkargen Manne schlummerte. Er hat die organisatorischen Ideen Scharnhorsts nach seiner stillen Art in sich verarbeitet und fortgebildet und nach den Kriegen dem neuen Volksheere seine bleibende Verfassung gegeben. Der Jüngste endlich aus diesem Freundeskreise, Carl von Clausewitz, war mehr als die Älteren ein vertrauter Schüler Scharnhorsts, tief eingeweiht in die neuen kriegswissenschaftlichen Theorien, womit jener sich trug; nachher hat er sie selbständig ausgestaltet und durch eine Reihe von Werken, deren klassische Form die Schriften des Meisters weit übertraf, der Lehre vom

Kriege ihren Platz in der Reihe der Staatswissenschaften gesichert. Ein großer wissenschaftlicher Kopf, ein Meister des historischen Urteils, war er vielleicht zu kritisch und nachdenklich, um so beherzt wie Gneisenau das Glück der Schlachten bei der Locke zu fassen, aber keineswegs bloß ein Mann der Bücher, sondern ein praktischer, tapferer Soldat, der mit offenem Auge in das Getümmel des Lebens schaute. Soeben kehrte er mit dem Prinzen August aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Dort in Frankreich hatte sich seine Liebe für die jugendliche Wahrhaftigkeit und Frische der Germanen bis zum Enthusiasmus gesteigert; er brachte die Überzeugung mit heim: diese Franzosen seien im Grunde noch immer ein ebenso unmilitärisches Volk wie einst in den Tagen der Hugenottenkriege, da sie vor den deutschen Lansquenets¹⁹ und Reitres zitterten; wie könne der uralte Charakter der Nation sich in zehn Jahren verändert, wie sollten die hundertmal Besiegten auf die Dauer das waffenmächtige Deutschland beherrschen?

NEUBILDUNG DES HEERES

Mit solchen Kräften schritt der König an das Werk der Wiederherstellung. Die ganze Armee wurde neu formiert. Sechs Brigaden, zwei schlesische, zwei alt-preußische, je eine aus Pommern und den Marken, das war alles, was von dem friderizianischen Heere noch übrig blieb, das war der letzte Anker für Deutschlands Hoffnungen. Der Zopf fiel hinweg, die Truppen erhielten zweckmäßigere Waffen und Kleider, die Künste des Paradeplatzes traten zurück hinter der angestrengten Arbeit des Felddienstes. Alle Vorräte mußten von neuem angeschafft werden; Napoleons Marschälle hatten die Ausplünderung mit solcher Gründlichkeit besorgt, daß die schlesische Artillerie einmal monatelang, aus Mangel an Pulver, ihre Schießübungen einstellen mußte. Eine Untersuchungskommission prüfte das Verhalten jedes einzelnen Offiziers im Kriege, entfernte unerbittlich die Schuldigen und Verdächtigen. Gneisenau forderte in der Zeitschrift „Der Volksfreund“, die der wackere Bärsh herausgab, die Freiheit des Rückens für die Armee, fragte

bitter, ob der preußische Soldat den Antrieb zum Wohlverhalten auch fernerhin im Holze suchen solle, statt im Ehrgefühle. Seine Meinung drang durch; die neuen Kriegsartikel beseitigten die alten, grausamen Körperstrafen. Wie hatte sich doch die Welt verwandelt, daß jetzt preußische Offiziere in der Presse die Mängel des Heerwesens besprechen durften!

In einem anderen Zeitungsufsatz schilderte Gneisenau sarkastisch, wie bequem es doch für die adligen Eltern sei, daß ihre Söhne schon im Kindesalter als Junker die Soldaten des Königs befehligen dürften. Er sprach damit nur aus, was alle verständigen Offiziere dachten. Die Beseitigung der Junkerstellen sowie alle andern Vorrechte des Adels im Heere ergab sich von selbst aus dem Geiste der neuen Gesetzgebung, und da man die Tüchtigkeit der jugendlichen Heerführer Napoleons kennengelernt, so verlangte mancher Heißsporn die Nachahmung des vielgerühmten freien Avancements der Franzosen. Scharnhorst aber ging seines eigenen Weges; er durchschaute, welche sittlichen Schäden der napoleonische Grundsatz „junge Generale, alte Hauptleute“ hervorgerufen, wieviel rohe, unsaubere Elemente sich in die unteren Schichten des französischen Offizierskorps eindrängten, und wie bedenklich dort ein zügelloser Ehrgeiz die Bande der treuen Kameradschaft gelockert hatte. Der deutsche Bauernsohn wußte wohl, warum Washington den Amerikanern zugerufen: nehmt nur Gentlemen zu Offizieren — warum König Friedrich Wilhelm I. seinen Offizieren erlaubt hatte, dann nicht zu gehorchen, wenn ihnen etwas gegen die Ehre angesonnen würde. Er wollte den alten, aristokratischen Charakter des preußischen Offizierskorps nicht zerstören, sondern nur die Aristokratie der Bildung an die Stelle des adligen Vorrechts setzen.

Das Reglement vom 6. August 1808 über die Besetzung der Stellen der Portepeefähnriche stellte den Grundsatz auf: im Frieden gewähren nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur ausgezeichnete Tapferkeit und Umsicht einen Anspruch auf die Offiziersstellen; keine Junker mehr, dafür Portepeefähnriche, die erst im siebzehnten Jahre und nach einer wissenschaftlichen Prüfung zu-

gelassen werden, erst nach einer zweiten Prüfung und auf Vorschlag des Offizierskorps die Schulterstücke erlangen können. Den Offizieren schärfte der König ein, sie sollten sich ihre ehrenvolle Bestimmung, die Erzieher und Lehrer eines achtbaren Teiles der Nation zu sein, immer vergegenwärtigen. In den unteren Graden bis zum Hauptmann erfolgte das Aufrücken in der Regel nach dem Dienstalter; bei der Auswahl der Stabsoffiziere und bei der Besetzung der höheren Kommandos entschied das Verdienst allein. Durch diese unscheinbaren Vorschriften erhielt der Offiziersstand eine neue Verfassung, die uns heute selbstverständlich erscheint, während sie doch einen unterscheidenden nationalen Charakterzug des deutschen Heerwesens bildet. Jetzt erst wurde das Offizierskorps dem Zivilbeamtentum innerlich gleichartig, durch einen geistigen Zensus über die Mannschaft erhoben. Dem Talente war die Aussicht auf rasches Aufsteigen eröffnet, doch die langsame Beförderung auf den niederen Stufen, die Gleichheit der Bildung und der Lebensgewohnheiten bewirkten, daß sich jeder schlechtweg als Offizier fühlte, ein aristokratisches Standesbewußtsein alle Glieder des Korps durchdrang. Die soziale Schranke, welche in Frankreich den aus der Mannschaft emporgestiegenen Kapitän von seinen gebildeten Kameraden trennte, konnte hier nicht entstehen.

Für niemand wurde die Umgestaltung des Heerwesens so folgenreich wie für die alten Geschlechter vom Landadel, die noch immer den Stamm des Offizierskorps bildeten. Es währte noch viele Jahre, bis die tatsächliche Begünstigung des Adels in der Armee aufhörte. Aber der Grundsatz stand doch fest, daß auch der Edelmann durch den Nachweis wissenschaftlicher Kenntnisse sich das Offizierspatent erwerben mußte, und den neueren schärferen Anordnungen des Dienstes konnten nur Männer von einiger Bildung genügen. Der Staatsdienst bot dem völlig Unwissenden nirgends mehr ein Unterkommen; die Reformer nannten das neue Preußen zuweilen schon einen Staat der Intelligenz. Erst durch Scharnhorst wurde die naturwüchsige Roheit des ostdeutschen Junkertums völlig gebrochen, was dem Kadettenhause Friedrich Wilhelms I. nur halb gelungen

war. Das alte Geschlecht, das die Federfuchser verhöhnte, starb hinweg, der junge Nachwuchs kannte und achtete die Macht des Wissens.

ZIEL: DIE ALLGEMEINE WEHRPFLICHT

Allen diesen Reformen lag der Gedanke zugrunde, daß die Armee fortan das Volk in Waffen sein solle, ein nationales Heer, dem jeder Wehrfähige angehöre. Die Werbung wurde abgeschafft, die Aufnahme von Ausländern verboten, nur einzelne Freiwillige von deutschem Blute ließ man zu. Die neuen Kriegsartikel und die Verordnung über die Militärstrafen hoben sogleich mit der Verheißung an, künftig würden alle Untertanen, auch junge Leute von guter Erziehung, als gemeine Soldaten dienen, und begründeten damit die Notwendigkeit einer mildernden Behandlung der Mannschaft. Über die Verwerflichkeit der alten Befreiungen vom Waffendienste waren alle denkenden Offiziere einig. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht war schon vor dem Kriege von Scharnhorst selbst, von Boyen, Lossau und anderen Offizieren verteidigt, von dem Könige selbst reiflich erwogen worden; während des unglücklichen Feldzugs hatte er dann in der Stille seinen Weg gemacht, und jetzt war jedem einsichtigen Soldaten klar, daß der ungleiche Kampf nur mit dem Aufgebote der gesamten Volkskraft wieder aufgenommen werden konnte. Gleich nach dem Frieden bat Blücher seinen lieben Scharnhorst, „vor einer National-Armee zu sorgen, niemand auf der Welt muß eximiert sein, es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat“. Prinz August sandte noch aus der Kriegsgefangenschaft einen Plan für die Neubildung des Heeres, worin die allgemeine Wehrpflicht als leitender Gedanke obenan stand. Scharnhorst aber wußte, was die meisten der Zeitgenossen ganz vergessen hatten, daß damit nur ein altpreußischer Grundsatz erneuert wurde. Er erinnerte den König daran, sein Ahnherr Friedrich Wilhelm I. habe zuerst unter allen Fürsten Europas die allgemeine Konskription²⁰ eingeführt; dieser Grundsatz habe Preußen einst groß gemacht und sei in Österreich und Frankreich nur nachgeahmt worden; jetzt erscheine

es geboten, zu dem altpreußischen Systeme zurückzu-kehren und den Mißbrauch der Exemtionen²¹ kurzerhand hinwegzufegen; nur so bilde sich eine wahre stehende Armee, eine solche, die man jederzeit in gleicher Größe erhalten könne. Fast genau mit den Worten des alten Soldatenkönigs begann Scharnhorst seinen Entwurf für die Bildung einer Reservearmee also: § 1. Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben.

Die preußischen Offiziere faßten den Gedanken der allgemeinen Dienstpflicht von Haus aus in einem freieren und gerechteren Sinne auf als vormals die Bourgeois der französischen Direktorialregierung. Die Besiegten dachten zu stolz, um die Einrichtungen des Siegers einfach nachzuahmen. Man hatte es ertragen, daß der Befehl des Königs einzelne Volksklassen kraft ihrer Standesprivilegien oder aus volkswirtschaftlichen Rücksichten von der Kantonspflicht²² befreite. Aber die Vorstellung, daß der Bemittelte sich von der Dienstpflicht loskaufen, ein Untertan für den anderen seine Haut zu Markte tragen solle, war ganz und gar unpreußisch, widersprach allen Traditionen der Armee. Das französische System der Stellvertretung wurde wohl von einigen Zivilbeamten, aber von keinem einzigen namhaften Offizier empfohlen. Man dachte demokratischer als die Erben der Revolution, verlangte kurz und gut die Wehrpflicht für alle — und nicht bloß als ein Kriegsmittel für den Befreiungskampf, sondern als eine dauernde Einrichtung zur Erziehung des Volkes. Ein Verächter aller müßigen militärischen Künstelei, blieb Scharnhorst doch ein streng geschulter Fachmann; er wußte, wie wenig die Begeisterung allein die Ausdauer, die Kunstfertigkeit, die Mannszucht des geübten Soldaten ersetzen kann. Aus seiner reichen Geschichtskennntnis hatte er die Überzeugung gewonnen, je weicher die Sitten würden, um so nötiger sei den Nationen die militärische Erziehung, damit die männlichen Tugenden einfacher Zeiten der Kulturwelt erhalten blieben, die rüstige Kraft des Leibes und des Willens den fein Gebildeten nicht verloren gehe. Mit hellem Jubel ging Gneisenau auf diese mannhafte Anschauung des historischen Lebens ein; er wollte die militärischen Übungen schon in der Volksschule beginnen lassen, dann

sei der Heldenruhm der Spartaner für die moderne Menschheit nicht mehr unerreichbar. Allen Freunden Scharnhorsts aus der Seele schrieb Boyen die Verse: Wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem Schwert, denn es ziemet jedem Stande zu verteidigen Thron und Herd!

Über den Grundsatz also bestand kein Zweifel. Doch wie die unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung entgegenstellten, besiegen? Die Söhne der gebildeten Klassen in Friedenszeiten ohne weiteres in das stehende Heer einzureihen, erschien dieser Zeit, die soeben erst der Barbarei der alten Kriegszucht entwuchs, als eine unerträgliche Härte, und zudem erzwang Napoleon im September 1808 den Pariser Vertrag, kraft dessen der mißhandelte Staat sich verpflichten mußte, nicht mehr als zweiundvierzigtausend Mann Truppen zu halten.

DAS KRÜMPERSYSTEM

So blieb nur übrig, den Eroberer zu überlisten, die Verträge zu umgehen und neben dem stehenden Heere eine Reservearmee, eine Landwehr für Kriegsfälle zu schaffen. Aber auch zu diesem Ziele war der gerade Weg versperrt. Scharnhorst erkannte sofort, das einfachste sei, die Landwehr durch die Schule des stehenden Heeres gehen zu lassen, die Reservearmee aus ausgedienten Soldaten zu bilden. Und doch war dies für jetzt unmöglich. Die Einstellung einer so großen Anzahl von Rekruten hätte alsbald den Argwohn Napoleons erregt, und überdies konnte eine so gebildete Landwehr offenbar erst nach Jahren eine erhebliche Stärke erreichen, während man in jedem neuen Monat den Wiederausbruch des Krieges erwartete. Darum mußte man sich mit einer Miliz begnügen, welche ohne sichtbaren Zusammenhang mit dem stehenden Heere, scheinbar nur für den inneren Sicherheitsdienst bestimmt, aber durch wiederholte Übungen militärisch geschult und mit genügenden Waffenvorräten versehen, sofort beim Ausbruch des Krieges als Reservearmee auftreten sollte. Viermal hat Scharnhorst während der Jahre 1807 bis 1810 diese Landwehrpläne wiederaufgenommen und

mit dem Monarchen beraten. Seinen ersten Entwurf brachte er bereits am 31. Juli 1807 zustande, ganz selbständig, lange bevor die österreichische Landwehr bestand.

Die älteren Pläne verfolgten den Hauptzweck, die Söhne der wohlhabenden Klassen, die sich selber bewaffnen und bekleiden konnten, für den Dienst im Kriege vorzubereiten; unter dem harmlosen Namen einer Bürgergarde oder Nationalwache sollten sie im Frieden eingeübt werden. Im Sommer 1809 gab der Rastlose seinen Entwürfen eine großartige Gestalt, welche bereits die Grundzüge der Organisation von 1813 erkennen läßt. Er dachte hoch von der Heldenkraft eines zornigen Volks, doch er sah auch nüchtern voraus, wie viele Zeit vergehen muß, bevor aus einem bewaffneten Haufen eine kriegstüchtige Truppe wird. Sein Plan war: das stehende Heer beginnt den Angriff; unterdessen bildet sich die Reservearmee aus den ausgedienten und überzähligen Soldaten sowie aus allen jüngeren Kantonspflichtigen; die Wohlhabenden treten als freiwillige Jäger ein. Diese Landwehr übernimmt den Festungsdienst und die Belagerung der vom Feinde besetzten Plätze; sobald sie genügend ausgebildet ist, zieht sie dem Heere nach und an ihre Stelle rückt die inzwischen versammelte Miliz, ein Landsturm, der alle noch übrigen Wehrhaften umfaßt. Scharnhorst wußte, wie ungern Napoleon sich der Vendeer Kämpfer erinnerte, wie sehr er den Volksaufstand fürchtete; er hoffte den Befreiungskampf mit einem kleinen Kriege zu eröffnen, der sich auf einige Festungen oder verschanzte Lager stützen sollte, und ließ das für solchen Zweck so ungünstige Terrain der norddeutschen Ebene sorgsam auskundschaften. Gneisenau dachte sogar aus dem kleinen Spandau ein Torres Vedras der Ebene zu machen, als er von Wellingtons portugiesischen Siegen erfuhr.

Aber alle diese Hoffnungen wurden zuschanden. Sobald Napoleon von einem preußischen Landwehrplane hörte, griff er stets sofort mit herrischer Drohung ein; nicht einen Schritt durfte ihm der verhaßte Gegner über die Pariser Versprechungen hinausgehen, nur er selber behielt sich vor, sie mit Füßen zu treten. Man mußte endlich einsehen, daß die Bildung einer Landwehr



Napoléon I.

schlechterdings unmöglich blieb, solange Preußen noch nicht in der Lage war, an Frankreich den Krieg zu erklären. Das einzige, was bis dahin geschehen konnte, ohne das Mißtrauen des Imperators aufzustacheln, war die raschere Ausbildung der Mannschaften des stehenden Heeres. Die gesetzliche zwanzigjährige Dienstzeit der Kantonpflichtigen blieb unverändert, doch man hob ihrer so viele aus als irgend möglich und beurlaubte dann diese leidlich auserzienten „Krümper“²³ nach einigen Monaten. Die vertragsmäßige Heeresziffer wurde dabei nicht allzu streng eingehalten; das Leibregiment in Berlin ließ jahrelang, so oft die Truppe zum Felddienst ausrückte, einen Teil der Mannschaft in der Kaserne zurück, damit Napoleons Späher die Stärke der Bataillone nicht bemerkten. Es konnte nicht fehlen, daß manche Wehrpflichtige sich der strengeren Aushebung durch die Flucht entzogen, wie umgekehrt viele Kon-skribierte aus den Rheinbundlanden nach Preußen hin-überflohen; es gab beständig kleine Unruhen an den Landesgrenzen, der arme Mann wurde ganz irr an der wüsten Zeit. Im ganzen zeigte das Volk dem Könige hingebende Treue; geschah es doch einmal, daß Bauern aus der Umgegend nachts eine Kanone von den Wällen der westfälischen Festung Magdeburg stahlen und sie zu Schiff nach Spandau entführten: ihr angestammter Herr brauche Waffen gegen den Franzmann. Durch das Krümpersystem bildete Scharnhorst nach und nach hundert-fünzigtausend Soldaten notdürftig aus. Ein tragisches Schauspiel, wie der große Mann so jahraus jahrein mit tausend Listen und Schlichen dem allwissenden Feinde zu entschlüpfen suchte. Seine Seele schmachtete nach der Freude der Schlacht; den letzten Hauch von Mann und Roß, alles, was an die Wände pissen konnte, wollte er dahingeben, damit Deutschland wieder sei; und immer wieder vereitelte der wachsame Gegner die Pläne der Rüstung. Erst als die Stunde des offenen Kampfes schlug, trat mit einem Schlage ins Leben, was in fünf Jahren voll aufreibender Arbeit, voll namenloser Sorge still bereitet war. Scharnhorst und niemand sonst ist der Vater der Landwehr von 1813

DIE SCHWERE NOTZEIT

Unterdessen brachten Haß und Not in den gebildeten Klassen Norddeutschlands eine grundtiefe Umstimmung der Gesinnungen zur Reife, die durch die Gedankenarbeit der romantischen Literatur längst vorbereitet war. Nach den großen Heimsuchungen des Völkerlebens erhebt sich stets ein Sturm von Klagen und Anklagen, die gequälten Gewissen suchen die Schuld aller auf die Schultern einzelner hinüberzuwälzen, Schmähreden und Schmutzschriften kriechen wie ekle Würmer aus dem Leichnam der gefallenen alten Ordnung. So stürzte sich auch auf den gedemütigten preußischen Staat ein Schwarm frecher Lästere — zumeist dieselben Menschen, die vor dem Kriege den Bund Norddeutschlands mit Frankreich verherrlicht hatten. Cöllns Feuerbrände, Massenbachs Denkwürdigkeiten, Buchholz' Galerie preußischer Charakter und ähnliche Schriften trugen geschäftig allen Unrat zusammen, der sich nur irgend in den Winkeln der alten Monarchie aufwühlen ließ, bis herab zu den Domänenkäufen der Zeiten Friedrich Wilhelms II. Jene dünnkelhafte, unfruchtbare Altklugheit, die seit Nicolais Tagen in den Kreisen der Berliner Halbbildung nicht mehr aussterben wollte, fand jetzt ihren politischen Ausdruck. Wie jener ehrliche Alte einst im Namen der Aufklärung alles Freie und Lebendige der jungen Dichtung bekämpft hatte, so wurde jetzt im Namen der Freiheit der Krieg gegen Napoleon getadelt und verhöhnt. Nur Englands Kaufmannsselbstsucht und der Übermut der preußischen Offiziere hatten das friedliebende Frankreich zum Kampfe gezwungen; und nichts wollte Buchholz dem Staate Friedrichs weniger verzeihen als den unwürdigen Bund mit der russischen Unkultur gegen die französische Kultur.

Die Verfasser dieser Libelle²⁴ wurden die geistigen Ahnherren einer neuen politischen Richtung, welche seitdem unter mannigfachen Formen und Namen auf dem Berliner Boden heimisch und ein Krebschaden des preußischen Staates blieb, einer gewerbsmäßigen Tadelsucht, die unerschöpflich im Skandal, unendlich eingebildet und doch wehrlos gegen die Macht der Phrase, immer

mit großen Worten von Freiheit und Fortschritt prunkte und ebenso regelmäßig die Zeichen der Zeit verkannte. Gemeinsam war diesen Schriften auch ein echt deutscher Charakterzug, eine nationale Schwäche, wovon nur wenige unserer Publizisten ganz frei geblieben sind: die eigentümliche Unfähigkeit, die Dimensionen der Menschen und der Dinge recht zu sehen, das Große und Echte von dem Kleinen und Vergänglichen zu unterscheiden. Ganz in dem gleichen Tone wie Lombard und Haugwitz wurden auch Hardenberg und Blücher von jenen Allestadlern mißhandelt, und den Lesern blieb nur der trostlose Eindruck, daß in dem faulen Holze dieses Staates kein Nagel mehr haften wolle.

Indes die Not des Tages drückte allzuschwer; das Volk dachte zu ehrenhaft, um sich noch lange beim rückwärtsschauenden Tadel aufzuhalten. Wer ein Mann war, blickte vorwärts, dem Tage der Freiheit entgegen. Die Schmähschriften fielen platt zu Boden; selbst in Berlin fand die Kritik der Lästerei geringen Anklang. Ein tiefer Ernst lagerte auf den Gemütern; es war, als ob alle Menschen reiner und besser würden, als ob der Zorn über den Untergang des Vaterlandes alle gemeinen und niedrigen Regungen des Herzens ganz aufsöge. Niemals früher hatte ein so lebendiges Gefühl der Gleichheit hoch und niedrig im deutschen Norden verbunden: man rückte traulich zusammen wie die Hinterbliebenen im verwaisten Hause. Unzählige Vermögen waren zerstört, der ganze Reichtum des preußischen Adels darauf gegangen; die willkürliche neue Länderverteilung hatte den altgewohnten Verkehr ganzer Landesteile vernichtet; Tausende treuer Diener konnte der verstümmelte Staat nicht mehr beschäftigen. Wer jung ins Leben eintrat und dem Glückssterne der rheinbündischen Untreue nicht folgen wollte, fand nirgend eine Stätte zu fröhlichem Wirken; man wußte in diesen napoleonischen Tagen nichts mit sich anzufangen, wie Dahlmann²⁵, seiner harten Jugendzeit gedenkend, sagte. Die Erbitterung wuchs und wuchs, und je weiter sich die Entscheidung hinausschob, um so mächtiger und leidenschaftlicher war der Glaube, dies Eintagsgebilde der Fremdherrschaft könne und dürfe nicht dauern, diese Verwüstung alles deutschen Lebens

sei eine Sünde wider Gott und Geschichte, sei der Fiebertraum eines hirnwütigen Frevlers.

AUFERSTEHUNGSHOFFNUNGEN

Während dieser Tage krampfhafter Aufregung erwachte in Norddeutschland zuerst die Idee der deutschen Einheit — recht eigentlich ein Kind des Schmerzes der historischen Sehnsucht, einer ebenso sehr poetischen wie politischen Begeisterung. Wie felsenfest hatte das achtzehnte Jahrhundert an die Ewigkeit seines römischen Reichs geglaubt. Wie zahm, zufrieden und liebevoll hatte noch das Geschlecht der neunziger Jahre an seinen Fürsten gegangen, als Georg Forster in dem Gedenkbuche des Jahres 1790 mit beweglichen Worten die „menschenfreundliche Handlung eines deutschen Fürsten“ schilderte und Chodowiecki in einem Kupferstiche diesen großen Menschenfreund verewigte — den Erzherzog Max nämlich, wie er einer Marktfrau den Korb auf den Kopf zu nehmen half! Jetzt war das Reich dahin, die Deutschen waren kein Volk mehr, nur noch Sprachgenossen. Wie bald konnte auch dies letzte Band zerreißen, da das linke Rheinufer für immer der welschen Gesittung verfallen schien und im Königreich Westfalen die französische Amtssprache bis zur Elbe hin herrschte; unsere Fürsten aber, die vielgeliebten, heißbewunderten, trugen die Ketten des Fremdlings, sie alle bis auf zwei! Und mitten im Niedergange ihres alten Volkstums blieb den Deutschen noch das stolze Gefühl, daß die Welt ihrer nicht entbehren könne, daß sie eben jetzt, durch ihre Dichter und Denker, für die Menschheit mehr getan als jemals ihre Besieger. Aus dem Jammer der Gegenwart flüchtete die Sehnsucht in die fernen Zeiten deutscher Größe; das Kaisertum, vor kurzem noch ein Kinderspott, erschien jetzt wieder als ein Ruhm der Nation. In allen den aufgeregten Briefen, Reden und Schriften dieser bedrängten Tage klingen die beiden bitteren Fragen wieder: Warum sind die Deutschen als einzelne so groß, als Nation so gar nichts? Warum sind, die einst der Welt Gesetze gaben, den Fremden unter die Füße geworfen?

Die Dichter und Gelehrten waren gewohnt, von einem

idealen Deutschland zu reden, über die Grenzen der Länder und Ländchen hinweg an alle Söhne deutschen Blutes sich zu wenden. Nun, da die Literatur mit politischer Leidenschaft sich erfüllte, übertrug sie diese Anschauungen kurzerhand auf den Staat. Fichte richtete seine politischen Ermahnungen als Deutscher schlechtweg an Deutsche schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Die Deutschheit, die echte alte unverstümmelte deutsche Art sollte wieder zu Ehren kommen. Eine hochherzige Schwärmerei pries in überschwenglicher Begeisterung den angeborenen Adel deutschen Wesens, denn nur durch die Überhebung konnte ein so unpolitisches Geschlecht wieder zur rechten Schätzung des Heimatlichen, zum nationalen Selbstgeföhle gelangen. An die Stelle der alten leidsamen Ergebungen trat ein verwegener Radikalismus, der alle die Gebilde unserer neuen Geschichte als Werke des Zufalls und des Frevels verachtete: was blieb denn noch ehrwürdig und der Schonung wert in diesem rheinbündischen Deutschland? Waren nur erst die fremden Tyrannen gestürzt, ihre freiwilligen Sklaven gezüchtigt und die widerwilligen befreit, so sollte ein neues mächtiges Deutschland, glänzend im Schmucke heller Gedanken und ruhmreicher Waffen, sich politisch gestalten — gleichviel in welchen Formen, aber einig und aus dem ureigenen Geiste der Nation heraus — und dann mußten die Deutschen, ließ man sie nur frei gewähren, auch die Kunst und Wissenschaft, die reichsten Kränze, die je ein hellenisches Haupt geschmückt, sich auf die Siegerstirne drücken. Von dem einen Gewaltigen, der unserer Nation schon einmal den Weg zur politischen Macht gewiesen, sprach man ungern. Was dies neue Geschlecht brauchte, war scheinbar das Gegenteil der friderizianischen Gedanken; Friedrichs Werk schien vernichtet, und viele der jungen Schwärmer wollten ihm nie verzeihen, daß er das Schwert gegen die gesalbte kaiserliche Majestät erhoben hatte. Großherziges Vergessen der alten Bruderkämpfe, treue Eintracht aller deutschen Stämme, das war es,

was man forderte für den gemeinsamen Kampf; nicht von einem gegebenen politischen Mittelpunkte aus, sondern durch die Erhebung der gesamten Nation sollte das Weltreich zerschmettert werden, und alles weitere fand sich dann von selbst.

Es wurde verhängnisvoll für unser politisches Leben, daß der Gedanke der nationalen Einheit bei uns nicht wie in Frankreich langsam die Jahrhunderte hindurch heranreifte, die natürliche Frucht einer stetigen, immer auf dasselbe Ziel gerichteten monarchischen Politik, sondern so urplötzlich nach langem Schlummer wieder erwachte, unter zornigen Tränen, unter Träumen von Zeiten, die gewesen. Daher jener rührende Zug idealistischer Schwärmerei, treuherziger Begeisterung, der die deutschen Patrioten der folgenden Generationen so liebenswürdig erscheinen läßt. Daher ihre krankhafte Verbitterung: denn auch nachdem der rauhe Franzosenhaß jener gequälten Zeit verraucht war, blieb ein tiefer Groll gegen das Ausland in den Herzen der begeisterten Teutonen zurück; man konnte nicht träumen von Deutschlands künftiger Größe, ohne die fremden Völker zu schelten, die sich so oft und so schwer an der Mitte Europas versündigt hatten. Daher auch die wunderbar verschwommene Unklarheit der politischen Hoffnungen der Deutschen. Ein durch unbestimmte historische Bilder erhitzter Enthusiasmus berauschte sich für die Idee eines großen Vaterlandes in den Wolken, das irgendwie die Herrlichkeit der Ottonen und der Staufer erneuern sollte, begrüßte jeden, der in die gleichen Klagen, in die gleiche Sehnsucht mit einstimmte, Männer der verschiedensten politischen Richtungen, willig als Parteigenossen, und bemerkte kaum die lebendigen Kräfte der wirklichen deutschen Einheit, die in dem preußischen Staate sich regten. Daher endlich die haltlose Schwäche des deutschen Nationalgefühls, das noch nicht die untrügliche Sicherheit eines naiven volkstümlichen Instinktes erlangt hatte. Der Traum der deutschen Einheit drang sehr langsam aus den gebildeten Ständen in die Massen des Volkes hinab, und auch dann noch blieb der große Name des Vaterlandes dem geringen Manne lange nur ein unbestimmtes Wort, eine wundervolle Verheißung,

und die ehrliche Liebe zum einigen Deutschland vertrug sich wohl mit einem engherzigen, handfesten Partikularismus.

In Preußen stand die alte Königstreue zu fest, als daß sich die Hoffnungen der Patrioten so ganz ins Grenzenlose hätten verlieren können. Es ist kein Zufall, daß keiner unter den Publizisten und Volksrednern der Zeit so viel nüchterne realpolitische Einsicht zeigte wie Schleiermacher²⁶, der geborene Preuße: wenn er von Deutschlands Befreiung sprach, so blieb ihm die Wiederherstellung der alten preußischen Macht immer die selbstverständliche Voraussetzung. Wenn Schenkendorf in begeisterten Versen vom Kaiser und vom Reiche predigte, wenn Heinrich Kleist die Deutschen beschwor, „voran den Kaiser“ in den heiligen Krieg zu ziehen, so nahmen auch sie stillschweigend an, daß Preußen unter diesem neuen Kaisertum eine würdige Stelle behaupten müsse. Auf dem Turnplatze in der Hasenheide, in den Kreisen von Jahn, Harnisch und Friesen, vernahm man sogar schon die zuversichtliche Weissagung: Preußen habe immerdar Deutschlands Schwert geführt und müsse in dem neuen Reiche die Krone tragen. Fichte dagegen wuchs erst nach und nach in diese preußischen Anschauungen hinein, gelangte erst im Jahre 1813 zu der Erkenntnis, daß allein der König von Preußen „der Zwingherr zur Deutschheit“ werden könne. Auch Arndt lernte erst durch Preußens Siege die Notwendigkeit der friderizianischen Staatsbildung verstehen. Gemeinsam war aber allen jugendlichen Patrioten, auch den Preußen, der kindliche Glaube an ein unbestimmtes wunderbares Glück, das da kommen müsse, wenn Deutschland nur erst wieder sich selber angehöre. Die ganze Macht überschwenglicher Gefühle, die sich in dem klassischen Zeitalter unserer Dichtung angesammelt hatte, ergoß sich jetzt in das politische Leben. Niemals hatte die norddeutsche Jugend so stolz, so groß gedacht von sich selber und von der Zukunft ihres Volkes, wie jetzt, da dies Land vernichtet schien; ihr war kein Zweifel, das ganze große Deutschland, das einträchtig wie eine andächtige Gemeinde den Worten seiner Dichter gelauscht hatte, mußte als eine geschlossene Macht wieder eintreten in

die Reihe der Völker. Doch nirgends ein Versuch zur Bildung einer politischen Partei mit klar begrenzten erreichbaren Zielen; nicht einmal ein Meinungskampf über die Frage, in welchen Formen sich das verjüngte Vaterland neu gestalten sollte. Aus der Fülle von Ahnungen und Hoffnungen, welche die ungeduldigen Gemüther bewegte, trat nur ein einziger greifbarer politischer Plan hervor — und dieser eine freilich ward mit schwerem Ernst erfaßt — der Entschluß zum Kampfe gegen die Herrschaft der Fremden.

DIE UNERTRÄGLICHE FRANZOSENHERRSCHAFT

Noch anderthalb Jahre nach dem Frieden von Tilsit blieb der Feind im Lande, und auch nachher, als die französischen Truppen Preußen endlich geräumt hatten, stand ganz Deutschland unter der scharfen Aufsicht der napoleonischen Spione. Alle französischen und rheinbündischen Diplomaten mußten Bericht erstatten über die Stimmung im Volke. Bignon in Stuttgart und der westfälische Gesandte Linden in Berlin trieben das unsaubere Gewerbe mit besonderem Eifer; Napoleons Gesandter in Kassel, der geistreiche Schwabe Reinhard, ein Freund Goethes, benutzte seine Verbindungen mit der deutschen literarischen Welt, um den Imperator über jede Regung deutscher Gedanken zu unterrichten. Darum mußten die Patrioten, ganz wider die Neigung und Begabung der deutschen Natur, zu geheimen Vereinen zusammentreten. Hardenberg selbst sagte in jener Rigaer Denkschrift dem Könige, in solcher Zeit seien Geheimbünde unentbehrlich.

Nur wenige unter den deutschgesinnten Preußen sind, solange die Feinde das Land besetzt hielten, dem unterirdischen Treiben ganz fern geblieben. Auch Stein traf, wie Schön erzählte, in Königsberg zuweilen in tiefem Geheimnis mit Gneisenau, Süvern und anderen Freunden zusammen, um die Lage des Vaterlandes, die Möglichkeit der Wiedererhebung zu besprechen. Selbst die hellen Köpfe — so gewaltig war die Aufregung — wollten nicht ganz lassen von der bodenlosen Hoffnung, daß vielleicht ein glücklicher Handstreich, eine plötzliche Erhebung des Volks

den französischen Spuk verscheuchen könnte. In den Gesellschaften des Berliner Adels taten sich einige, zumal unter den Damen, durch die urwüchsige Kraft ihres Franzosenhasses, durch lautes Schelten gegen die Halben und Schwächlinge hervor; man nannte sie unter den Uneingeweihten den Tugendbund, und alle Welt wußte, wann sie sich insgeheim versammelten, da die deutsche Ehrlichkeit sich auf die dunklen Künste der Verschwörer schlecht verstand. Ernsthaftere Pläne verfolgte eine Reihe anderer formloser patriotischer Vereine, denen Lützow und Chasot, Reimer, Eichhorn, Schleiermacher, wackere Männer des Heeres, des Bürgertums und der Wissenschaft angehörten. Hier kaufte man Waffen auf, soweit die ärmlichen Mittel reichten, suchte die Gesinnungsgenossen ringsum in Deutschland zu sammeln, zu ermahnen, zu ermutigen; wie oft ist Leutnant Hüser von Berlin nach Baruth hinübergeritten, um Briefe an den Mitverschworenen Heinrich Kleist auf die sächsische Post zu geben. Später stiftete Jahn mit einigen seiner Turnfreunde einen Deutschen Bund; wie die Eidgenossen auf dem Rütli traten die Verschworenen nachts im Walde bei Berlin zusammen und weihten sich zum Kampfe für das Vaterland. Als der Ausbruch des Krieges sich weiter und weiter hinausschob, ging unter den Heißspornen zuweilen die Rede: wenn dieser Zauderer Friedrich Wilhelm III. durchaus nicht wolle, so müsse sein Bruder, der ritterliche Prinz Wilhelm, den Thron besteigen.

Die Zeit lag im Fieber. Es war ein ewiges geheimnisvolles Kommen und Gehen unter den Patrioten; sie zogen verkleidet umher, sammelten Nachrichten über die Stellungen des Feindes, über die Stärke der festen Plätze; auch der Offenherzige mußte lernen, mit sympathetischer Tinte zu schreiben, unter falschem Namen zu reisen. Wie hatte sich doch die stille norddeutsche Welt verwandelt, welche Wildheit dämonischer Leidenschaft flammte jetzt in den vormals so friedlichen Herzen! Die ganze neue Ordnung der Dinge stand auf zwei Augen; unwillkürlich ward der Gedanke laut, ob diese sich denn niemals schließen sollten? Die treue Gräfin Voß flehte im stillen Kämmerlein zu ihrem Gott, er

möge diesen Mann des Unheils von der Erde hinwegnehmen. Unter den jungen Leuten im Magdeburgischen, den Freunden Immermanns war die Frage, wie man wohl den Korsen aus dem Wege räumen könne, ein gewöhnlicher Gegenstand des Gesprächs, und keiner fand ein Arges daran. Schwerere Naturen ergriffen den unheimlichen Gedanken mit grimmigem Ernst; Heinrich Kleist trug ihn monatelang mit sich herum in seiner umnachteten Seele. Nachher lernte Napoleon mit Entsetzen aus dem Mordanfalle des unglücklichen Staps, wie tief sich der Haß selbst in fromme, schlichte Gemüther eingefressen. Natürlich, daß sich auch die akademische Jugend auf ihre Art an den verbotenen Vereinen beteiligte. Schon vor der Katastrophe von Jena bildeten Marburger Studenten, unter dem Eindrucke der Ermordung Palms, einen geheimen Bund zur Wahrung deutscher Art und Freiheit. Der berühmteste aber unter jenen Geheimbünden, mit dessen Namen die Franzosen alle anderen zu bezeichnen pflegten, der Königsberger Tugendbund, zählte nie mehr als etwa dreihundertfünfzig Mitglieder, darunter nur vier Berliner. Einige wohlmeinende, aber wenig einflußreiche Patrioten, wie Bärsch, Lehmann, Mosqua und der junge Jurist Bardeleben, hatten ihn mit Erlaubnis des Königs gestiftet, um den sittlichen und vaterländischen Sinn zu beleben, und lösten ihn sofort gehorsam wieder auf, als nach dem Abzuge der Franzosen die rechtmäßige Staatsgewalt zurückkehrte und das alte Verbot der geheimen Gesellschaften wieder einschärfte. Weder Stein noch Scharnhorst gehörte ihm an, und von ihren nahen Freunden nur zwei, Grolman und Boyen.

Überhaupt blieb die Wirksamkeit der Geheimbünde weit geringer, als die geängsteten Franzosen annahmen, die sich den Sturz der napoleonischen Herrschaft nur aus dem Walten geheimnisvoller Mächte erklären konnten. Mancher wackere Mann wurde durch dies Vereinsleben für die vaterländische Sache gewonnen; einige der Besten aus der jungen Generation, die späterhin an die Spitze der Verwaltung traten, Eichhorn, Merckel, Ribbentrop sind durch diese Schule gegangen. Scharnhorst, der alles sah und alles wußte, betraute dann und wann ein-

zelne der Verschworenen mit gefährlichen Aufträgen, wenn es etwa galt, einen Waffentransport über die Grenze zu schaffen. Im Jahre 1812 nahm das stillgeschäftige Treiben einen neuen Aufschwung; man unterstützte deutsche Offiziere, die in russischen Dienst treten wollten, man verbreitete im Rücken der großen Armee die Nachrichten von ihren Niederlagen, fing auch wohl einmal einen französischen Kurier ab. Doch im ganzen war der augenblickliche Erfolg unerheblich, um so stärker und keineswegs erfreulich, die Nachwirkung. Jenes phantastische Wesen, das dem jungen Deutschtum von Haus aus eigen war, gewann durch die Geheimbünde neue Nahrung. Ein Teil der Jugend gewöhnte sich mit dem Unmöglichen zu spielen, die harten Tatsachen der gegebenen Machtverhältnisse zu mißachten, und setzte dann nach dem glücklich erkämpften Frieden ein Treiben fort, das allein in dem Drucke der Fremdherrschaft seine Rechtfertigung gefunden hatte. Die Regierungen andererseits wurden, als späterhin das Mißtrauen gegen die befreiten Völker erwachte, durch die Erinnerung an jene Zeit der Gärung in ihrer kleinlichen Angst bestärkt.

Genug, der preußische Staat blieb auch in dieser Bedrängnis seinem monarchischen Charakter treu. Was auch einzelne auf eigene Faust für die Befreiung des Vaterlandes planen mochten, ihre verwegensten Hoffnungen gingen doch nur darauf, den Monarchen mit sich fortzureißen, sie gedachten für den König, wenn auch ohne seinen Befehl zu kämpfen. Das treue Volk aber konnte zu den Versuchen eigenmächtiger Schilderhebung niemals Vertrauen fassen; der Aufstand gelang erst, als der König selbst die Seinen zu den Waffen rief. Die Unfreiheit, die im Wesen jedes Geheimbundes liegt, sagte dem trotzigem Selbstgeföhle der Deutschen nicht zu. Gerade die Besten und Stärksten wollten sich nicht also selber die Hände binden, sie sagten wie Gneisenau: „Mein Bund ist ein anderer, ohne Zeichen, ohne Mysterien, Gleichgesinntheit mit allen, die ein fremdes Joch nicht ertragen wollen.“ Ungleich mächtiger als die Tätigkeit der geheimen Vereine war jene große Verschwörung unter freiem Himmel, die überall, wo treue

Preußen wohnten, ihre Fäden schlang. Wer verzagen wollte, fand überall einen Tröster, der ihn mahnte zu harren auf die Erfüllung der Zeiten. Niemand aber im ganzen Lande sah dem Tage der Entscheidung mit so unerschütterlicher, leuchtender Zuversicht entgegen, wie General Blücher. Der wußte großen Sinnes das Wesentliche aus der Flucht der Erscheinungen herauszufinden, die innere Schwäche und Unmöglichkeit des napoleonischen Weltreichs stand ihm außer allem Zweifel. Zaghafte Gemüter hielten ihn für toll, als er in seiner derben Weise über den Herrscher der Welt kurzab sagte: „Laßt ihn machen, er ist doch ein dummer Kerl!“

SCHLEIERMACHER, FICHTE

In der alten Zeit des geistigen Schwelgens konnte ein feingebildeter Berliner nicht leicht auf den Gedanken kommen, daß es Pflicht sei, die Genüsse der reizvollen, geistsprühenden Geselligkeit dahinzugeben für die Rettung des in langweiliger Steifheit erstarrten Staates. Jetzt fühlten alle, daß der Reichtum der Bildung keinem den Frieden der Seele sicherte, daß die Schande des Vaterlandes einem jeden die Ruhe und Freude des Hauses störte, und in den beladenen Herzen fanden Schleiermachers Predigten eine gute Stätte. Er vor allen anderen wurde der politische Lehrer der gebildeten Berliner Gesellschaft. Dichte Scharen Andächtiger drängten sich in dem engen Rundbau der dürftigen kleinen Dreifaltigkeitskirche, wenn er in seinen breit dahinrauschenden, echt rednerischen Perioden, in immer neuen Wendungen den sittlichen Grundgedanken dieser neuen Zeit verkündigte: daß aller Wert des Menschen in der Kraft und Reinheit des Willens, in der freien Hingabe an das große Ganze liege: mehr denn jemals gelte jetzt die Mahnung des Apostels, zu haben als hätten wir nicht, Besitz und Leben nur als anvertraute Güter zu betrachten, die dahinfahren müßten für höhere Zwecke, und die Feinde nicht zu fürchten, die nur den Leib töten können; wieviel höher sei doch die sittliche Würde dessen, der in Liebe seinem Lande lebe, und wie verkomme in weichlicher Empfindsamkeit der Sinn, der nur an sich selber denke; wieviel Grund

zur Liebe und Treue bietet dieser Staat, der einst den anderen Deutschen ein Muster gewesen und noch immer eine Freistatt sei für jeglichen Glauben, ein Staat der Rechtlichkeit und des ehrlichen Freimuts. Das alles so einfach fromm, dem schlichtesten Sinne verständlich und doch so geistvoll, tief aus dem Borne der neuen Kultur geschöpft; so glaubensinnig und doch so klug auf die politischen Nöte des Augenblicks berechnet. Die praktische Theologie, die so lange seitab von den geistigen Kämpfen der Zeit im Hintertreffen gestanden, wagte sich wieder heraus auf die freien Höhen der deutschen Bildung, und die getrösteten Hörer empfanden, daß das Christentum in jedem Wandel der Geschicke immer neu und lebendig, immer zeitgemäß zu wirken vermag.

Der ungeheure Umschwung der Meinungen, die gewaltsame Umkehr der Zeit von selbstgenügsamer Bildung zum politischen Wollen zeigt sich wohl in keiner Schrift jener Tage so anschaulich wie in Fichtes²⁷ Abhandlung über Machiavelli²⁸. Der Ikarus unter den deutschen Idealisten, der Verächter des Wirklichen feierte jetzt den härtesten aller Realpolitiker, weil er in dem willensstarken Florentiner den Propheten seines Vaterlandes erkannte. Während die Trommeln der französischen Garnisonen drunten vor den Fenstern der Akademie erklangen, hielt Fichte dann seine Reden an die deutsche Nation. Zerknirscht und erschüttert, im Gewissen gepackt, lauschte die Versammlung, wenn der stolze Mann mit den strafenden Augen und dem aufgeworfenen Nacken schonungslos ins Gericht ging mit der tief gesunkenen Zeit, da die Selbstsucht durch ihr Übermaß sich selbst vernichtet habe, und endlich den Hörern sein radikales Entweder — Oder auf die Brust setzte: ein Volk, das sich nicht selbst mehr regieren kann, ist schuldig, seine Sprache aufzugeben. Darauf riß er die Gedeimütigten wieder mit sich empor und schilderte ihnen die unverwüstliche Kraft und Majestät des deutschen Wesens so groß, so kühn, so selbstbewußt, wie in diesen zwei Jahrhunderten des Weltbürgertums niemand mehr zu unserem Volke geredet hatte, aber auch mit der ganzen unklaren Überschwenglichkeit des neuen

literarischen Nationalstolzes: die Deutschen allein sind noch ursprüngliche Menschen, nicht in willkürlichen Satzungen erstorben, das Volk der Ideen, des Charakters; wenn sie versinken, so versinkt das ganze menschliche Geschlecht mit. Soll der Menschheit noch eine Hoffnung bleiben, so muß ein neues deutsches Geschlecht erzogen werden, das in seinem Vaterlande den Träger und das Unterpfand der irdischen Ewigkeit verehrt und dereinst den Kampf aufnimmt gegen den vernunftlosen, hassenswürdigen Gedanken der Universalmonarchie.

Die Predigten Schleiermachers erregten den Argwohn der französischen Spione. Mit dem hochfliegenden Pathos dieses Redners, der die Erfüllung seiner Träume auf eine zukünftige Generation verschob, wußten die Fremden nichts anzufangen: sie ahnten nicht, wie unwiderstehlich gerade der überschwengliche Idealismus die Gemüter dieses philosophischen Geschlechts ergriff. Der Jugend ging das Herz auf bei der Lehre: sich der Gattung zu opfern, sei der Triumph der Bildung, sei die Seligkeit des Ich. Die Zeit erlebte, wie Fichte mit philosophischer Herablassung sagte, „den seltenen Fall, wo Regierung und Wissenschaft übereinkommen“; sie fühlte, daß die Wiederaufrichtung des deutschen Staates mehr noch eine sittliche als eine politische Pflicht war; sie brauchte nichts dringender als jenen „festen und gewissen Geist“, den dieser Redner ihr zu erwecken suchte. Unwillkürlich gedachten die Hörer bei dem herrischen Wesen und der zermalmenden sittlichen Strenge des Philosophen an den Freiherrn vom Stein.

ARNDT, JAHN

In gleichem Sinne schrieb Arndt während und nach dem Kriege neue Bände seines Geistes der Zeit. Er zog zu Felde wider unsere Vielherrschaft, die zur Allknechtschaft geworden, wider die unpolitische Gerechtigkeit der Deutschen, die das Veraltete gewissenhaft verschonten, bis die Fremden damit aufräumten, und vor allem wider die übergeistige, überzärtliche Bildung, die da wähne, daß Kriege wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Männlichkeit trotzig und Festigkeit be-

schwerlich sei. Frischauf zum Rhein — so lautete sein Schluß — und dann gerufen: Freiheit und Österreich! Franz unser Kaiser, nicht Bonaparte!

In dem polternden Treiben des wunderlichen Recken Jahn zeigten sich schon einige der fratzenhaften Züge, welche das neue Deutschtum verunzierten: rauher und hochmütiger Fremdenhaß, vorlaute Prahlerei, Verachtung aller Anmut und feinen Sitte — ein formloses Wesen, das für unsere Jugend um so schädlicher werden mußte, da der Germane ohnehin geneigt ist, Grobheit und Wahrhaftigkeit zu verwechseln. Es blieb ein krankhafter Zustand, daß die Söhne eines geistreichen Volkes einen lärmenden Barbaren als ihren Lehrer verehrten. Indes war die Wirksamkeit des Alten im Bart während dieser ersten Jahre noch überwiegend heilsam. Für den einen Gedanken, der damals not tat, für den Entschluß zum Kampfe, langte sein derber Bauernverstand aus; auch besaß er eine seltene Gabe, die Jugend in Zucht zu nehmen, ihr einen ehrlichen Abscheu gegen alle Schlawheit und Verzärtelung einzuflößen. Die neue Turnkunst stahlte nicht nur die Kraft des Leibes dem verwöhnten Geschlechte. Man bemerkte auch bald, wie die Sitten der Berliner Jugend reiner und mannhafter wurden, seit im Jahre 1811 der Turnplatz auf der Hasenheide eröffnet war, und dies wog für jetzt schwerer als die Verwirrung, die der Turnvater in manchem jungen Kopfe anrichtete, wenn er mit dröhnender Stimme in seinem neuerfundenen Wortsturmschritt den Genossen sonderbare Runensprüche zurief. Sein Buch über das deutsche Volkstum brachte mitten in einem krausen Durcheinander schrullenhafter Einfälle manche lebendige Schilderung von der Kraft und Gesundheit altgermanischer Sitten.

Entsetzlich freilich, wie der rohe Naturalist, immer dem wahren Deutschtum zu Ehren, die zarten Blätter und Blüten unserer Sprache zwischen seinen harten Fäusten knetete. Alles wollte er ihr wieder rauben, was sie sich redlich erworben hatte im Gedankenaustausch mit anderen Völkern. Dabei widerfuhr ihm zuweilen, daß er ein neues urdeutsches Wort aus romanischer Wurzel bildete — so sein geliebtes Turnen selbst; aber

da er wie Luther den Bauern und den Kindern auf das Maul sah, so gelang ihm auch mancher glückliche Griff: das gute Wort Volkstum wurde von ihm erfunden. Und so übermächtig war noch der idealistische Schwung der Zeit, daß selbst dieser Eulenspiegel die eigentliche Größe seiner Nation in ihrem geistigen Schaffen suchte; er pries die Griechen und die Deutschen als der Menschheit heilige Völker und nannte Goethe den deutschesten der Dichter. In den gewaltigen Kämpfen zwischen Österreich und Preußen wollte er, ebenso harmlos wie mancher Größere unter den Zeitgenossen, nichts weiter sehen als die Balgereien von zwei kräftigen Jungen, die in ihrem Übermute sich raufen und, endlich zur Vernunft gekommen, sich vertragen. Doch behielt er Mutterwitz genug, um den tiefen Unterschied zwischen den beiden Mächten zu erkennen; der große Völkermang Österreich könne niemals ganz verdeutscht werden, von Preußen sei die Verjüngung des alten Reiches ausgegangen, und nur dieser Staat werde die Deutschen wieder zu einem Großvolke erheben. Hinweg mit dem deutschen Staatskrebs, der kindischen Landsmannschaftssucht, der Völkleinerei; eine oberste Gewalt im Reiche, eine Hauptstadt, Einheit der Zölle, der Münzen und Maße; dazu Reichstage und Landtage und eine mächtige Landwehr, aus allen Waffenfähigen gebildet, denn unter Germanen gilt der Grundsatz: Wehrlos, ehrlos!

Solche Gedanken in die Welt hinausgerufen mit einer berserkerhaften Zuversicht, als könne es gar nicht anders sein, und von der Jugend mit jubelnder Begeisterung aufgegriffen — und dies in einem Augenblicke, da Preußen wenig mehr als vier Millionen Köpfe zählte und niemand auch nur nachgedacht hatte über die Frage, wie man den österreichischen Völkermang mit dem reinen Deutschland unter einen Hut bringen könne! Wie schwer mußten diese stolzen Träume dereinst zusammenstoßen mit der harten Wirklichkeit der partikularistischen Staatsgewalten! Gelang selbst die Befreiung von der Herrschaft des Auslandes, eine grausame Enttäuschung, eine lange Zeit erbitterter bürgerlicher Kämpfe stand diesem hoffenden Geschlechte unausbleiblich bevor.

Nicht allein die Publizistik, sondern die gesamte Literatur wurde jetzt von der nationalen Leidenschaft ergriffen. Dem jungen Nachwuchs der Romantiker stellte Achim von Arnim die Aufgabe: die frische Morgenluft altdeutschen Wandels zu atmen, sich andächtig zu vertiefen in die Herrlichkeit der alten heimischen Sagen und Geschichte, damit wir erkennen, wie wir geworden und mit neuem Selbstvertrauen in der Gegenwart kämpfen. Im Bewußtsein eines hohen patriotischen Berufes und mit dem ganzen überspannten Selbstgeföhle, das der Literatur unseres neunzehnten Jahrhunderts eigentümlich blieb, schritten die jungen Dichter und Gelehrten ans Werk. Sie haben immer, ganz wie späterhin die Redner des Liberalismus und die Schriftsteller des Jungen Deutschlands der festen Überzeugung gelebt, die neue Ordnung der deutschen Dinge sei eigentlich von ihnen geschaffen, die Staatsmänner und Soldaten hätten nur ausgeführt, was sie selber so viel schöner und größer erdacht. Noch einmal kam der deutschen Literatur eine Zeit der Jugend. Wie vormals das Geschlecht von 1750 die Welt des Herzens entdeckt und mit naiver Verwunderung in ihren Schätzen gewöhlt hatte, so begrüßte die neue Romantik mit trunkenem Entzücken jeden glücklichen Fund, der eine Kunde brachte von der alten Größe des Vaterlandes. Sie bestaunte das deutsche Altertum mit großen verwunderten Kinderaugen; durch alles, was sie dachte und träumte, geht ein Zug historischer Pietät, ein bewußter Gegensatz zu der Verstandesbildung und der Pflege der exakten Wissenschaften im napoleonischen Reiche. Aus der Gärung dieser romantischen Tage stieg die große Zeit der historisch-philologischen Wissenschaften hervor, welche nunmehr, die Dichtung überflügelnd, auf lange hinaus in den Vordergrund des geistigen Lebens traten.

DIE HEIDELBERGER ROMANTIKER

Einige Jahre lang war Heidelberg der bevorzugte Sammelplatz der jungen literarischen Welt. Wie schmerzlich hatte der ehrwürdige Karl Friedrich von Baden, alle diese bösen Jahre über, die schmähhche Lage der

deutschen Kleinfürsten empfunden; nun konnte er doch auf seine alten Tage noch einmal durch eine gute Tat dem Vaterlande seine Liebe bewähren. Er stellte die unter bayrischer Herrschaft ganz verfallene Heidelberger Hochschule wieder her, von vornherein mit der Absicht, daß sie mehr sein sollte als eine Landesuniversität, eröffnete am Neckar der jungen Literatur eine Freistatt — die einzige fast in dem verödeten rheinbündischen Deutschland — und erlebte noch die Freude, daß die alte Rupertina²⁹ zum dritten Male, wie einst in den Zeiten Otto Heinrichs und Karl Ludwigs³⁰, mit neuen schöpferischen Gedanken in den Gang des deutschen Lebens eingriff.

Hier in dem lieblichsten Winkel unserer rheinischen Lande stand die Wiege der neuen romantischen Schule. Das efeuumrankte, in den Blüten der Bäume wie verschneite Schloß, die Türme der alten Dome drunten in der sonnigen Ebene, die geborstenen Ritterburgen, die wie Schwalbennester an den Felsen hängen, alles erinnerte hier an eine hochgemute Vorzeit, die der Sehnsucht so viel tröstlicher schien als die nüchterne Gegenwart. Achim Arnim und Clemens Brentano³¹ fanden sich hier zusammen, auch Görres³², der phantastische Schweber, der es drüben auf dem französischen Ufer, so nahe dem Pariser Höllenschlunde nicht mehr ausgehalten. Die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich auf deutscher Erde überall wohl gefühlt, wo sie warmerherzige Freunde fanden und ungestört ihren Idealen leben konnten; jetzt begannen die Norddeutschen, mit Sehnsucht nach den schönen Landen der Reben und der Sagen hinüberzuschauen. Wie frohlockte Heinrich Kleist³³, als er aus seinem armen Brandenburg in die Berge Süddeutschlands hinaufzog. Erst in diesen romantischen Kreisen sind Land und Leute unseres Südens und Westens wieder recht zu Ehren gekommen. Die Vorliebe für den Rhein, die jedem Deutschen im Blute liegt, wurde zu einem schwärmerischen Kultus, nun, da man ihn in fremden Händen sah. Wie oft, wenn die vollen Römergläser aneinanderklangen, wiederholte man die Klage Friedrich Schlegels³⁴:

Du freundlich ernste starke Woge,
Vaterland am lieben Rheine,
Sieh, die Tränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren!

Der Rhein war jetzt Deutschlands heiliger Strom, über jeder seiner Kirchen schwebte ein Engel, um jedes verfallene Gemäuer spielten die Nixen und Elfen oder die Heldengestalten einer großen Geschichte. Eine Menge von Liedern und Romanzen, wie sie die Lust des Weines und des Wanderns eingab, versuchte diese Bilder festzuhalten. Die Balladen der klassischen Dichtung hatten zumeist irgendwo in grauer Vorzeit, auf einem unbestimmten idealen Schauplatze gespielt; jetzt mußte der Dichter auch seinen kurzen Erzählungen einen bestimmten landschaftlichen Hintergrund, seinen Figuren ein historisches Kostüm geben. Man wollte die Wellen des Rheins und des Neckars hinter den Sagenbildern des Dichters rauschen hören, die biderben Sitten der deutschen Altvordern in seinen Helden wiederfinden.

Jener Teil der vaterländischen Geschichte, der allein noch in der Erinnerung des Volkes lebte, die letzten hundertundfünfzig Jahre waren den Patrioten widerwärtig als die Zeit der deutschen Zerrissenheit, den Poeten abschreckend durch die Prosa ihrer Lebensformen. Nur im Mittelalter sollte die ungebrochene Kraft des deutschen Volkstums sich zeigen, und man verstand darunter mit Vorliebe den Zeitraum vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert. Die fröhlichen Zunftbräuche der alten Handwerker, das geheimnisvolle Treiben der Bauhütten, die Wanderlust der fahrenden Schüler, die Abenteuer ritterlicher Wegelagerer — das war das echte deutsche Leben, und sein Schauplatz lag in den malerischen Gefilden des Südwestens, in dem eigentlichen alten Reiche. Bei alledem war von einer landschaftlichen Sonderbildung nicht die Rede. Die Norddeutschen samt einigen protestantischen Schwaben und Franken gaben noch immer den Ton an für das ganze Deutschland; auch die geborenen Rheinländer unter den Romantikern, Görres, Brentano, die Boisserees — die ersten Katholiken, die in der Geschichte unserer neuen Literatur wieder

mitzählten — verdankten ihres Lebens besten Inhalt jener gesamtdeutschen Bildung, die aus dem Protestantismus erwachsen war. Wer noch deutsch empfand und dachte, wurde von der historischen Sehnsucht der Zeit ergriffen; selbst die unästhetische Natur des Freiherrn vom Stein blieb davon nicht unberührt. An den Bildern der heimischen Vorzeit erbaute sich das nationale Selbstgefühl und Vorurteil. Nur unter den Germanen — das stand dem jungen Geschlechte fest — gedieh die Ursprünglichkeit persönlicher Eigenart; in Frankreich hatte die Natur, wie A. W. Schlegel spottete, freigebig von einem einzigen Originalmenschen dreißig Millionen Exemplare aufgelegt. Nur aus deutscher Erde sprang der Quell der Wahrheit; unter den Welschen herrschte der Lügengeist — so hieß jetzt kurzerhand alles, was der romantischen Jugend unfrei, langweilig, unnatürlich erschien: die akademisch geregelte Kunst, die mechanische Ordnung des Polizeistaates, die Nüchternheit der harten Verstandesbildung.

Unter den Schriften jenes Heidelberger Kreises wurde keine so folgenreich wie des Knaben Wunderhorn, die Sammlung alter deutscher Lieder von Arnim und Brentano. Der frische Junge auf dem Titelbilde, wie er so dahinsprengte auf freiem ungesatteltem Rosse, das Liederhorn in der erhobenen Hand schwingend, schien gleich einem Herold zum fröhlichen Kampfe gegen den Lügengeist zu rufen. Nicht ohne Besorgnis sendeten die Freunde diese übelangeschriebenen Lieder in die bildungsstolze Welt hinaus und baten Goethe, sie mit dem Mantel seines großen Namens zu decken. Ihnen lag daran, daß Deutschland nicht so verwirtschaftet werde wie die abgeholzten Berge am Rhein; sie hofften auf eine neue Zeit voll Sang und Spiel und herzhafter Lebensfreude, wo die Waffenübung wieder die allgemeine höchste Lust der Deutschen wäre und jedermann so froh und frei durch die Welt zöge wie heutzutage nur „die herrlichen Studenten“, die letzten Künstler und Erfinder in dieser prosaischen Zeit.

Die Sammlung erschien zur rechten Stunde; denn eben jetzt begann Schillers Tell auf weite Kreise zu wirken und weckte überall die Empfänglichkeit für die

einfältige Kraft der Altvordern. Man fand der freudigen Verwunderung kein Ende, als die Glocken des Wunderhorns mit süßem Schall erzählten, wie überschwenglich reich dies alte Deutschland mit der Gottesgabe der Poesie begnadet gewesen, welche Fülle von Liebe und Sehnsucht, Mut und Schelmerei Tausende namenloser Studenten und Landsknechte, Jäger und Bettelleute in ihren kunstlosen Liedern niedergelegt hatten. Herders große Offenbarung, daß die Dichtung ein Gemeingut aller sei, fand nun erst allgemeines Verständnis. Nachher gab v. d. Hagen in Berlin die Nibelungen heraus, und so schülerhaft die Bearbeitung war, die mächtigen Gestalten des grimmen Hagen und der rächenden Chriemhild erregten in der Seele der Leser doch die frohe Ahnung, daß unser Volk sechshundert Jahre vor Goethe schon einmal eine große Zeit der Dichtung gesehen habe. Noch überwog der Dilettantismus. Mittelalterlich und deutsch galt fast für gleichbedeutend; man warf die grundverschiedenen Epochen der mittelalterlichen Kultur kritiklos durcheinander, und die Begeisterten ließen sich's nicht träumen, daß die verhaßten Franzosen in der Blütezeit des Rittertums eigentlich die Tonangeber, die Kulturbringer gewesen waren. Der schwächlich phantastische Fouqué³⁵, dem doch nur zuweilen ein stimmungsvolles, den Geheimnissen des Waldes und des Wassers abgelaushtes Märchenlied oder eine kräftige Schilderung altnordischer Reckengröße gelang, wurde für einige Jahre der Modedichter der vornehmen Welt. Die Berliner Damen schwärmten für seine sinnigen, sittigen, minniglichen Jungfrauen, für die ausbündige Tugend seiner Ritter, schmückten ihre Putztische mit eisernen Kruzifixen und silberbeschlagenen Andachtsbüchern.

DIE HEBUNG ALTER SCHÄTZE

Die germanische Sprachforschung war bisher bei anderen Wissenschaften zu Gaste gegangen, nur nebenher von einzelnen Historikern, Juristen und Theologen gefördert worden. Nunmehr versuchte sie endlich sich auf eigene Füße zu stellen, Herdes³⁶ kühne Ahnungen und F. A. Wolfs³⁷ Ansichten über die Entstehung der homeri-

schen Gedichte für das deutsche Altertum zu verwerten. Die Gebrüder Grimm³⁸ gaben ihr zuerst den Charakter einer selbständigen Wissenschaft. Man achtete der beiden Anspruchslosen wenig, als sie in der Einsiedlerzeitung der Heidelberger auftraten; doch bald sollten sie sich als die Reinsten und Stärksten unter den Genossen bewähren. Durch sie vornehmlich ist der echte, fruchtbare Kern der romantischen Weltanschauung nachher einer gänzlich verwandelten Welt erhalten und in das geistige Vermögen der Nation aufgenommen worden. Sie nahmen den alten Glaubenssatz der Romantiker, daß dem Ozeane der Poesie alles entströme, in vollem Ernst, suchten auf jedem Gebiete des Volkslebens, in Sprache, Recht und Sitte nachzuweisen, wie sich die Bildung und Abstraktion überall aus dem Sinnlichen, Natürlichen, Ursprünglichen herausgestaltet habe. Wie vornehm herablassend hatten die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts noch zum Volke gesprochen, wenn sie sich ja einmal um den geringen Mann kümmerten; jetzt ging die zünftige Wissenschaft bei den kleinen Leuten in die Schule, hörte andächtig auf das Geplauder der Spinnstuben und der Schützenhöfe. Eine alte Bauersfrau half den Brüdern Grimm bei der Sammlung der deutschen Volksmärchen, und so entstand ein Buch wie Luthers Bibel: ein edles Gemeingut der europäischen Völker erhielt durch kongeniale Nachdichtung sein bleibendes nationales Gepräge. Die altindischen Märchengestalten, der Däumling, Hans im Glück, Dornröschen und Schneeweißchen, zeigten so grundehrliche deutsche Gesichter; die einfältige Heiterkeit, die ihnen auf der weiten Wanderung durch Deutschlands Kinderstuben angefliegen war, sprach so anheimelnd aus der schmucklos treuherzigen Erzählung, daß wir uns heute die Lieblinge unserer Kindheit nur noch in dieser Gestalt denken können, wie wir auch die Bergpredigt nur mit Luthers Worten hören wollen.

Um die nämliche Zeit wurde ein anderer, noch ärger verwahrloster Schatz der Vorzeit der Nation wieder geschenkt. Was hatten doch unsere alten Dome alles ausstehen müssen von der Selbstverliebtheit des letzten Jahrhunderts; die Bilderpracht ihrer Wände war mit

Gips und Mörtel überdeckt, an den gotischen Altären klebten Pfropfenziehersäulen und Posaunenengel. Nun führten der Kirchenhaß und der harte Nützlichkeitssinn der rheinbündisch-französischen Bürokratie einen neuen Bildersturm über Bayern, Schwaben und die Rheinlande herauf. Eine Menge ehrwürdiger Kirchen ward ausgeplündert und kam unter den Hammer; ein jammervoller Anblick, wenn beim Abbrechen der Mauern der Mörtel herabfiel und die schönen alten Fresken auf wenige Augenblicke wieder im Tageslichte glänzten, um alsbald für immer zu verschwinden. Da faßten sich die Brüder Boisseree³⁹ das Herz, zu retten, was noch zu retten war aus der großen Zerstörung; ihre stille treue Tätigkeit war das erste Lebenszeichen der wiedererwachenden deutschen Gesinnung am linken Ufer. Unermüdlich suchten sie unter dem Gerümpel auf den Böden der rheinischen Patrizierhäuser die vergessenen altdeutschen Gemälde zusammen. Ihre alte Mutter begleitete das fromme Werk mit ihrem Segen, die romantischen Freunde draußen im Reiche halfen treulich mit. Wie freuten sich Görres und Savigny⁴⁰, wenn sie ein schönes Altarschnitzwerk für wenige Kreuzer irgendwo von einem Bauern oder Trödler erstanden hatten und den Brüdern senden konnten. Alles war willkommen und fand Bewunderung, was nur die echten Züge altdeutschen Geistes trug: die idealistische Weichheit der kölnischen Malerschule so gut wie Dürers Tiefsinn und der kräftige Realismus der alten Niederländer. Dann fand Sulpiz Boisseree einige der alten Risse des Kölner Domes wieder auf und entwarf nun frohen Mutes die Zeichnungen für sein großes Domwerk. Mitten in den argen Tagen, da Napoleon einmal seine gute Stadt Köln besuchte und das schönste Gotteshaus der Deutschen nach wenigen Minuten eilig wieder verließ, um ein Kürassierregiment zu inspizieren, träumte jener treue Sohn des Rheinlandes schon von dem Wiederaufstehen der Kölner Bauhütte, die einst durch Jahrhunderte der lebendige Herd der deutschen Kunst am Rheine gewesen.

DIE HISTORISCHE RECHTSLEHRE

Derselbe feste Glaube an die Unsterblichkeit des deutschen Volkes beseelte auch den Schöpfer unserer Staats- und Rechtsgeschichte, K. F. Eichhorn⁴¹. Die alte Herrschaft des gemeinen Rechts schien für immer gebrochen, das Gebiet des Code Napoleon⁴² erstreckte sich bis zu den Ufern der Elbe, die Juristen des Rheinbundes legten das deutsche Recht schon zu den Toten. Da zeigte Eichhorn, wie der rechtsbildende Gemeingeist der deutschen Nation in allem Wandel der Staatsverfassung doch immer lebendig geblieben, wie allein aus dieser bleibenden Naturkraft das Werden und Wachsen des deutschen Rechtes zu erklären sei. Diese historische Ansicht von dem Wesen des Rechts, die schon durch Herder und die älteren Romantiker vorbereitet war, kam jetzt mit einem Male zur Reife, sie entsprang so notwendig aus der Weltanschauung des neuen Zeitalters, daß sie gleichzeitig von Männern der verschiedensten Anlage vertreten wurde: — so von Savigny, dem juristischen Lehrer der Brüder Grimm, der in Landshut durch seine Lehre von der rechterzeugenden Kraft des Volksgeistes bereits den Argwohn der bonapartistischen bayrischen Bürokratie erregte — so vor allen von Niebuhr, dessen Römische Geschichte als die größte wissenschaftliche Tat der Epoche rasch allgemeine Bewunderung fand. Auch bei ihm erschien der Geist des Römervolkes — ein der pragmatischen Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts ganz unbekannter Begriff — als die treibende Kraft, die gestaltende Notwendigkeit der römischen Geschichte, und zugleich wies er der historischen Forschung neue Bahnen durch eine scharfe Quellenkritik, die mit sicheren Streichen die gesamte alte Überlieferung der römischen Königsgeschichte über den Haufen warf. Doch er sagte, auch „der Historiker bedarf Positives“. Die toten Buchstaben der Quellen gewannen Leben vor seinen Augen, und durch ein wahrhaft schöpferisches Vermögen gestaltete er über den Trümmern der zerstörten Tradition ein Bild des wirklich Geschehenen. Und welche maßvolle Freiheit des politischen Urteils, ganz in Steins vornehmerm Sinne; wahres Lob für die

Mäßigung der Plebs, scharfer Tadel gegen den Übermut der Patrizier und dazu der echt preußische Schluß: unter einer starken Krone wäre eine solche Härte des Standesdünkels niemals möglich gewesen. So zeigte sich die Wissenschaft fast in allen Fächern noch lebendiger, noch produktiver als die Mehrzahl der jungen Poeten. Auch das war ein Zeichen der Zeit, daß Alexander von Humboldts⁴³ „Ansichten der Natur“ — zum ersten Male in Deutschland — die Ergebnisse schwerer naturwissenschaftlicher und geographischer Forschung in einfacher klassischer Darstellung der ganzen Nation zu frohem Genusse darboten.

Es war eine Zeit der Dämmerung. Frischer Morgenwind verkündete das Nahen eines schönen Tages, doch die Formen und Massen der jugendlichen Welt traten im unsicheren Zwiellicht noch nicht scharf und klar auseinander. Grundverschiedene Gesinnungen, die sich bald leidenschaftlich bekämpfen sollten, gingen noch harmlos Hand in Hand. Der Reaktionär Fouqué lebte mit dem radikalen Fichte wie der Sohn mit dem Vater. Von den romantischen Poeten dachten einige gläubig-fromm, während andere mit den mittelalterlichen Idealen nur ironisch spielten. Auf dem historischen Gebiete erschienen neben Niebuhrs und Eichhorns streng methodischen Forschungen auch phantastische Werke, wie Creuzers Symbolik, der erste Versuch, die geheimnisvolle Nachtseite der antiken Kultur, die Religion und die Mysterien der Alten zu verstehen — ein Buch voll geistreicher Ahnungen, aber auch voll spielender Willkür, dunkel wie die Träumerei der Naturphilosophie. Die wissenschaftliche Beschaulichkeit der historischen Juristenschule war nicht frei von Angst und Tatenscheu; sie hatte im Grunde wenig gemein mit Arndts hoffnungsvollem, unerschrockenem Freisinn und berührte sich vielfach mit den Ansichten von F. Gentz⁴⁴, der jetzt, erschöpft durch Ausschweifungen, innerlich erkältet und blasiert, in dem verflachenden, gedankenlosen Wiener Leben mehr und mehr ein unbedingter Lobredner der guten alten Zeit wurde. Der unerschöpfliche Gestaltenreichtum der deutschen Geschichte erlaubte jedem, wes Sinnes er auch war, sich für irgendein Stück der vater-

ländischen Vorzeit zu erwärmen. Die einen reizte der fremdartige Zauber, die andern der frische biderbe Volkston des mittelalterlichen Lebens. Während Fichte seine Hörer auf die Bürgerherrlichkeit der Hansa und die Schmalkaldener Glaubenskämpfer hinwies, verdamnte F. Schlegel den „Erbfeind“ Friedrich den Großen, und der prahlerische Phantast Adam Müller⁴⁵ feierte das Heilige Römische Reich als den Ausbau der Persönlichkeit Christi.

HEINRICH VON KLEIST

Die politische Leidenschaft der Zeit fand ihren mächtigsten künstlerischen Ausdruck in den Werken Heinrich von Kleists, jenes tief unseligen Dichters, der alle die Poeten der jungen Generation überragte. Durch die ursprüngliche Kraft dramatischer Leidenschaft und leibhaftig wahrer Charakteristik übertraf er selbst Schiller; doch der Ideenreichtum und die hohe Bildung, der weite Blick und die stolze Selbstgewißheit unseres ersten Dramatikers blieben dem Unglücklichen versagt; ein friedloser Sinn störte ihm das Ebenmaß der Seele. Kaum beachtet von den Zeitgenossen, durch ein rätselhaft grausames Schicksal um alle Freuden eines reichen Schaffens betrogen, erscheint er uns Rückschauenden heute als der eigentlich zeitgemäße Dichter jener bedrückten Tage, als der Herold jenes dämonischen Hasses, den fremde Unbill in die Adern unseres gutherzigen Volkes goß. Die Penthesilea war die wildeste, das Käthchen von Heilbronn die zarteste und holdeste unter den dämmernden Traumgestalten der deutschen Romantik, die Hermannsschlacht aber ein hohes Lied der Rache, eine mächtige Hymne auf die Wollust der Vergeltung — jeder Zug ebenso sinnlich wahr, anschaulich, lebensvoll wie einst Klopstocks Bardengesänge unbestimmt und verschwommen gewesen, jedes Gefühl unmittelbar aus dem Herzen der rachedürstenden Gegenwart heraus empfunden. Kleist hatte sich nicht, wie die patriotischen Gelehrten, die Idee des Vaterlandes erst durch Nachdenken erwerben müssen; er empfand den naiven, naturwüchsigen Haß des preußischen Offiziers,

er sah die alten glorreichen Fahnen, die sein und seines Hauses Stolz gewesen, zerrissen im Staube liegen, und wollte den züchtigen, der ihm das getan. Überall, wohin der Unstete seinen Wanderstab setzte, verfolgte ihn wie der Ruf der Erinnyen die wilde Frage: „Stehst du auf, Germania? Ist der Tag der Rache da?“ Stürmisch, furchtbar, wie noch nie aus eines Deutschen Munde, erklang von seinen Lippen die Poesie des Hasses:

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Über unsern Nacken legt!

Es war dieselbe unbändige Naturkraft der nationalen Leidenschaft wie einst in den wilden Klängen des Marsseilmarsches, nur ungleich poetischer, wahrer, tiefer empfunden. Nachher schuf der unglückliche Dichter in dem Prinzen von Homburg das einzige künstlerisch vollendete unserer historischen Dramen, das seinen Stoff aus der neuen, noch wahrhaft lebendigen deutschen Geschichte herausgriff, die schönste poetische Verklärung des preußischen Waffenruhms. Als auch dies Werk an den Zeitgenossen spurlos vorüberging und die Lage des Vaterlandes sich immer trauriger gestaltete, da starb der Ungeduldige durch eigene Hand — ein Opfer seiner angeborenen krankhaften Verstimmung, aber auch ein Opfer seiner finsternen, hoffnungslosen Zeit. Es bezeichnet den großen Umschwung des nationalen Lebens, daß jetzt ein Mann aus den alten brandenburgischen Soldatengeschlechtern mit der ganzen Farbenpracht der neuen Dichtung dieses preußische Soldatentum verherrlichte, das so lange verständnislos und unverstanden der modernen deutschen Bildung ferngeblieben war. Wie lebhaft beteiligte sich doch nunmehr das starre trotzig-junkertum der Marken an dem geistigen Schaffen der Nation: eine lange Reihe seiner Söhne, Kleist, Arnim und Fouqué, die Humboldts und L. von Buch⁴⁶ standen mit obenan unter Deutschlands Dichtern und Gelehrten. Das banausische Wesen des alten Preußentums war endlich völlig überwunden.

DER ALTE VON WEIMAR

Und seltsam, niemand hat diese große Wandlung im deutschen Volksgemüte, das Erstarken des freudigen nationalen Selbstgefühls mächtiger gefördert als Goethe. Er tat es fast wider seinen Willen, durch ein Werk, das ursprünglich einem ganz anderen Zeitalter angehörte. Es blieb sein Schicksalsberuf, immer das rechte Wort zu finden für die eigensten und geheimsten Empfindungen der Deutschen. Im Jahre 1808 erschien der erste Teil des Faust. Goethe war jetzt an sechzig Jahre alt, seit nahezu vier Jahrzehnten eine anerkannte Macht im deutschen Leben; eine Wallfahrt nach Weimar zu dem würdevollen, feierlich ernsthaften Altmeister gehörte längst zu den Anstandspflichten der jungen Schriftsteller. Aber niemand erwartete von dem alten Herrn noch eine schöpferische Tat, eine Teilnahme an den Kämpfen des neuen Deutschlands, wußte man doch, wie kühl und vornehm er die Heißsporne der Romantik von sich abwies. Wohl nahm er die Widmung des Wunderhorns freundlich auf und gab der Sammlung den Segenswunsch mit auf den Weg, sie möge in jedem deutschen Hause ihren Platz unter dem Spiegel finden. Er selber hatte einst in seinen glücklichen Straßburger Zeiten, von wenigen verstanden, das Lob der gotischen Baukunst verkündigt. Wenn er jetzt nach langen Jahren seine Saat aufgehen und alle Welt für die alte deutsche Kunst begeistert sah, so meinte er befriedigt, die Menschheit zusammen sei erst der wahre Mensch, und hatte seine Freude an Sulpiz Boisserees lebenswürdigem Eifer. Doch das aufgeregt phantastische Wesen und das trotzig nationale Pathos des jungen Geschlechts blieben ihm zuwider.

Seine Bildung wurzelte in dem weltbürgerlichen alten Jahrhundert. Niemals wollte er vergessen, was er und alle seine Jugendgenossen den Franzosen verdankten. Kleists dämonische Unruhe erregte dem Beschaulichen Grauen; in den Briefen an seinen Altersgenossen Reinhard urteilte er sehr scharf über Arnims und Brentanos fratzenhaftes Treiben und verteidigte den alten ehrlichen Rationalismus gegen die zweizüngelnde neue Naturphiloso-

phie; ja er hatte Stunden, wo er das Romantische kurzab das Krankhafte nannte, im Unterschiede von dem Gesunden, dem Klassischen. Am wenigsten verzieh er den jungen Leuten, daß ihre literarische Bewegung zugleich politische Zwecke verfolgte; jedes unmittelbare Hinüberwirken der Kunst auf die Prosa des Staatslebens war ihm eine Entweihung. Die große Zerstörung, die über Deutschland hereingebrochen, nahm er hin als ein unentrinnbares Verhängnis; die natürliche Wahlverwandschaft des Genius hieß ihn fest an Napoleons Glückstern glauben. Was wußte er auch von Preußen und dem tödlich beleidigten preußischen Stolze? Wie konnte der Sohn der guten alten Zeit, der in Frankfurt, Straßburg, Weimar unter einem harmlos friedsamem Völkchen gelebt, einen deutschen Volkskrieg für möglich halten? Schon die Mitlebenden empfanden es schmerzlich, und in alle Zukunft wird es den Deutschen eine traurige Erinnerung bleiben, daß unser größter Dichter in dem Feinde seines Vaterlandes nichts sehen wollte als den großen Mann, daß er zu alt war, um die wunderbare, heilvolle Wandlung, die über sein Volk gekommen, ganz zu verstehen. Wie fühlte er sich so einsam seit Schillers Tode. Wehmütig der lieben Schatten froher Tage gedenkend, ließ er den Faust, das Lieblingswerk seines Lebens, in die unbekannte Menge hinausgehen. Als anderthalb Jahrzehnte früher einige Bruchstücke daraus erschienen waren, hatte niemand viel Aufhebens davon gemacht.

GOETHE'S FAUST

Und doch schlug das Gedicht jetzt ein, zündend, unwiderstehlich, wie einst der Werther — als wären diese Zeilen, über denen der Dichter alt geworden, erst heute und für den heutigen Tag ersonnen. Die bange Frage, ob es denn wirklich aus sei mit dem alten Deutschland, lag auf aller Lippen; und nun, mitten im Niedergange der Nation, plötzlich dies Werk — ohne jeden Vergleich die Krone der gesamten modernen Dichtung Europas — und die beglückende Gewißheit, daß nur ein Deutscher so schreiben konnte, daß dieser Dichter unser war und seine Gestalten von unserem Fleisch und Blut! Es war

wie ein Wink des Schicksals, daß die Gesittung der Welt unser doch nicht entbehren könne und Gott noch Großes vorhabe mit diesem Volke. Schon Schiller hatte dem Drama höhere Aufgaben gestellt als Shakespeare, obwohl er die grandiose Gestaltungskraft des Briten nicht erreichte; die Tragödie der Leidenschaften genügte ihm nicht; er wollte versinnlichen, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Hier aber war noch mehr; hier wurde, zum ersten Male seit Dante⁴⁷, der Versuch gewagt, die ganze geistige Habe des Zeitalters poetisch zu gestalten. Die Konzeption war dem Dichter, er selbst gestand es, von vornherein klar; doch wie er nun die geliebten Gestalten viele Jahre hindurch mit sich im Herzen trug, in allen guten Stunden immer wieder zu ihnen heimkehrte, da wuchsen sie mit ihm und er mit ihnen. Das alte Puppenspiel mit seiner Derbheit und seinem Tiefsinn, seinen saftigen Späßen und seinen unheimlichen Schrecken erweiterte sich zu einem großen Weltgemälde, das freilich die Formen der dramatischen Kunst zersprengte, zu einem Bilde des prometheischen⁴⁸ Dranges der Menschheit. Der Dichter legte den ganzen philosophischen Inhalt seines Zeitalters darin nieder. Der moderne Poet konnte nicht, wie jener Sohn des dreizehnten Jahrhunderts, von der Höhe einer zweifellos fertigen Weltanschauung herunter seinen Richterspruch fällen über die Welt. Er hatte dessen kein Hehl, daß er ein Strebender sei, daß er mit diesem Gedichte eigentlich nie zu Ende kommen könne, und eben darum wirkte seine Dichtung so gewaltig auf die gärende Zeit, weil sie jeden unwillkürlich zum Weiterdichten und Weitersinnen einlud. Der Grundgedanke der Goethischen Weltanschauung stand gleichwohl fest: die Menschheit blieb ihm die Mitte der Schöpfung, und nur um ihretwillen bestand die Welt. Die Erlösung der Menschen durch die Tat, durch die liebende Hingabe des Ichs an das Ganze, der Triumph des Göttlichen über den Geist der Verneinung, der stets das Böse will und stets das Gute schafft — das war der freudige Glaube dieses größten aller Optimisten, das war das Thema der Dichtung seines Lebens.

Wenn je ein Gedicht erlebt war, so war es dieses.

Alles kehrte hier wieder, was je die proteische⁴⁹ Natur des Dichters ergriffen und bewegt: die lockere Munterkeit der Leipziger, das Liebesglück der Straßburger Tage, Merck⁵⁰ und Herder, Spinoza⁵¹ und Winckelmann⁵², die Erdfreundschaft des Gelehrten und die Erfahrungen des Staatsmannes, die Schönheitstrunkenheit der römischen Elegien und die reife Lebensweisheit des Greisenalters. Die Deutschen aber fesselte der Faust noch durch einen anheimelnden Zauber, den bis zum heutigen Tage kein Ausländer ganz verstanden hat. Das Gedicht erschien wie ein symbolisches Bild der vaterländischen Geschichte. Wer sich darein vertiefte, übersah den ganzen weiten Weg, den die Germanen durchmessen hatten seit den dunklen Tagen, da sie noch mit den Göttern des Waldes und des Feldes in traulicher Gemeinschaft lebten, bis zu dem lebensfrohen Volksgetümmel, das aus unseren alten Städten, „aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht“ ins Freie drängte. Hier war des deutschen Lebens Überschwang: der wilde Teufelsspek unseres Volksaberglaubens und die zarte Innigkeit deutscher Frauenliebe, der Humor der Studenten, die Schlaglust der Soldaten und die Sonnenflüge des deutschen Gedankens — fast alles, was unser Leben ausmacht. In keinem seiner größeren Werke seit dem Götz hatte Goethe so volkstümlich geschrieben. Die einfachen Reimpaare der alten Fastnachtsschwänke gaben mit wunderbarer Kraft und Klarheit jeden Farbenwechsel der Stimmung wieder; dem schlichten Leser schien alles verständlich, dem geistvollen unergründlich.

Die jungen Poeten priesen den Faust als die Vollendung der romantischen Kunst; sie fühlten sich bestärkt und ermutigt in ihrem eigenen Tun, da nun auch der Fürst der klassischen Dichtung in die Nebelwelt der Romantik sich verlor und die Hexen um den Blocksberg tanzen ließ. Der alte Herr zeigte freilich bald, wie hoch er über den literarischen Parteien des Tages stand. Kurz nach dem Faust gab er den Roman „Die Wahlverwandtschaften“ heraus. Man bewunderte den psychologischen Tiefsinn und den hohen Kunstverstand des Meisters — denn eine so vollendete, so fest geschlossene Komposition war ihm noch nie gelungen — doch man fühlte auch mit Be-

fremden, daß diese Dichtung mit den Empfindungen der Zeit gar nichts gemein hatte; sie schien geschrieben für ein Geschlecht, das nicht mehr war. Was verschlug es? — der Jugend blieb Goethe der vergötterte Dichter des Faust, und da auch Schillers Werke erst jetzt die volle Würdigung fanden, so wurde die gemeinsame Verehrung für die Heroen von Weimar ein Band der Einheit für alle Gebildeten. Auch dieser Kultus kam dem Selbstgeföhle der unglücklichen Nation zugute.

Selbst in den bildenden Künsten erwachte endlich wieder fröhliche Werdelust; die Anfänge unserer neuen Malerei verknüpften sich unmittelbar mit der Wiederentdeckung des deutschen Altertums. Wie einsam war noch Asmus Carstens⁵³ geblieben mit seinem genialen Drange nach der Einfalt der Natur und der Großheit der Antike — der Prophet einer schöneren Zeit, die er nicht mehr sehen sollte. Jetzt aber fand sich in dem Kloster von San Isidoro zu Rom eine ganze Schar deutscher Maler zusammen, ein begeistertes, streitbares, junges Geschlecht, das für Dürer, Memling, van Eyck schwärmte und sich berufen hielt, zu Ehren Gottes und des deutschen Vaterlandes die akademische Kunst der Franzosen durch die Treue und den Tiefsinn des alten christlich-germanischen Wesens zu besiegen. Die Katholiken waren unter den jungen Malern von Haus aus stärker vertreten als unter den Dichtern und Gelehrten; ein Katholik war auch der größte unter ihnen, Peter Cornelius⁵⁴, nur, daß auch er aus dem Borne der norddeutschen Bildung getrunken hatte und sein Bekenntnis in einem weiten und großen Sinne auffaßte. Ein heiliger Ehrgeiz schwellte ihm die Seele und er betete: „So schufst Du dies Herz nach himmlischen Taten sich sehnend, in der Demut groß und in unendlicher Liebe zu Dir.“ Glühend und strenge, nach Dürerscher Art, sollte die deutsche Malerei sich zeigen, denn nur durch die Deutschen könne die Kunst eine neue Richtung erhalten, von dieser Nation aus wolle Gott ein neues Reich seiner Kraft und Herrlichkeit über die Welt verbreiten. Das Reisegeld zur Romfahrt, das ihm der Fürstprimas Dalberg anbot, wies der junge Künstler kurzerhand zurück, weil man ihm zumutete, französischen Mustern zu folgen. Aus der

vaterländischen Sagenwelt, aus Faust und den Nibelungen entnahm er die Stoffe zu seinen ersten größeren Werken — eine echt deutsche Natur, ernst, tief und groß, unerschöpflich reich an Ideen, aber hart und ungelenk in der Form, fast mehr ein Dichter als ein Maler. Auch für ihn galt der Name poeta tacente⁵⁵, womit man einst treffend die Eigenart Dürers bezeichnet hatte.

Als Cornelius endlich nach Rom kam, wuchs er bald hinaus über das einseitige Nazarenertum Overbecks⁵⁶ und der Klosterbrüder von Isidoro, die nur in der nordischen und der älteren italienischen Kunst das wahre Christentum wiederfinden wollten. In seinem Geiste fanden neben Siegfried und Faust auch die Gestalten der Ilias und der Äneide Raum; auch die heidnische Schönheit der Werke des Cinquecento genoß er mit tiefem Verständnis. So hat er, unerbittlich an sich selber arbeitend und mit jedem neuen Blatte des Nibelungenzyklus wachsend und erstarkend, den Grund gelegt für den monumentalen Stil der deutschen Malerei. Und wie vormals die klassische Dichtung, so entsprang auch diese Erneuerung unserer bildenden Kunst in köstlicher Freiheit, ohne jedes Zutun der Höfe, geradeswegs aus den Tiefen des Volksgeistes. Erst als die neue Richtung sich ihres Wesens und ihrer Ziele schon klar bewußt war, sollte sie den Mäcenat finden, der ihr die Mittel bot zu großem Schaffen.

II.

DER KRIEG VON 1809

DIE AUSPLÜNDERUNG PREUSZENS

EINIGE Monate lang tat Stein seinem heißen Zorn Gewalt an. Er gewann es über sich, nachgiebig, fast unterwürfig mit den Franzosen zu unterhandeln, da die versprochene Räumung des Landes um jeden Preis erlangt werden mußte. Napoleon dagegen wollte den Aufenthalt seiner Truppen ins Unabsehbare verlängern, die zu Tilsit nur halb gelungene Vernichtung des preußischen Staates jetzt im Frieden vollenden. Schon im November 1807 erklärte er sich bereit, die Donauprovinzen an Rußland zu überlassen, wenn er dafür Schlesien erhielte und dem Könige von Preußen nur noch ein Gebiet von zwei Millionen Köpfen übrig bliebe. Auf alle Bitten der Preußen hieß es kurzab: die gegenwärtige Lage gefällt dem Kaiser, nichts drängt ihn, sie zu ändern — und wieder: der König hat Geld genug, er braucht keine Armee, da er ja mit niemand Krieg führt! Daru aber meinte trocken: diese Kriegskostenrechnung sei eine Frage der Politik, nicht der Arithmetik; im übrigen bleibe der Wille des Kaisers unabänderlich wie das Fatum, auch glaube man gar nicht, was ein Land alles aushalten könne. Vergeblich ging Prinz Wilhelm nach Paris, vergeblich erbot er sich, samt seiner edlen Gemahlin als Geisel in französischer Haft zu bleiben bis zur Abtragung der Kriegsschuld. Der Imperator sagte dem Prinzen drohend: „Ich weiß, daß alle Preußen mich hassen“, und ließ seine Intendanten hausen wie in Feindesland. Während der zwei Jahre der Okkupation

wurden dem verarmten Lande an Kontributionen, Verpflegungen und Lieferungen eine Milliarde und hundertneunundzwanzig Millionen Franken abgepreßt, etwa der sechzehnfache Jahresbetrag der gesamten Roheinnahmen des Staats; die Provinz Preußen allein zahlte hundertdreizehn Millionen Taler. Nie und nirgends ward ein gesittetes Volk grausamer mißhandelt.

Als die Sieger endlich nach Monaten sich herbeiließen, den Betrag ihrer Forderungen anzugeben, berechneten sie einen Rest von hundertvierundfünfeinhalb Millionen Franken, während die preußischen Behörden nachwiesen, daß nach Napoleons ausdrücklichem Versprechen die Lieferungen von der Kontribution abzurechnen seien und demnach nur noch eine Schuld von neunzehn Millionen Franken verbleibe. Was wollte es dieser ungeheuren Zumutung gegenüber bedeuten, daß die Landstände der Provinzen sich für einen Teil der Kriegsschuld verbürgten? Die Forderung blieb unerschwinglich. Dazu die unablässigen Rüstungen in Magdeburg, die französischen Armeekorps in Schwedisch-Pommern, in Warschau, überall in den Landen diesseits der Weichsel, und die wiederholte Versicherung, der Imperator werde es als ein Zeichen des Vertrauens betrachten, wenn der König bald aus dem sicheren Königsberg nach Berlin übersiedele! Und endlich noch eine neue unerhörte Gaunerei: Napoleon konfiszierte, abermals den Tilsiter Verträgen zuwider, die von den preußischen Kredit- und Wohltätigkeitsanstalten im Herzogtum Warschau ausgeliehenen Kapitalien, desgleichen die Schuldforderungen der preußischen Privatleute und verkaufte dann seinen Raub, da gestohlenes Gut immer niedrig im Preise steht, etwas unter dem Nennwerte an den König von Sachsen, der für die Gnade dieses Bayonner Vertrages seinen untertänigen Dank aussprach. Das preußische Volksvermögen war wieder um dreißig Millionen Taler verringert; die Bank allein verlor an zehn Millionen.

Unterdessen währte der Krieg zwischen dem Wolf und dem Fisch mit steigender Erbitterung fort. Der völkerrechtswidrige Einbruch der Briten in Dänemark wurde von Napoleon gewandt benutzt, um den öffentlichen Unwillen aufzuregen gegen diese Macht, die alles, was

den Menschen heilig, unter die Füße trete. In der Tat fand das Märchen, daß das neue Weltreich nur die Freiheit der Meere bezwecke, noch immer manche gläubige Hörer. Die Kabinette des Ostens zählten nicht zu ihnen. Keine der drei Ostmächte hat seit dem Tilsiter Frieden je wieder ein rückhaltloses Vertrauen zu dem Welt-herrscher gefaßt, wie unstat auch ihre Politik zuweilen schwankte; die Erkenntnis, daß man dereinst noch selbstdritt gegen Frankreich werde kämpfen müssen, machte in der Stille ihren Weg. Die Hofburg⁵⁷ vernahm mit Bestürzung von den weitaussehenden orientalischen Plänen, womit der Imperator seinen Tilsiter Freund⁵⁸ unterhielt. Stadion⁵⁹ wies den Gedanken nicht geradezu von sich, ob man nicht äußersten Falls an der Zerstörung des osmanischen Reichs teilnehmen und den Westen der Balkanhalbinsel, bis Saloniki, für Österreich retten könne. Weit näher lag ihm indes die Erwägung, daß der Weg von Napoleons adriatischen Provinzen nach der Türkei durch das österreichische Istrien führte, und mithin ein neuer Überfall zu befürchten stand. Der Staat erholte sich nachgerade von seinen Niederlagen; man rüstete mit ungewohntem Eifer, schritt im Frühjahr 1808 sogar zur Bildung einer Landmiliz, und Stadion meinte hoffnungsvoll: wir sind wieder eine Nation.

Auch die russisch-französische Allianz stand auf schwachen Füßen. So lebhaft die russischen Generale vor kurzem erst den preußischen Krieg verwünscht hatten, ebenso unwillig empfingen der Hof und das Volk die Nachricht von dem unehrenhaften Friedensschlusse. Der nationale Instinkt fühlte rasch heraus, was die Errichtung des Herzogtums Warschau für Rußlands Zukunft bedeutete. Der Haß gegen Frankreich nahm überhand und ergriff selbst das Heer; man murrte, der Zar lasse sich von dem Korsen mißbrauchen. Alexanders erregbare Natur blieb nicht unempfindlich für diese Volksstimmungen. Als er in Tilsit seinen Bundesgenossen preisgab, war er keineswegs geneigt gewesen, sich von „der gerechten Sache“ für immer zurückziehen; vielmehr versicherte er noch jetzt im vertrauten Kreise: müsse es sein, so denke er den Krieg selbst in den Wüsten Sibiriens wiederaufzunehmen. Doch zunächst

wollte er die Früchte des Tilsiter Bündnisses ernten, sein Reich durch Finnland und die Donauprovinzen verstärken; bei günstigem Glück hielt er, nach den unbestimmten Zusagen Napoleons, selbst die Vernichtung des türkischen Reichs für möglich. Ein Meister in der Kunst sich selber zu belügen fand er der Vorwände genug, die ihm den kläglichen Entschluß mundgerecht machten; zudem befürchtete er, ein vorzeitiger Krieg gegen Frankreich könne die vollständige Wiederherstellung von Polen herbeiführen. So blieb er denn vorläufig im Fahrwasser der französischen Allianz und begann den Krieg gegen Schweden.

Napoleon ließ ihn gern gewähren und benutzte den Einmarsch der Russen in Finnland, um seinerseits in Portugal einzurücken und diesen wichtigen Brückenkopf Englands in seine Gewalt zu bringen. Seine Briefe an Alexander flossen über von Schmeicheleien und unbestimmten Verheißungen: die Welt sei groß genug für sie beide, nichts liege ihm mehr am Herzen als Rußlands Ruhm, Wohlfahrt und Vergrößerung; wenn die beiden Freunde vereinigt zum Bosphorus vordrängen, so werde dieser Schlag bis Indien widerhallen und England zur Unterwerfung zwingen. Sobald aber der Zar seine Hoffnungen auf den Besitz der Donauprovinzen schärfer aussprach, erhob Napoleon Bedenken und forderte als Gegenleistung eine nochmalige Verstümmelung des preussischen Staates. Alexander konnte sich nicht verbergen, daß diese unheimlichen Pläne für Rußland ebenso bedenklich waren wie für Deutschland. Später erhielt man in Petersburg auch Nachrichten über die Umtriebe der französischen Agenten im Oriente; in Teheran wie in Konstantinopel suchte Frankreich die Pläne seines nordischen Verbündeten insgeheim zu durchkreuzen. Der Tilsiter Bund war durch dieselbe Kraft, die ihn begründet, durch die frivole Ländergier bereits in seinen Fugen erschüttert.

SPANIENS ERHEBUNG

Da wurde der Imperator durch eine selbstverschuldete Bedrängnis genötigt, das wankende Bündnis nochmals

zu befestigen. Die Welt hatte sich längst darein gefunden, in jedem neuen Monat von neuen Gewaltstreichen zu vernehmen. So erfuhr sie jetzt Schlag auf Schlag, daß Ostfriesland mit Holland vereinigt worden, daß Toskana dem französischen Kaiserreiche, die adriatischen Provinzen des Kirchenstaates dem Königreich Italien einverleibt seien, daß Napoleons Truppen in Rom eingerückt, daß sie in Portugal eingebrochen waren und das Haus Braganza aufgehört hatte zu regieren. Aber fast unglaublich klangen selbst dieser des Grauens gewohnten Zeit die entsetzlichen Nachrichten, die im Mai 1808 aus dem Schlosse Marrac bei Bayonne kamen: wie Napoleon die spanischen Bourbonen⁶⁰ zu sich gelockt, wie er dann den Vater und den Sohn gleich wütenden Bestien aufeinander gehetzt, beide zur Abdankung gezwungen und seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron erhoben hatte. Er schwelgte in Banditenstreichen; ebendort brachte er jenes schmutzige Handelsgeschäft mit der Krone Sachsen-Warschau zustande. In sechs Wochen dachte er der spanischen Wirren ledig zu sein und das alte Wort: „Es gibt keine Pyrenäen mehr!“ zur Wahrheit zu machen. Aber die Strafe folgte dem Frevel auf dem Fuße. Ganz Spanien erhob sich wie ein Mann für seine Unabhängigkeit, für die Rechte seines Königshauses und seiner alten Kirche. Die Halbinsel startete von Waffen. Die hochherzige Nation hatte die beiden jüngsten Jahrhunderte in einem wachen Traumleben verbracht, kaum berührt von den Ideen des neuen Europas; sie stürmte in den ungleichen Kampf mit maßlosem Selbstgefühl, ohne jede Ahnung von der Stärke des Feindes, sie wähnte noch immer das mächtigste und das höchstgebildete Volk der Welt zu sein: wer durfte dem Reiche, in dem die Sonne nicht unterging, etwas anhaben? Niemand im Lande glaubte an die Abdankung des Königs Ferdinand. Alle edlen und alle finsternen Leidenschaften der Spanier gärten in dem furchtbaren Aufstande dieser Royalisten ohne König wild durcheinander: ihr patriotischer Stolz, ihre Treue, ihr Heldenmut, aber auch ihr starrer Fremdenhaß, ihre bigotte Unduldsamkeit, ihre unmenschliche Grausamkeit; und zugleich erwachten in dem unerfahrenen, sich selber über-

lassenen Volke die unklaren Träume des politischen Radikalismus.

Die englische Politik erkannte schnell, daß sie jetzt den Feind an einer schwachen Stelle treffen konnte, nachdem sie bisher mit allen ihren festländischen Unternehmungen nur Mißerfolge geerntet. Sie unterstützte den Aufstand durch britische und deutsche Regimenter; die tapferen Hannoveraner der deutschen Legion durften nun endlich die Schande von Suhlingen sühnen. Wellingtons altväterisch behutsame Kriegführung, die noch, wie sein Heer, an den Überlieferungen des achtzehnten Jahrhunderts festhielt und auf einem anderen Kriegsschauplatze der napoleonischen Feldherrnkunst sicher unterlegen wäre, bewährte sich hier glänzend. Der bedächtige Brite wagte selten eine Schlacht, niemals eine durchschlagende Entscheidung; immer wieder, nach jedem Kampfe im freien Felde, barg er seine kleine Armee in einer wohlgeschützten festen Stellung, um erst nach Wochen und Monaten wieder plötzlich aus seiner Höhle herauszubrechen. So gelang es ihm, was auf dieser Neben Bühne des Weltkriegs allein erreicht werden konnte: die Wunde an dem Leibe des Kaiserreichs immer offen, eine letzte Kraft des Widerstandes fünf Jahre lang immer aufgespart zu halten; unterdessen schmolzen die französischen Truppen dahin im Belagerungskampfe und in dem aufreibenden kleinen Kriege gegen die spanischen Guerillas. Schon das erste Kriegsjahr brachte der napoleonischen Armee zwei in ihren Annalen unerhörte Niederlagen: in Portugal kapitulierte Junot, bei Baylen streckte Dupont mit seinem Korps die Waffen.

KRIEGSPLÄNE VON 1808

Durch die spanischen Nachrichten wurde Österreich zu rascheren Rüstungen ermutigt; Stein aber sah jetzt die Erfüllung seiner teuersten Hoffnungen nahe gerückt und gab seine diplomatische Zurückhaltung auf. Es stand zu erwarten, daß Napoleon sich entweder sogleich auf Österreich stürzen oder die große Armee aus Norddeutschland abrufen würde, um zunächst den spanischen

Aufstand zu bändigen. In beiden Fällen schien dem kühnen Patrioten eine plötzliche Erhebung der deutschen Mächte möglich. Seine edle Leidenschaft erhob sich zu verwegenen, unmöglichen Flügen: unter schwarzweißgelbem Bundesbanner, mit den Namen der Befreier der Nation, Hermann und Wilhelm von Oranien auf den Fahnen — sollten die Truppen ins Feld ziehen. Und dies in einem Augenblicke, da die alte preußische Armee noch in der französischen Kriegsgefangenschaft weilte! Stein zählte auf die gesunde Kraft der Bauern und des Mittelstandes; von der „Weichlichkeit der oberen Stände und dem Mietlingsgeiste der öffentlichen Beamten“ hoffte er wenig. Um den Ehrgeiz der Nation zu entflammen, wollte der ahnenstolze Freiherr sogar den alten Geburtsadel abschaffen und einen neuen Adel bilden aus allen, die sich in diesem heiligen Krieg hervortäten. Was Wunder, daß der tapfere Mann selbst manchem ehrlichen Patrioten in Königsberg wie ein Verzweifelter erschien, der sich mit dem Könige auf eine Pulvertonne setzen wollte! Die enge und harte Despotenseele des Kaisers Franz hatte keinen Sinn für so überschwengliche Entwürfe, doch da Napoleons Sprache gegen das Haus Lothringen⁶¹ von Tag zu Tag drohender und gereizter wurde, so ließ es die Hofburg geschehen, daß die preußische Kriegspartei unter der Hand mit österreichischen Diplomaten in Verbindung trat. In Teplitz fand sich ein Kreis österreichischer und norddeutscher Patrioten zusammen; die hannoverschen Diplomaten Hardenberg und Ompteda entfalteten eine emsige geheime Tätigkeit. Auf Befehl des Königs nahm der rastlose Graf Goetzen in Schlesien den geheimen Verkehr mit der Hofburg wieder auf, den er schon während des Krieges eingeleitet hatte. So gering das augenblickliche Ergebnis blieb, mit diesen vertraulichen Verhandlungen des Sommers 1808 begann doch die Wiederversöhnung der beiden Großmächte. Man erkannte mindestens, daß eine Verständigung möglich sei; die Gedanken des Bartensteiner Vertrages gewannen einigen Boden.

Der König stand mit seinem Herzen auf der Seite des Ministers, er nannte die Freunde Steins und Scharnhorsts

kurzweg die gute Partei; auch in seinen Augen war der Tilsiter Friede nur ein Waffenstillstand. Doch er verhehlte der Kriegspartei nicht, daß er nur im Bunde mit Rußland die Waffen wieder aufnehmen werde. Selbst der Tilsiter Treubruch beirrte ihn nicht in seinem Vertrauen zu dem Zaren, denn er wußte, wie wenig Alexander geneigt war, für immer bei dem französischen Bündnis zu verbleiben. Seine alte Ansicht, daß allein noch eine Koalition des gesamten Europas der napoleonischen Übermacht gewachsen sei, war durch die schrecklichen Erfahrungen der jüngsten Jahre nur befestigt worden. Die sittliche Größe der nationalen Monarchie, der Weitblick und das Pflichtgefühl des echten Königtums hat sich selten so schön bewährt, wie damals, da Friedrich Wilhelm schweigend ertrug, daß ihn die Besten seines Volkes grausam verkannten. Der Bescheidene empfand nur zu lebhaft, wie wenig er sich mit dem Genie Steins oder Scharnhorst vergleichen konnte; dennoch beurteilte er die europäische Lage klarer, richtiger als sie alle — weil er der König war, weil er sich eins fühlte mit dem Staat, weil das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen ihm auf der Haut brannte. Die Stimmungen der Kriegspartei hat Heinrich Kleist mit der naiven Wahrheithaftigkeit des Dichters ausgesprochen in den Versen:

Nicht der Sieg ist's, den der Deutsche fordert,
Hilflos wie er schon am Abgrund steht.
Wenn der Krieg nur fackelgleich entlodert,
Wert der Leiche, die zu Grabe geht!

Unwillkürlich wendet sich die Liebe der Nachwelt jenen Hochherzigen zu, die also dachten, die mit kaum fünf Millionen Menschen den Kampf gegen das neue Karolingerreich wagen und, mußte es sein, sich unter den Trümmern des Staates begraben wollten. Gleichwohl war, was sie rieten, eine Politik der Verzweiflung. Wenn der König den leidenschaftlich Erregten immer wiederholte, er werde das Schicksal der spanischen Bourbonen nicht über sich ergehen lassen, eine kleine politische Existenz sei immer noch besser als gar keine, so wollte

er damit keineswegs sagen, daß er sich von dem Glanze des Thrones nicht zu trennen vermöge. Nach seinen anspruchslosen Neigungen war er vielmehr ganz einverstanden mit der Meinung seines Ministers: die Ruhe des Privatlebens sei ehrenvoller als die Bürde dieser Dornenkrone. Aber er fühlte, daß mit der Entthronung der Hohenzollern, mit der Vernichtung des preußischen Staats die letzte Hoffnung der Deutschen dahinschwand, daß eine vorzeitige Schilderhebung der sichere Untergang des Vaterlandes war. Sein Trübsinn verwand die niederschlagenden Eindrücke des Jahres 1806 so schnell nicht. Er unterschätzte zuweilen, wie er späterhin selbst gestand, die Kräfte des preußischen Volkes, würdigte nicht genugsam die mächtige Umstimmung der Gemüther, meinte bitter, ihm werde die Sonne des Glücks nie wieder strahlen. Dafür blieb er aber auch frei von jenen holden Täuschungen, denen die feurigen Herzen der Kriegspartei unterlagen. Eine einfache Natur, wie alle tüchtigen Männer seines Hauses, wollte er nicht glauben, daß die Nation die uralten Gewöhnungen monarchischer Ordnung sogleich aufgeben würde. Von einem Aufstande in den rheinbündischen Landen hoffte er nichts; nur ein geordneter Krieg, von obenher geleitet, schien ihm die Rettung zu verheißen, und dies königliche Ich will! dachte er erst dann auszusprechen, wenn er mindestens die Möglichkeit eines Sieges erkannte und im Rücken durch Rußland gedeckt war. Der letzte Ausgang hat die verständigen Erwägungen des Königs gerechtfertigt. Der heißen Ungeduld der Zeitgenossen genügten sie nicht, und auch die Nachwelt war lange ungerecht gegen den gewissenhaften Fürsten, weil die Historiker ihr Urtheil allein aus den vertrauten Briefen der „guten Partei“ schöpften und kalten Blutes alles wiederholten, was einst in der stürmischen Wallung edlen Zornes niedergeschrieben wurde. War doch die Aufregung jener argen Tage so ungeheuer, daß selbst der besonnene Scharnhorst einmal die harte Anklage aussprach, der König baue nur noch auf Rußland, habe kein Vertrauen mehr zu seinem Volke.

DER SCHMACHVOLLE PARISER VERTRAG

Ein unvorsichtiger Schritt Steins durchkreuzte plötzlich die kriegerischen Pläne. Ein Brief des Ministers, der den Fürsten Wittgenstein aufforderte, die Unzufriedenheit im Königreich Westfalen zu schüren, fiel den Spähern Napoleons in die Hände und erschien am 8. September 1808 im *Moniteur*, dem französischen Staatsanzeiger. Damit war Steins Fall entschieden. Der Imperator verlangte sofort die Entlassung des Verschwörers — sonst werde Friedrich Wilhelm sein Schloß an der Spree nie wieder sehen — und benutzte sogleich den Brief, um die preußischen Unterhändler, die in Paris die Räumung des Landes durchsetzen sollten, einzuschüchtern und zu unterwerfen. Sein Plan war gefaßt: er wollte zunächst das russische Bündnis von neuem befestigen, damit er in Sicherheit die große Armee aus Deutschland zurückziehen und gegen Spanien verwenden könne. Darum zeigte er sich jetzt bereit, auf Alexanders orientalische Pläne einzugehen, versicherte dem Zaren, die beabsichtigte Räumung Deutschlands sei nur ein der russischen Freundschaft gebrachtes Opfer, und lud ihn zu einer feierlichen Zusammenkunft ein: das furchtbare Bündnis der beiden Beherrscher des Abendlandes und des Morgenlandes sollte in seiner ganzen Pracht und Größe vor den erschreckten Weltteil treten. In der That nahm Alexander die Einladung an; die Hofburg aber wurde durch die kühne diplomatische Schwenkung des Imperators dermaßen eingeschüchtert, daß sie ihre Armee wieder auf Friedensfuß zu setzen versprach, wenngleich die Rüstungen in der Stille weitergingen.

Preußen stand wieder völlig vereinsamt, aller Mittel zum Widerstande beraubt. Am 8. September unterzeichnete Prinz Wilhelm die drückenden Bedingungen des Pariser Vertrags. Die rückständige Kontribution wurde auf einhundertvierzig Millionen festgesetzt, die französische Armee zurückgerufen; der König sollte endlich seine Staatseinkünfte wiedererhalten, doch dafür mußte er bis zur Abtragung der Kriegsschuld die Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau den Franzosen einräumen und sich verpflichten, weder seine

Armee über zweiundvierzigtausend Mann hinaus zu verstärken, noch eine Landwehr zu bilden. Napoleon gewann also zu den festen Plätzen der Elbe und der Weichsel auch noch den Besitz der Oderlinie, dazu sieben Etappenstraßen quer durch das preußische Gebiet, dergestalt, daß seinen Polen und Rheinbündnern und den siebzigtausend Franzosen, die er zwischen Elbe und Rhein noch zurückhielt, jederzeit der Eintritt offenstand. Er beherrschte Preußen militärisch so vollkommen wie bisher — auf unbestimmte Zeit hinaus, da die pünktliche Abzahlung der unerschwinglichen Schuld ganz außer Frage stand; er unterbrach die Rüstungen des verdächtigen Bundesgenossen und gewann zudem die freie Verfügung über seine große Armee sowie das Versprechen preußischer Hilfstruppen für den Fall eines Krieges mit Österreich!

Der König schwankte lange, ob er diese neue Mißhandlung hinnehmen dürfe. Er verlangte Herabsetzung der Kontribution, wollte weder die Oderfestungen preisgeben noch die Stärke seiner Armee sich vorschreiben lassen und am allerwenigsten sich von seinem Minister trennen. Noch blieb ihm eine letzte Hoffnung: die Vermittlung Rußlands. Alexander aber hatte jetzt nur noch Augen für die Erwerbung der Moldau und Walachei; erst wenn dies Ziel seines Ehrgeizes erreicht war, durfte man ihm wieder von der Befreiung Europas sprechen. Darum hielt er fest an dem französischen Bündnis und blieb, als er auf der Durchreise zu Napoleon den Königsberger Hof besuchte, den Mahnungen seines preußischen Freundes völlig unzugänglich: wohl oder übel müsse man sich mit Frankreich vertragen, er wolle zusehen, ob er von dem Imperator eine Milderung des Pariser Vertrages erlangen könne.

NAPOLEON UND DER ZAR

Im Oktober 1808 trafen die beiden Kaiser in Erfurt zusammen. Zum zweiten Male, wie vier Jahre zuvor in Mainz, hielt der „Protektor Deutschlands“ einen glänzenden Hoftag unter seinen deutschen Vasallen. Talmaspielte vor einem Parterre von Königen; in jeder Miene des Im-

perators, in jeder Förmlichkeit des Hofzeremoniells verriet sich die Verachtung des gekrönten Plebejers gegen seine hochgeborenen Bedienten. „Taisez-vous! Ce n'est qu'un roi ^{02!}“ rief der Offizier der Leibwache seinem Trommler zu, als dieser vor einem Könige von Napoleons Gnaden das Spiel rühren wollte. Die Anwesenheit der deutschen Könige sollte lediglich dem Zaren die Macht seines Verbündeten greifbar vor die Augen stellen; von den Verhandlungen blieb das Dienergefolge ausgeschlossen. In einem geheimen Vertrage verpflichtete sich Napoleon, der Eroberung von Finnland und den Donaufürstentümern nichts in den Weg zu legen, dafür wurde Joseph Bonaparte von Rußland als König von Spanien anerkannt. Ein gemeinsamer Brief der beiden Kaiser forderte den König von England auf, seinerseits diesen Abmachungen beizutreten; wo nicht, so würden sie den Krieg mit ganzer Kraft weiterführen. Für Preußen erreichte der Zar nur die Herabsetzung der Kontribution um zwanzig Millionen; doch selbst dies einzige Zugeständnis mußte durch eine nochmalige schnöde Verletzung des Tilsiter Friedens erkaufte werden. In Tilsit war dem Könige ein Gebiet von vierhunderttausend Einwohnern zur Entschädigung versprochen, falls Napoleon sich das hannoversche Land aneigne; diese Zusage wurde jetzt mit Alexanders Zustimmung zurückgenommen.

Napoleon schien befriedigt, er konnte jetzt unbedenklich an die Bändigung des spanischen Aufstandes gehen. Für die Ruhe in Deutschland sorgten der russische Freund und die wohlgerüsteten Rheinbundstaaten. Zum Abschied erließ der Imperator noch ein drohendes Schreiben an Kaiser Franz: daß er sich nicht unterstehe, Widersetzlichkeit zu zeigen; „was Eure Majestät sind, das sind Sie durch meinen Willen!“ Der Zar dagegen war tief verstimmt und beunruhigt. Er hatte den pöbelhaften Übermut des Glückberauschten aus der Nähe beobachtet, er hatte mit ansehen müssen, wie Napoleon den Prinzen Wilhelm von Preußen zu einer Hasenjagd auf dem Jenaer Schlachtfelde einlud und in Gegenwart seines russischen Freundes die Soldaten, die sich im Kriege gegen Rußland hervorgetan, mit dem Kreuze der Ehrenlegion schmückte. Alexander begann

zu zweifeln, ob es denn nicht lächerlich sei, mit diesem Manne irgend etwas und nun gar die Weltherrschaft teilen zu wollen; er fand keine Antwort, wenn ihm der wackere preußische Gesandte Schladen vorstellte, die Besetzung der Oderlinie solle doch offenbar einen Krieg gegen Rußland vorbereiten. Sein Mißtrauen wuchs und wuchs. Doch erst mußten seine Adler in Bukarest und Jassy Wache halten; bis dahin sollte das widerwärtige Bündnis noch aufrecht bleiben.

Dem Königsberger Hofe blieb jetzt keine Wahl mehr. Noch im Oktober fragte Graf Goetzen vertraulich in Wien an, ob Österreich sogleich die Waffen ergreifen wolle; es sei die höchste Zeit, daß Preußen sich erkläre. Scharnhorst und seine Freunde wünschten eine Berufung der Landstände, damit man noch einige Frist gewinne. Aber die Hofburg versagte sich, und was sollte ein Aufschub frommen, da die Franzosen noch im Lande standen und jede feindliche Regung sofort niederwerfen konnten? Der König tat das Notwendige, als er endlich schweren Herzens den Vertrag genehmigte. Der zögernde, behutsame Abmarsch der französischen Truppen zeigte von neuem, wessen sich Napoleon von dem verhaßten Preußen versah; seine Kriegsgefangenen gab er erst zu Anfang 1809 frei. Nun war auch Stein nicht mehr zu halten; am 24. November nahm er seine Entlassung. Die kleine französische Partei am Hofe, der ängstliche alte Köckritz und die Hochkonservativen atmeten auf, als der kühne Reformerschied; doch nicht diesen inneren Feinden war er erlegen, sondern allein dem Machtworte Napoleons. Friedrich Wilhelm hatte das Äußerste gewagt, als er den Minister noch ein Vierteljahr lang gegen die Drohungen des Imperators schützte. Stein selber warf sich späterhin vor, daß er nicht schon früher seinen unhaltbaren Posten verlassen habe, und Hardenberg schrieb bitter: Welche Verblendung, daß ein Mann von Geist glauben konnte, dieser abscheuliche Brief würde ihm je verziehen werden!

In einem von Schön entworfenen Abschiedsschreiben erinnerte der Entlassene seine Beamten noch einmal an alle die gewaltigen Neuerungen dieses Jahres — „der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen ist gegründet“ — und bezeichnete sodann in großen Zügen, was not tue: vor allem die Aufhebung der gutsherrlichen Gewalt und die Einführung der Reichsstände — „jeder aktive Staatsbürger habe ein Recht zur Repräsentation“. Stein unterzeichnete ungern, er liebte weder die großen Worte noch die unbestimmten Allgemeinheiten. Doch gerade die doktrinaire Fassung dieses Aktenstückes gefiel nachher einem Zeitalter der liberalen Systemsucht; während die Welt die eigensten Ideen des großen Reformers, die Gedanken der Selbstverwaltung, gering schätzte und fast vergaß, blieb dies sein sogenanntes politisches Testament hoch in Ehren als das Programm der konstitutionellen Parteien. Der Scheidende nahm mit sich den Dank seines Königs, daß er „den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt habe“; er vertraute, die Hebung der niederen Klassen und die neuen freieren Ideen würden bleiben und sich entwickeln.

Steins Fall war ein schlechthin unersetzlicher Verlust für Preußens inneres Leben; noch Jahrzehnte lang hat der Staat die Folgen dieses Schlages empfunden. Und doch lag eine tragische Notwendigkeit in dem tückischen Zufall, der jenen verhältnissvollen Brief in Napoleons Hände spielte. Es war unter allen Heimsuchungen, womit Preußen vergangene Sünden büßte, vielleicht die schwerste, daß die Monarchie einen Staatsmann von so rückhaltlosem Freimut jetzt nicht mehr zu ertragen vermochte. Dieser vulkanische Geist konnte seine vaterländischen Hoffnungen nicht auf die Dauer schweigsam in sich verschließen — das war sein Charakter und also sein Schicksal; er konnte das verdeckte diplomatische Spiel, dessen der Staat bedurfte, nicht mit behutsamer List durchführen und mußte früher oder später dem lauernden Gegner erliegen. Der Sturz des Ministers

genügte der Rachsucht Napoleons noch nicht. Am 16. Dezember wurde durch ein kaiserliches Dekret aus Madrid le nommé Stein als ein Feind Frankreichs und des Rheinbundes geächtet und seine Güter eingezogen. „Sie gehören nun der Geschichte an“, rief Gneisenau dem Verbannten zu. Die Nation wußte jetzt, wen unter den Deutschen der Imperator am bittersten haßte. Stein ertrug den Verlust mit gelassener Hoheit; ich habe, meinte er nachher gleichmütig, mehrmals im Leben mein Gepäck verloren. Als er einsam in der Winternacht durch das Riesengebirge fuhr, den schützenden Grenzen Österreichs entgegen, da erhob er sich die Seele an den Trostworten der Schleiermacherschen Predigt: Was der Mensch zu fürchten habe? Unwandelbar fest stand ihm der fromme Glaube, daß Gott diese Herrschaft der Gewalt und der Lüge nicht dulden könne.

In Österreich aber wußte man mit einer solchen Kraft nichts anzufangen. Kaiser Franz glaubte der französischen Polizei willig alle die finsternen Märchen von den Umsturzplänen der Tugendbündler, ließ den gefährlichen Jakobiner insgeheim überwachen. Nur dann und wann durfte Stein den kaiserlichen Staatsmännern einen Rat erteilen. In Troppau verkehrte er viel mit Pozzo di Borgo: der persönliche Feind des Hauses Bonaparte, den die Rachgier korsischer Vendetta⁹³ ruhelos von Land zu Lande peitschte, und der erste Mann der deutschen Nation fanden sich zusammen in gemeinsamem Hasse. Drei Jahre lang blieb der Geächtete ohne politischen Einfluß. Es war die Zeit, da Gneisenau die entsetzlichen Worte schrieb: „Wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Nation ist so schlecht wie ihr Regiment.“ Auch Stein unterlag während dieser Jahre des Harrens zuweilen der Verbitterung des Verbannten: er verlebte Augenblicke, da er an dem unverbesserlichen Phlegma der nördlichen Deutschen verzweifelte und trostlos schrieb: Möge denn Preußen untergehen! So fest wie sein König oder Hardenberg war dieser Reichsritter doch nicht mit dem Staate Friedrichs verwachsen, zur Not konnte er sich sein verjüngtes Deutschland auch ohne Preußen denken. Jetzt sah er in Europa nur noch zwei große Heerlager: dort das Weltreich, hier die Freiheit der Völker: mochten

alle Teilfürsten und selbst die Hohenzollern versinken, wer immer den Deutschen die Befreiung brachte, der sollte des Reiches Krone tragen. Erst das Frühjahr 1813 hat den heißblütigen Franken wieder ausgesöhnt mit dem norddeutschen Volke und ihn für immer der preußischen Sache gewonnen.

DIE ERSATZREGIERUNG

Als bald nach Steins Abgang geriet sein Reformwerk ins Stocken. Alle die bedeutenden Talente, die unter ihm gearbeitet, vermochten nichts mehr, seit sein belebender mächtiger Wille fehlte. Der Staat bedurfte, solange die neue Organisation nicht vollendet war, eines leitenden Staatsmannes, dem die Minister sich unterordneten. Da indes Hardenberg durch Napoleons Mißgunst den Geschäften noch immer fern gehalten wurde und niemand sonst den Ausscheidenden ersetzen konnte, so behalf man sich mit einer kollegialischen Ministerregierung. Der neue Minister des Innern, Graf Alexander Dohna, war ein feingebildeter ehrenhafter Patriot — wie alle Söhne jenes alten protestantischen Heldengeschlechtes, von dem das ostpreußische Sprichwort sagte: „Gut wie ein Dohna“ — doch weder ein ideenreicher Kopf noch ein Mann des durchgreifenden Entschlusses. Der König verhehlte sich nicht, daß die neue Organisation nicht mehr auf halbem Wege stehen bleiben durfte; er überwand jetzt sogar seine Abneigung gegen das Repräsentativsystem, befahl dem Minister des Innern, die Neugestaltung der ständischen Verfassung sowie der ländlichen Polizeiverwaltung schleunig in Angriff zu nehmen. Sein gesunder Verstand erkannte, daß die Polizeigewalt der Gutsherrschaften das feste Bollwerk der alten ständischen Vorrechte bildete.

Kaum wurden diese Absichten des Monarchen ruchbar, so erhob sich wieder die Opposition der Landtage, und sie trat jetzt dreister auf als unter Steins kraftvollem Regimente. Die Stände der Kurmark verlangten trotzig, daß man sie zu der Beratung des Verfassungsentwurfes zuziehe. Die pommersche Ritterschaft protestierte auf ihrem Stargarder Landtage feierlich gegen jede Ab-

änderung der alten Landschaftsverfassung, desgleichen gegen den Plan einer allgemeinen Einkommensteuer, während die Städte des Landes umgekehrt den König beschworen, bei seinen Plänen auszuharren, denn nur die Aufhebung der Privilegien könne die heute durch Mißmut niedergeschlagene tätige Vaterlandsiebe wiedererwecken. Die gesamte feudale Welt geriet in Unruhe. Der neue brandenburgische Oberpräsident Sack und die Mitglieder der Potsdamer Regierung, Vincke, Maassen, Beuth, Bassewitz, durchweg eifrige Anhänger der Reformpartei, lebten in beständiger Fehde mit den Ständen der Kurmark. Alle diese trefflichen Männer, die sich nachher sämtlich einen ehrenvollen Platz in Preußens Annalen erworben haben, bezichtigte Marwitz der revolutionären Gesinnung. Vornehmlich Sack galt bei den Landständen als der Ausbund bürokratischen Jakobinertums. Und in der Tat stand die altväterische Schulden- und Steuerverwaltung, welche den Landtagen noch verblieben war, schlechterdings nicht mehr im Einklang mit der neuen strafferen Organisation der Behörden; die Potsdamer Regierung beantragte mit vollem Rechte eine gründliche Umgestaltung der Provinziallandtage und vor allem „Ausschließung der Stände von aller Administration“. Der alte Kampf zwischen der monarchischen Staatseinheit und dem altständischen Partikularismus entbrannte von neuem, und Graf Dohna fühlte sich durch das leidenschaftliche Treiben der Privilegierten so entmutigt, daß er am Ende seiner Ministerlaufbahn rundweg aussprach: eine Reichsständeversammlung in solcher Lage wäre das Verbrechen des königlichen Hauses. In keinem Lande Europas, schloß er bitter, seien Sinn und Bildung für höhere Staatsangelegenheiten, überhaupt alle einem tüchtigen Repräsentanten nötigen Eigenschaften so unerhört selten wie in Preußen; dagegen fänden sich auch in keinem anderen Lande so viele vortreffliche Kräfte für das Detail der Geschäfte.

Allerdings war die Zeit für die Einführung konstitutioneller Staatsformen noch nicht gekommen. Ein preußischer Reichstag, jetzt berufen, drohte Steins ganzes Werk wieder in Frage zu stellen, zumal da der Freiherr selber nicht mehr mit der Wucht seiner Per-

sönlichkeit für die Reform eintreten konnte. Unvermeidlich mußten in einer solchen Ständerversammlung die unzufriedenen Großgrundbesitzer den Ausschlag geben, und auch das Bürgertum bot den reformatorischen Absichten des Königs keinen sichern Rückhalt. Die Zünftler in den Städten fühlten schnell heraus, daß die Krone der Einführung der Gewerbefreiheit zusteuerte, und hielten um so zäher ihre alten Vorrechte fest; wiederholt mußte die kurmärkische Regierung gegen die Magistrate von Berlin und Potsdam einschreiten, wenn diese die halb vergessenen alten Strafmandate gegen Pfscher und Auswärtige wieder anzuwenden versuchten. Aber der neue Minister verstand auch nicht einmal jenen Sinn für das Detail der Geschäfte zu benutzen, den er selber seinen Landsleuten nachrühmte. Für die Beseitigung der gutherrlichen Polizei geschah gar nichts; und statt den fertigen Entwurf der Landgemeindeordnung entschlossen ins Werk zu setzen, ließ man neue Pläne ausarbeiten, die einander in kühnen Vorschlägen überboten und schließlich allesamt liegen blieben. Auch der Justizminister Beyme, der neuerdings ganz im Sinne der Reformpartei zu reden pflegte, brachte nichts weiter zustande, als daß er den alten Unterschied der adligen und der gelehrten Bank in den obersten Gerichtshöfen endlich aufhob; an die Patrimonialgerichte wagte er sich nicht heran, trotz der Mahnung des Königs.

Und wie konnte vollends der ängstliche, stillfleißige Gelehrte Altenstein Ordnung bringen in das Chaos der Finanzen? Er sollte außer den ordentlichen Staatsausgaben monatlich vier Millionen Franken von der Kontribution abzahlen, dazu die Schulden der letzten zwei Jahre, deren Höhe man noch gar nicht recht übersah, verzinsen, endlich Napoleons Truppen in den Oderfestungen versorgen. Und der unversöhnliche Feind fand der Mißhandlungen noch immer kein Ende: die Garnisonen in den Oderplätzen waren weit stärker, als im Vertrage ausbedungen worden, und erzwangen auf Befehl des Imperators eine Reihe völlig widerrechtlicher Leistungen und Lieferungen, so daß dem Lande in den drei Jahren nach dem Abzuge der großen Armee noch zehndreiviertel Millionen Franken vertragswidrig abgepreßt wurden. Die

Monarchie konnte, wie einst Frankreich vor dem Ausbruch der Revolution, dem Bankrott nur entgehen, wenn eine radikale Umgestaltung des gesamten Finanzwesens die Steuerkraft der höheren Stände zu den Staatslasten heranzog. Altenstein aber befürchtete, daß neue Steuern das verarmte Volk erdrücken würden. Er suchte zu helfen durch einige Domänenverkäufe, durch eine freiwillige Zwangsanleihe, durch einen hohen Stempel auf Juwelen, Gold- und Silbergeräte. Alles umsonst; und so oft man im Auslande ein Anlehen abzuschließen dachte, wurden die Versuche der preußischen Agenten durch die Diplomatie Napoleons durchkreuzt. Der Finanzminister erklärte endlich verzweifelnd im Namen seiner Amtsgenossen, solange diese Bedrängnis des Staatshaushaltes währe, sei an innere Reformen nicht zu denken. Die Regierung geriet allmählich wieder in denselben Zustand wohlwollender Untätigkeit wie vor der Jenaer Schlacht; und der Stillstand war jetzt um vieles gefährlicher, zumal da neuerdings eine verhängnisvolle Unsitte einriß, die nachher unter Hardenbergs Regiment noch zunahm. Während früherhin der Gesetzgeber, wie seines Amtes ist, einfach befohlen hatte, wurde es in den neuen Gesetzen üblich, allerhand Reformen für die Zukunft in Aussicht zu stellen, Versprechen zu geben, deren Tragweite niemand übersah; um so schlimmer nachher die Enttäuschung, wenn man die Verheißungen nicht halten konnte.

Nur in zwei Zweigen der Verwaltung blieb der große Sinn der Steinschen Tage noch lebendig: in der Armee und im Unterrichtswesen. Die Wiederherstellung des Heeres schritt unter Scharnhorsts Leitung rüstig fort, und das Ministerium ließ den unermüdlichen Organisator gewähren. Als er aber endlich mit seinen letzten und liebsten Gedanken heraustrat und im Februar 1810 ein Konskriptionsgesetz vorlegte, das jeden vom Lose Betroffenen ohne Unterschied zum persönlichen Dienste verpflichtete, da entspann sich im Schoße der Regierung ein denkwürdiger Streit um die Grundgedanken der modernen deutschen Heeresverfassung. Dort der alte ehrenwerte Eifer des Zivilbeamtentums für die Schonung der volkswirtschaftlichen Kräfte; hier ein großherziger

politischer Idealismus, der die sittliche Bedeutung des Heerwesens höher anschlug als nationalökonomische Bedenken. Der Finanzminister fürchtete, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht werde eine massenhafte Auswanderung veranlassen, und wollte nicht begreifen, was der Eintritt gebildeter junger Männer in die Reihen der Mannschaft nützen solle, da doch die kräftigen Leute aus den niederen Klassen die besten Soldaten abgäben. Die Offiziere hingegen, Scharnhorst, Boyen, Hake, Rauch, beriefen sich auf den im Allgemeinen Landrecht anerkannten Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze; sie fanden es ungerecht, daß der Unbemittelte zugleich Steuern zahlen und doch allein die Last des Waffendienstes tragen solle; sie erinnerten an die Armut jener beiden Klassen, welche für den preußischen Staat das Größte leisteten, des Adels und des Beamtentums; ja sie wagten zu behaupten, was damals noch als eine Ketzerei erschien: die gebildete Jugend stelle die brauchbarsten Soldaten, denn sie bringe eine sittliche Kraft, das Prinzip der Ehre, in das Heer, während die ärmeren Klassen nur selten eine dauernde Anhänglichkeit an das Vaterland haben könnten. In Frankreich, erklärte Scharnhorst, habe die Stellvertretung einen unsittlichen Seelenhandel hervorgerufen; bei dem mannhaften Römervolke dagegen sei der Waffendienst ein Ehrenrecht der höheren Stände gewesen. Weder das Ministerium Dohna-Altenstein noch späterhin Hardenberg vermochte sich zu dieser ethischen Auffassung des Kriegswesens, welche Steins vollen Beifall fand, zu erheben, und überdies war die Einstellung aller Wehrfähigen unmöglich, solange der Staat nur zweiundvierzigtausend Mann Truppen halten durfte. Der große Plan blieb liegen bis zu der guten Stunde, da der Krieg erklärt und die Fesseln des Septembervertrags gesprengt wurden.

WILHELM VON HUMBOLDT

Unterdessen war Wilhelm von Humboldt an die Spitze des Unterrichtswesens getreten, jener perikleische Staatsmann, der zuerst mit voller Klarheit erkannte, Preußens Beruf sei, „durch wahre Aufklärung und höhere Geistes-

bildung“ den ersten Rang in Deutschland zu behaupten. Keiner hatte so wie er in den Ideen und Gestalten der klassischen Dichtung geschwelgt und den Becher der Schönheit so bis zur Hefe geleert. Keiner unter allen Nordländern stand den Universalgenies des Cinquecento so nahe wie dieser allseitige Geist, der, heimisch in allen Freuden der Sinnlichkeit und auf allen Gebieten des Denkens, zugänglich jedem Eindruck und doch immer gesammelt und ganz bei sich selber, „das wahrhaft schöne, von Kälte und Schwärmerei gleich ferne Dasein“ des ganzen Menschen führte. Das Idealbild der freien Persönlichkeit ward Fleisch und Blut in diesem Aristokraten des Geistes. Sich selber auszuleben, die reiche Fülle seiner Gaben in einem schönen Wechsel von Genuß und Tat harmonisch zu entfalten, in gelassener Sicherheit, erhaben über allem äußeren Zufall, das Leben selbst zu einem Kunstwerke zu gestalten — das war ihm die höchste Weisheit:

Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude: Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.

Niemals wollte er sich trennen von dem Glauben, daß Schauen und Erkennen, Bilden und Dichten den eigentlichen Inhalt der Menschengeschichte bilde, daß in diesem Scheine des Zeitlichen nur die Idee lebe, nur „des Geistes Sein, das unverstanden gefangen gehet in der Menschheit Banden“. Ganz unbefangen, ohne jede Absicht der Überhebung, schrieb er an Schiller, als Bonapartes Gestirn soeben aufging: „Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschütterlich; das Höchste in der Welt bleiben und sind die Ideen. Hätte ich einen Wirkungskreis wie der, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen.“ Noch im Alter, nach einer langen und reichen staatsmännischen Tätigkeit, sagte er einmal zu Gottfried Hermann, als er mit dem philologischen Freunde das Leipziger Schlachtfeld durchwanderte: „Ja sehen Sie, Liebster! Reiche gehen zugrunde, wie wir hier sehen, aber ein guter Vers besteht ewig.“ Ein großer Schriftsteller konnte und wollte er nicht werden. Die Kräfte seines Geistes hielten

einander so vollkommen das Gleichgewicht, daß keine einzige als die beherrschende heraustrat; darum fehlte seinem Stile, wie Schiller beklagte, die Kunst der Massen, die notwendige Kühnheit des Ausdrucks.

In jungen Jahren schon trat er mit den Dioskuren von Weimar und mit F. A. Wolf in vertrauten Verkehr, von allen sogleich als ein Ebenbürtiger begrüßt, und lebte sich ein in das Schaffen der beiden Dichter. Sein feinsinniges Verständnis drang bis in die verborgenen Falten ihres Seelenlebens und ergründete, was noch kein Kritiker vermocht, das große Rätsel des künstlerischen Genies, die geheimnisvolle Verbindung von weiblicher Empfänglichkeit und schöpferischer Manneskraft. Dieselbe Genialität des Verstehens und Urteilens machte ihn nachher zum Liebling des römischen Volks, da er jahrelang als preußischer Gesandter, ein Hellene unter Römern lebte und auf den Bergen von Albano den Äschylos und Pindar übersetzte. Nach und nach ward er sich auch der produktiven Kräfte seines Geistes bewußt und begann mit seinen baskischen Forschungen jene Studien der Sprachvergleichung, die ihm dienen sollten, „das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren“, den Schlüssel zu finden zu dem Gemütsleben der Völker.

Mit diesem kühnen Idealismus verband Humboldt jedoch von früh auf ein sicheres Verständnis für die harten Tatsachen des historischen Lebens. Die französische Revolution widerte ihn an, weil er es für einen Frevel hielt, den Staat allein aus der Vernunft heraus aufzubauen; die Friedensseligkeit der Epoche betörte ihn nicht, denn der Krieg sei eines der heilsamsten Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechts. Dem Historiker stellte er die Aufgabe, daß er sich immer durch Ideen regieren lasse und doch nicht in das Gebiet bloßer Ideen hinüberschweife. Mitten in der ästhetischen Schwelgerei seiner römischen Jahre packte ihn oft die Sehnsucht nach den herzerhebenden Klängen der Muttersprache; er liebte das deutsche Volk als den gottbegnadeten Träger der neuen europäischen Kultur und weissagte ihm eine vergeltende Zeit, „wo es dem Folgegeschlecht zeichnet die leuchtende Bahn“. So war es denn eine innere Not-

wendigkeit, daß auch ihn endlich die mächtige politische Strömung jener Tage berührte. Das Pflichtgefühl des Patrioten und der Drang nach allseitiger Betätigung seiner Kräfte bewogen ihn, dem Staate zu dienen, der ihm einst nur als der lästige Vormund der freien Gesellschaft erschienen war.

Seine Natur war nicht für alle Aufgaben des praktischen Staatsmannes geschaffen. Ein tiefer politischer Denker wie Hugo Grotius, wurde Humboldt wie dieser im diplomatischen Kampfe von vielen kleineren Köpfen übertroffen, weil ihm der grobe Ehrgeiz des Mannes der Tat und die Freude an den tausend notwendigen Nichtigkeiten des Gesandtenberufes fehlte. Er war zu groß für einen Diplomaten. Wo die Politik in die Welt der Ideale hineinragte, da zeigte sich die lautere Hoheit seines Sinnes, die Tatkraft seines Humanismus. Von ganz anderen Ausgangspunkten her gelangte er zu derselben Ansicht von der Selbstverwaltung wie Stein; er verehrte den Schöpfer der Städteordnung, weil er in der freien Bewegung der Gemeinden die Schule sah zur Erziehung sittlicher, tatkräftiger Menschen. Doch die dürre Prosa der internationalen Machtfragen ließ ihn völlig kalt. Seine diplomatischen Denkschriften sind allesamt zu breit und zu scharfsinnig. Sein reicher Geist ergeht sich oft zwecklos im Genusse seiner eigenen Klarheit, wendet den Gegenstand nach allen Seiten hin und her und findet kein Ende, sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht; ihm gebricht jene Lust am Handeln, welche dem Leser unwillkürlich einen bestimmten Entschluß abzwingt. Nicht ohne Grund nannte ihn Talleyrand „le sophisme incarné“⁶⁴. Von den schalen Freuden der vornehmen Welt genoß er nur, was seinen hellenischen Schönheitssinn reizte; die schwere Kunst, sich mit Anstand zu langweilen, allerhand unbedeutende Menschen über die Geheimnisse des Augenblicks auszuforschen, wollte er niemals lernen. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, wie er alles betrieb, hat er auch seine diplomatischen Pflichten erfüllt; doch jene leidenschaftliche Freude am Erfolge, die zu allem großen menschlichen Schaffen gehört, kannte er in diesem Berufe nicht.

Dagegen war niemand so wie er geeignet für die

Leitung des Unterrichtswesens, die ihm der König im Frühjahr 1809 übertrug. Durch die kurze Wirksamkeit von fünfviertel Jahren gab er der preußischen Unterrichtsverwaltung jenen humanen, idealistischen Zug, der auch unter schwächeren Nachfolgern sich nicht wieder ganz verlieren konnte. Sein universaler Geist wußte jeden Zweig der Wissenschaften und Künste in seinem Rechte und seiner Eigenart zu würdigen. Selbst dem kirchlichen Leben, das seiner ästhetischen Bildung am fernsten lag, brachte er ein so unbefangenes humanes Wohlwollen entgegen, daß der strenggläubige Nicolovius einträchtig mit diesem Heiden zusammenwirken konnte; der Gottesdienst war ihm heilig, weil er alle Glieder der Gesellschaft nur als Menschen vereinigte. Mit Ehrfurcht trat er an die Fragen des Schulwesens heran; er verwarf die Errichtung von Realschulen, denn die ganze Zukunft der Nation schien ihm gefährdet, wenn auch nur ein Teil der gebildeten Jugend ohne die methodische Zucht der klassischen Studien aufwüchse. Er kannte die Reizbarkeit der Gelehrten und versöhnte sie nicht bloß durch urbane Milde und geduldige Nachsicht, sondern vornehmlich durch seinen hochherzigen Freisinn; denn er wußte, daß die harte Macht des Staates auf dem Gebiete der eigentlichen Kultur nur fördern und leiten, doch wenig schaffen kann, daß die schöpferische Kraft des freien Gedankens hier schlechterdings alles ist. Das ganze Geheimnis seiner organisatorischen Größe liegt in den einfachen Worten, die er über die Einrichtung der Berliner Universität schrieb: „Man beruft eben tüchtige Männer und läßt das Ganze allmählich sich ankandieren.“ Er kannte nur ein Vaterland, das Land der deutschen Bildung, und hielt es für eine Ehrenpflicht seines neuen Amtes, das Bewußtsein dieser unzerstörbaren geistigen Einheit in der mißhandelten Nation zu beleben. Darum stellte er die alte Freizügigkeit wieder her, die vorzeiten der Stolz unserer Universitäten gewesen und erst im achtzehnten Jahrhundert durch die Scheelsucht des Partikularismus verkümmert war, und erlaubte der preußischen Jugend den Besuch aller deutschen Hochschulen. Allein durch ihre Leistungen, im freien Wettstreit, sollten Preußens hohe Schulen ihre Anziehungskraft erproben.

Während der ersten Jahre des neuen Jahrhunderts hatte die Universität Halle einen vielverheißenden Aufschwung genommen. Sie war nochmals, wie einst unter Friedrich I., in den Vordergrund des wissenschaftlichen Lebens der Nation getreten; der Realismus der alten Göttinger fand sich hier zusammen mit der idealistischen Bildung von Jena und Königsberg. Dies junge Leben ward plötzlich zerstört, als der Tilsiter Friede das Magdeburger Land dem Königreich Westfalen zuteilte. Gleichzeitig verlor Preußen das aufblühende Erlangen und dazu die drei soeben erst neugewonnenen stiftischen Universitäten Erfurt, Münster, Paderborn sowie das verfallene Duisburg. Gleich nach dem Frieden baten die Hallenser Professoren den König, ihre Universität nach Berlin zu verlegen; er aber erwiderte, daß er eine neue Hochschule in der Hauptstadt stiften wolle, und fügte die schönen Worte hinzu: Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat. Jene alten so oft erwogenen Berliner Pläne wurden also wieder aufgenommen, doch erst Humboldt brachte frischen Willen und großen Sinn in die stockenden Beratungen. Zur selben Zeit, da der Fürst-Primas von Dalberg in der alten Heimat deutscher zünftiger Rechtsgelahrtheit, in Wetzlar eine juristische Fachschule nach napoleonischem Modell eröffnete, traute der preußische Idealist seinem erschöpften Staate die Kraft zu, jetzt in Berlin zu vollenden, was in Halle zerstört war, und „der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehoffte Freistatt zu eröffnen“.

Die neue Stiftung sollte „durchaus etwas anderes sein als eine bloße Landesuniversität“, nicht in der Vorbereitung für praktische Berufe, sondern in der Wissenschaft selber den Zweck der wissenschaftlichen Arbeit suchen und daher, vornehmlich für ihre philosophische Fakultät, die besten Kräfte Deutschlands an sich ziehen. „Wir wollen euch lernen lehren“ — sagte Clemens Brentano bezeichnend in dem Festliede zur Eröffnungsfeier. Für die Verfassung der Universität fand Humboldt, Altes und Neues mit glücklichem Takte verbindend, jene ein-

fachen und freien Formen, die seitdem allen deutschen Hochschulen zum Vorbilde gedient haben. Er gab ihr nicht die gefährliche Stellung eines Staates im Staate, sondern stellte sie als eine Staatsanstalt auf den Boden des gemeinen Rechts. Dagegen blieben die alten Fakultäten erhalten, desgleichen, was Schleiermacher soeben in einer köstlichen Schrift als das eigentliche Wesen der „Universitäten im deutschen Sinne“ bezeichnet hatte: die unbeschränkte Freiheit des Lernens und des Lehrens. Die radikaleren Pläne Fichtes wurden verworfen: Humboldt fühlte heraus, daß der freie Sinn der deutschen Jugend den klösterlichen Zwang einer neuen platonischen Akademie, wie sie der begeisterte Philosoph vorschlug, nicht ertragen würde. Es war die erste königlich preussische Universität, und doch eine Stiftung für das gesamte Vaterland, das Werk einer freien und großen nationalen Gesinnung, welche die alten durch römisch-kaiserliche Privilegien gestifteten Universitäten so nicht kannten. Als die neue Hochschule in ihr stattliches Prinzenschloß, dem Palaste des Königs gegenüber einzog, da bekannte der preussische Staat, daß er fortan die deutsche Wissenschaft in sein Herz schließen und sich nicht mehr von ihr trennen wollte. Edler, würdiger konnte er seine geistige Überlegenheit dem prahlerischen Sieger nicht zeigen. Wo war in der großen Wüstenei des Imperatorenreichs ein Verein von Denkern, wie er sich hier um die Wiege der neuen Stiftung scharte: die Theologen Schleiermacher und Marheineke, die Juristen Savigny und Eichhorn, der Arzt Hufeland, der Landwirt Thaer, in der philosophischen Fakultät Fichte, Boeckh, Buttman und vor allen anderen doch Niebuhr, der mit seinen Vorlesungen über römische Geschichte dem Berliner akademischen Leben ein für allemal das Gepräge sittlichen Ernstes und wissenschaftlicher Strenge gab.

Als Humboldt, erbittert über die Unfähigkeit des Ministeriums, seine Stellung aufgab und wieder in die diplomatische Laufbahn eintrat, die ihm mehr Muße gewährte, sich selber zu leben, da blieben doch einige Räte zurück, die in seinem Sinne weiter wirkten, namentlich der milde freisinnige Süvern. Die großen Grundsätze für die Leitung des höheren Unterrichts

standen fest seit den Verhandlungen über die Berliner Universität; man brauchte sie nur anzuwenden, als man jetzt daran ging, auch die katholischen Bildungsanstalten zu verjüngen. Die alte Jesuitenakademie zu Breslau wurde mit der streng protestantischen Frankfurter Viadrina vereinigt und aus beiden die neue Breslauer Universität gebildet (1811). Auch diese Neugründung war ein Markstein in der Geschichte unseres geistigen Lebens. Wie viele schwere Kämpfe hatte der Gedanke der Parität an den deutschen Hochschulen bestehen müssen, seit Pfalzgraf Karl Ludwig in seinem Heidelberg zuerst den alten starren Grundsatz der Glaubenseinheit beseitigte. Jetzt war die Duldsamkeit der neuen Philosophie tief in die Anschauungen der gebildeten Klassen eingedrungen. Jedermann fand es in der Ordnung, daß allen Konfessionen der Zutritt zu den weltlichen Fakultäten der Berliner Hochschule freigestellt wurde. In Breslau ging der Staat schon einen Schritt weiter und stiftete zwei theologische Fakultäten, für die Katholiken und die Protestanten. So entstand die erste paritätische Universität — eine charakteristische, dem Auslande kaum begreifliche Eigentümlichkeit des deutschen Lebens.

ÖSTERREICHS ERHEBUNG 1809

Welch ein Verhängnis nun, daß gerade in dieser Zeit, da Preußen seinen ersten Staatsmann verbannen mußte, ein neues Kriegswetter über Österreich heraufzog. Um Neujahr 1809 folgte das preußische Königspaar einer dringenden Einladung Alexanders nach Petersburg. Mit beispiellosem Glanze empfing der Zar seine Gäste, als ob er sie entschädigen wollte für die Untreue von Tilsit; auch der Hofadel suchte durch überschwengliche Ehrenbezeugungen seinen Franzosenhaß zu bekunden. Seitdem verband die beiden Höfe ein Verhältnis persönlicher Vertraulichkeit, wie es noch niemals zwischen Großmächten bestanden hatte; der preußische Gesandte wurde fortan in Petersburg stets wie ein Angehöriger der kaiserlichen Familie behandelt. Das politische Ergebnis der Reise war gleichwohl nur ein großer Mißerfolg. Der Zar hatte den Krieg mit Schweden noch nicht

beendet, er war an der kaukasischen Grenze mit Persien in Händel geraten und stand im Begriff, die Türkei mit Krieg zu überziehen. Solange diese drei Kriege nicht abgewickelt, Finnland und die Donauprovinzen noch nicht in seinen Händen waren, wollte er sich von Napoleon nicht trennen. Er gestand seinem Freunde, daß er sich verpflichtet habe, Frankreich in einem Kriege gegen Österreich mit den Waffen zu unterstützen, und riet dem Könige dringend, die gleiche Politik zu ergreifen, durch die Rückkehr nach Berlin dem Imperator einen Beweis vertrauensvoller Freundschaft zu geben. Friedrich Wilhelm III. kehrte heim, tief niedergeschlagen, doch keineswegs überzeugt; nimmermehr wollte er an dem Feldzuge gegen Österreich teilnehmen, vielmehr befahl er, insgeheim zu rüsten, um nötigenfalls dem Wiener Hofe Beistand zu leisten. Noch im März versuchte er, wieder vergeblich, den Zaren für den Plan zu gewinnen, der ihm der allein rettende schien, für einen Bund der drei Ostmächte.

Napoleon war unterdessen nach Spanien geeilt und hatte in einem raschen Triumphzuge die zur Feldschlacht unfähigen Heere der Spanier geschlagen, eine englische Armee bis an die Küste zurückgeworfen. Kaum war also der Waffenruhm seiner Adler wiederhergestellt, so nahm er alsbald die im vorigen Herbst nur vertagten Pläne gegen Österreich wieder auf und traf seine Anstalten, die Hofburg für ihre Rüstungen zu züchtigen. Noch im Januar 1809 befahl er, von Spanien aus, die Armee des Rheinbundes marschbereit zu halten, ließ die Korps von Davoust und Oudinot gegen die obere Donau marschieren. Zu Ende des Monats war er selbst wieder in Paris. Er rechnete, mit zweihundertsechzigtausend Franzosen, Polen und Rheinbündnern in Deutschland, mit hundertfünfzigtausend Mann in Italien den Krieg zu eröffnen, schrieb seinen Vasallen höhnisch: ob denn die Donau ein Lethestrom geworden sei, daß man in Wien alle früheren Niederlagen vergessen habe. Seine Absicht war jedoch, den Ausbruch des Krieges bis zum Frühjahr hinauszuzögern; früher konnte seine Rüstung nicht beendet sein, auch wollte er als der Angegriffene erscheinen, weil Rußland nur für den Fall eines Verteidigungskrieges

zur Beihilfe verpflichtet war. „Mein Streit mit Österreich“, sagte er in einem Briefe an Friedrich von Württemberg, „ist die Fabel von dem Wolfe und dem Lamme; es wäre doch gar zu ergötzlich, wenn man uns dabei die Rolle des Lammes spielen lassen wollte!“

In dem alten Österreich gährte eine ungeheure Aufregung; jedermann meinte den Augenblick einer großen Entscheidung gekommen. Freilich war in der lebenswürdigen, ritterlichen Natur des Grafen Stadion keine Ader von reformatorischer Größe; an seinem Franzosenhasse hatte der Standesstolz des mediatisierten⁶⁵ Reichsgrafenstarken Anteil. Immerhin kam unter seiner Leitung ein etwas freierer und milderer Geist in die Verwaltung. Noch mehr hatte das Heer unter der Führung des Erzherzogs Karl gewonnen. Wohlgerüstet, wie seit Jahren nicht, konnte Österreich die Waffen erheben. Mit hellem Jubel eilten die Landwehrmänner zu den Fahnen. Überall, vornehmlich unter den deutschen Stämmen, festes Vertrauen zu dem alten Kaiserhause, freudige Bereitwilligkeit zu jedem Opfer. Das Jahr 1809 wurde das schönste der österreichischen Geschichte: die an Tapferkeit so reichen, an Genie und Begeisterung so armen Annalen des kaiserlichen Heeres sollten doch noch einmal glänzende Züge echten Heldentums aufweisen. Wohl war es undenkbar, daß diese durch die Unterdrückung alles Volkstums emporgewachsene habsburgische Hausmacht den Kampf für die Freiheit der Völker ehrlich durchfechten sollte; es lag eine grausame Ironie darin, daß Erzherzog Karl in einem schwungvollen Aufrufe an die Deutschen die fragwürdige Behauptung aufstellte: „Mit Österreich war Deutschland selbständig und glücklich!“ — und gleichzeitig sein Bruder Johann den Italienern sagte, sie seien heute keine Italiener mehr, nur durch Österreich könnten sie ihre Freiheit wieder erlangen. Der heilige Zorn der Patrioten im Reiche hatte kein Auge für solche Widersprüche. Die alte Kaisertreue unseres Volkes erwachte von neuem; man wollte vergessen, daß dieser selbe Kaiser Franz vor drei Jahren erst sein hohes Amt kaltsinnig preisgegeben, daß sein neues Kriegsmanifest mit keiner Silbe von der Herstellung des Reiches sprach. Genug, daß er das

Schwert zog gegen „ein System, das kein anderes Gesetz als das seine in Europa anerkennt“. An seine Fahnen schien jetzt das Schicksal des ganzen Vaterlandes angekettet, ihm Heeresfolge zu leisten, hieß jetzt deutsche Ehrenpflicht selbst unter den Norddeutschen, die bisher von Kaiser und Reich kaum gesprochen hatten.

Der Krieg war für Österreich unvermeidlich, doch er wurde vorzeitig begonnen, mit leichtsinniger Selbstüberhebung, ohne genügende diplomatische Vorbereitung. Getäuscht durch die zuversichtlichen Berichte des Grafen Metternich aus Paris, meinte die Hofburg den Streitkräften Napoleons weit überlegen zu sein; ohne auf die Warnungen des Zaren zu achten, übernahm sie die gefährliche Rolle des Angreifers und teilte ihren Entschluß in London und Berlin erst so spät mit, daß England und Preußen im Anfange des Feldzugs gar nicht mitwirken konnten. War die kaiserliche Diplomatie zu dreist vorgegangen, so fehlte Erzherzog Karl durch bedachtsames Zaudern. Er konnte, da die Hauptmasse der französischen Armee noch nicht heran war und fast nur Rheinbündner ihm gegenüberstanden, durch einen kühnen Vorstoß den Kriegsschauplatz sogleich nach Schwaben hineinverlegen, doch er verlor unschätzbare Tage, indem er seine gesammelte Armee teilte. Indem kam Napoleon selbst herbei und nahm sein Hauptquartier unter den bayrischen Regimentern, wie sonst inmitten seiner Garde. Die tapferen Truppen fühlten sich hoch geehrt; der alte Stammeshaß flammte wieder auf, als der Imperator ihnen in stolzer Rede versprach, er werde sie zum Siege gegen Bayerns ewigen Todfeind führen. Dienstwilliger denn je folgten die Fürsten des Rheinbundes dem Heerbann ihres Protektors; versicherte er ihnen doch, es gelte die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums der Habsburger zu verhindern. Nun erst zeigte sich ganz, was der Rheinbund für Frankreichs militärische Macht bedeutete; nur der Beistand des deutschen Südens sicherte dem Imperator den Sieg in diesem Feldzuge.

DER SIEG VON ASPERN

In einer Reihe glänzender Gefechte schlug er darauf die vereinzeltten Korps der Österreicher auf der bayrischen Ebene zwischen Isar und Donau und zwang den Erzherzog durch einen Feldzug von fünf Tagen, mit einem Verluste von fünfzigtausend Mann nach Böhmen zurückzugehen. Die mit so überschwenglichen Hoffnungen unternommene Erhebung begann wieder so kläglich wie der Krieg von 1805, und wieder wie vor vier Jahren zog der Sieger unaufhaltsam die Donau abwärts, nahm die Hauptstadt und befahl von dort aus die Vereinigung des Kirchenstaates mit dem Kaiserreiche. Aber als er jetzt versuchte, im Angesichte der Armee des Erzherzogs die Donau zu überschreiten, da bereitete ihm der Todesmut der kaiserlichen Soldaten bei Aspern seine erste Niederlage. Furchtbar war der Eindruck dieses ersten Mißerfolges auf die verwöhnten Kinder des Glücks. Jedermann fühlte, dies Weltreich stand auf zwei Augen. Während Napoleon nach der Schlacht durch viele Stunden in starrem Schlummer lag, berieten seine Generale bereits, ob es möglich sei, das geschlagene Heer nach Frankreich zurückzuführen, falls der Imperator nicht wieder erwachte.

Die Siegeskunde von Aspern schlug wie ein Blitzstrahl in das deutsche Land; alles jauchzte mit Heinrich Kleist dem „Überwinder des Unüberwindlichen“ zu. Und dazu die herzerhebenden Nachrichten aus Tirol: wie die tapferen frommen Bauern der Berge viermal binnen einem Jahre sich gegen die verhaßten bayrischen Herren erhoben, um die Herrschaft des geliebten Kaiserhauses und die katholische Glaubenseinheit wieder aufzurichten. Hier war alles vereinigt, was dies romantische Geschlecht erheben und begeistern konnte: die wilde Schönheit des Hochgebirges, die rauhe Heldenkraft treuherziger Naturmenschen, der ehrliche Kampf für Sitte, Recht und Glauben der Väter, das malerische Gewimmel einer freien Volkserhebung — Kapuziner und Bauern, Gebirgsschützen und Sennerinnen bunt durcheinander. „Vor und nach seiner war und kommt auch keiner in der Ehrlichkeit“ — so lautet die Inschrift unter dem Bilde



Friedrich Wilhelm III., König von Preußen

Andreas Hofers in seinem Hauptquartiere, im Adler zu Innsbruck. Die kindliche Einfalt und Treue seines Stammes verkörperte sich in dem wackeren Sandwirt; und mit naiver Freude — so gänzlich hatte der politische Zorn den alten Bildungsdünkel verdrängt — begrüßten ihn die norddeutschen Patrioten als einen Helden der Nation. Einseitigkeit ist das gute Recht jeder großen Leidenschaft; die Erbitterten wollten und konnten nicht sehen, daß die Mönche und die Bauern des Hochgebirges sich vom deutschen Vaterlande gar nichts träumen ließen, daß ihr Aufstand ebensosehr den wohltätigen Reformen als der bürokratischen Härte der bayrischen Regierung galt, daß die Macht der gedankenlosen Gewohnheit, der finstere Haß gegen die Ketzerei und die alte partikularistische Abneigung wider den bayrischen Nachbarstamm an dem Heldenmuth dieses Bauernkrieges reichen Anteil hatten.

Bald da, bald dort schlug der verhaltene Grimm in hellen Flammen aus dem deutschen Boden; der Eroberer erkannte dies geduldige Volk nicht wieder, meinte sich von tausend Vendeen⁶⁶ umgeben. Im Taubergrunde kämpften die vormaligen Untertanen des Deutschen Ordens vergeblich gegen die Truppen ihres neuen württembergischen Herrn; sie wollten zurück zu dem stillen Glücke der guten alten deutschnährischen Zeit. Die treuen Preußen im Ansbachischen empfingen mit offenen Armen das fliegende Korps, das der Heißsporn Karl von Nostiz durch Franken gegen die Flanke des Feindes führte; die Nürnberger Reichsstädter rissen jubelnd die bayrischen Wappen von den Toren, als die Freischar nahte. Von Böhmen aus begann der Sohn des unglücklichen Feldherrn von Auerstedt, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, den Parteigängerkrieg gegen die sächsischen Lande — ein echter Welf, tapfer, hart und herrisch; viele der besten aus der norddeutschen Jugend drängten sich zu den Fahnen seiner schwarzen Schar. Im Königreich Westfalen wurde zweimal, von den kurhessischen Offizieren Dörnberg und Emmerich, eine Schilderhebung gewagt und blutig niedergeschlagen; gegen das feste Magdeburg versuchte der preußische Leutnant Katt vergeblich eine Überrumpelung.

SCHILL

Unter den Patrioten im preußischen Heere und Beamtentum war nur eine Stimme; alle dachten wie der alte Blücher: warum die Preußen es nicht den Tirolern und den Spaniern gleich tun sollten? — „Trage Fesseln wer will, ich nicht.“ Manche der entlassenen Offiziere fochten bereits in den Reihen der österreichischen Armee. Die Stimmung der preußischen Truppen war so offenkundig, daß Napoleon gar nicht wagte, den König an die Stellung des versprochenen Hilfskorps zu erinnern; ihm graute vor solchen Bundesgenossen. So stürmisch flammte die Ungeduld, daß jetzt zum ersten Male in der ehrenreichen Geschichte des preußischen Heeres ein Treubruch möglich wurde — ein Treubruch freilich, der nur den edlen Zweck verfolgte, „dem geliebten Könige sein letztes Dorf zurückzugeben“. Major Schill, der Held von Kolberg, wie ihn der große Haufe nannte, war von dem Könige für seine wackere Haltung während des letzten Krieges dadurch belohnt worden, daß er zuerst nach dem Abzuge der Franzosen in die befreite Hauptstadt einrücken durfte. Seine Soldaten hingen an ihm mit unbegrenztem Vertrauen; die Berliner Bürger trugen ihn auf den Händen, und da die Masse an Ideen erst glaubt, wenn sie in einem Manne Fleisch und Blut gewinnen, so galt der tapfere Husar bald als der leibhaftige Vertreter des alten kriegerischen Preußentums. Unzählige hofften von ihm die Wiederkehr der alten Größe; man rauchte Schill-Kanaster, in jedem Bauernhause der Marken prangte das Bild mit dem martialischen Schnurrbart und Fouqués Versen darunter. Die Volksgunst stieg dem ehrlichen Haudegen zu Kopfe; der Bescheidene wähnte sich jetzt auserkoren zu wunderbaren Dingen, und kaum war der Krieg im Süden ausgebrochen, so führte er seine kleine Truppe, wenige hundert Mann, von dem Berliner Exerzierplatze hinweg zum Angriff gegen das Königreich Westfalen. Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende! — rief er den unglücklichen Verführten zu. Die treuen Männer folgten ihm nur, weil er im Auftrage der Krone zu handeln vorgab und sich vermaß, die alte Größe

Preußens wiederherzustellen. Bald nach dem Ausmarsch erteilte ihn die Nachricht von den Niederlagen der Österreicher an der oberen Donau; das unsinnige Unternehmen scheiterte schon im Beginne, von einem großen Volksaufstande war jetzt keine Rede mehr. Der König ließ nicht nur, wie seine Pflicht gebot, den Ernst des Gesetzes gegen die Deserteure in Kraft treten, er sprach auch in scharfen Worten seine Entrüstung aus über Schills „unglaubliche Tat“ — mit vollem Rechte, denn was stand noch fest in dem unglücklichen Staate, wenn der Gehorsam des Heeres ins Wanken kam? Die verwegene Schar fand nach planlosen Kreuz- und Querzügen einen ehrenvollen Untergang in den Mauern von Stralsund, und Napoleon tat das Seine, um das Andenken der verlorenen Söhne des deutschen Volks zu heiligen. Welch ein Eindruck, da man vernahm, daß der Leiche Schills der Kopf abgeschnitten, seine gefangenen Offiziere — allerdings nach dem Buchstaben des Völkerrechts — als Straßenräuber behandelt und teils erschossen, teils auf die Galeeren geschleppt wurden! Tausende wiederholten tief empört die Strophen Schenkendorfs:

Stahl von Männerfaust geschwungen
Rettet einzig dies Geschlecht!

PREUSZEN OHNE FREUNDE

Auch den König drängte die Stimme des Herzens zur Teilnahme an dem Kampfe. Er war entschlossen zu schlagen, doch er blieb nüchtern inmitten des allgemeinen Fiebers, das Bewußtsein einer ungeheuren Verantwortung lastete schwer auf seiner Seele; denn zog er diesmal vergeblich das Schwert, so war Preußen vernichtet — nach menschlichem Ermessen für immer. Die Tollkühnheit einer Kriegserklärung, während der Feind wohlgerüstet in Danzig und Magdeburg stand und durch die Garnisonen der Oderlinie das Staatsgebiet mittendurch zerschnitt — dies furchtbare Wagnis war ein Unrecht, wenn sich nicht zum mindesten eine Möglichkeit des Erfolges zeigte. Friedrich Wilhelm wollte nicht zum

zweiten Male, wie in den Tagen von Austerlitz, durch Österreichs Wankelmut der Rache des Siegers preisgegeben werden; er verlangte Bürgschaften, daß Kaiser Franz den Krieg auch nach Mißerfolgen fortführe, bis Preußen imstande sei, in den Kampf einzugreifen. Er forderte ferner Geld und Waffen von England sowie die Landung eines britischen Korps in Deutschland. Sein Staat war von allen Mitteln entblößt. Um nur etwas für die Rüstungen tun zu können, hatte man schon, unvorsichtig genug, die vertragsmäßigen Kontributionszahlungen an Frankreich eingestellt; und wie sollte die kleine Armee, in Schach gehalten wie sie war durch die Festungen des Feindes, sich im Felde behaupten, wenn sie nicht einen Rückhalt an der Küste fand? Das Allerwichtigste blieb doch die Gefahr, die von Rußland, dem Verbündeten Frankreichs, drohte; nur wenn er gegen den Osten gesichert war, schien dem Könige das Unternehmen nicht völlig aussichtslos. Napoleon durchschaute sehr wohl die verzweifelte Lage seines geheimen Gegners und meinte gleichmütig: „Preußen ist heute sehr wenig; ich habe der Mittel genug, es zu unterwerfen.“

Der König hatte mit richtigem Blicke die unerläßlichen Voraussetzungen bezeichnet, von denen Preußens Kriegserklärung abhing; bald genug mußte er erfahren, daß keine einzige dieser Bedingungen sich erfüllte. Noch vor Ausbruch des Krieges schrieb er inständig drängend an den Zaren und bat um die bestimmte Zusage, daß Rußland ihn unterstützen oder doch nicht angreifen werde, wenn er sich mit Österreich verbinde. Alexander antwortete: Erfülle Preußen seine Verpflichtungen gegen Frankreich nicht, so könne er deshalb sich mit Napoleon nicht überwerfen. Am 12. Mai schrieb der König nochmals: eine unglückliche Schilderhebung würde leicht zur Vernichtung Preußens führen, er müsse mindestens die Sicherheit haben, daß Rußland den Untergang dieses Staates nicht dulden werde. Auch diesmal lautete die Antwort des Zaren abschlägig; sein Brief enthielt unter schwungvollen Worten und brünstigen Freundschaftsbeteuerungen nur diesen greifbaren Inhalt: Rußland könne sich für jetzt nicht rühren, auch wenn der preussische Staat von der Landkarte verschwände. Es stand

nicht anders: Der russische Freund wollte das preußische Schwert in der Scheide zurückhalten, bis er sich selbst des Erwerbes der heißersehten Donauprovinzen versichert hatte. Und es war ihm Ernst damit. Die Hilfsarmee, welche der Zar seinem französischen Verbündeten zugesagt, rückte wirklich durch Warschau gegen Galizien vor. Wenngleich sie den Krieg mit äußerster Schonung, fast nur zum Scheine führte und die aufständischen Polen in Galizien weit mehr zu fürchten schien als die Österreicher selber, so bewirkte sie doch, daß ein Teil des österreichischen Heeres von den Entscheidungsschlachten an der Donau ferngehalten wurde. Ein russisches Armeekorps hielt dicht an der ostpreußischen Grenze, konnte in jeder Stunde einmarschieren, sobald Preußen Miene machte sich zu regen. Diese Haltung Rußlands ward entscheidend für das Verfahren des Königs.

Aber auch von England geschah monatelang gar nichts, was dem preußischen Hofe die Erhebung erleichtern konnte. Die Hofburg endlich konnte von dem alten Hochmut der Ferdinande nicht lassen. Während die Verhandlungen über das Bündnis noch schwebten, sandte sie schon einen Militärbevollmächtigten, den Oberst Steigentesch, nach Königsberg, um den König vor Napoleon bloßzustellen. Steigentesch trat bei Hofe mit herausfordernder Keckheit auf; er verlangte, als sei man schon handelseinig, für den Erzherzog Karl den Oberbefehl über das preußische Heer und verriet nachher in Berlin die vertraulichen Äußerungen des Königs an den westfälischen Gesandten Linden, der alles getreulich dem Imperator meldete. War doch in Preußen selbst die Erbitterung gegen den königlichen Zauderer so stark, daß einige Patrioten alles Ernstes rieten, die österreichischen Truppen in Polen sollten durch Schlesien marschieren, damit der Hof gezwungen werde, sich zu erklären! Eine einfache Militärkonvention und allenfalls noch eine Bürgschaft für den gegenwärtigen Besitzstand, das war alles, was Kaiser Franz dem preußischen Staate in Aussicht stellte für einen Kampf der Verzweiflung! Friedrich Wilhelm aber verlangte, wie billig, einen förmlichen Staatsvertrag, der seiner Mon-

archie die Wiederherstellung ihrer alten Macht mit haltbaren Grenzen gewährleistete. Auch in allen anderen Fragen der deutschen Politik gingen die Absichten der beiden Mächte weit auseinander. Österreich zeigte sich geneigt, im Falle des Sieges Warschau wieder an die Krone Preußen zurückzugeben. Der König dagegen war seit dem großen Treubruch von 1806 von der Wertlosigkeit dieses Besitzes überzeugt und wünschte für seinen Staat nur so viel polnisches Gebiet, als unentbehrlich war, um die Verbindung zwischen Schlesien und Altpreußen zu sichern; aus dem übrigen Lande hätte er gern ein nationales polnisches Herzogtum unter dem gemeinsamen Schutze der drei Ostmächte gebildet, wenn Preußen dafür in Deutschland, etwa in Sachsen, entschädigt würde. Doch Kaiser Franz war keineswegs gesonnen, irgendeine Verstärkung Preußens auf deutschem Boden zuzugeben; und als der preußische Unterhändler Knessebeck im Spätsommer, nach Österreichs Niederlagen, den alten Bartensteiner Plan einer zweifachen Hegemonie in Deutschland zur Sprache brachte, da begegnete er kalter Abweisung. Selbst das Unglück hatte den Dünkel des Hauses Lothringen nicht gebrochen. Der warme Freund Österreichs schrieb traurig heim: man könne sich nicht mehr darüber täuschen, die Hofburg wolle den preußischen Staat nicht als eine ebenbürtige Macht anerkennen.

Also taten Österreichs Hochmut, die Unfähigkeit der englischen Politik und die durchtriebene Berechnung des Zaren wetteifernd das ihre, um der preußischen Krone den Eintritt in den Krieg unmöglich zu machen. Des Königs ruhiger Soldatenblick beurteilte auch den Gang der Kriegssereignisse richtiger als seine aufgeregte Umgebung; er hielt die Schlacht von Aspern nur für die rühmliche Abwehr eines Angriffs, nicht für einen entscheidenden Schlag, und der Erfolg gab ihm recht. Erzherzog Karl verstand den Sieg seiner Soldaten nicht zu benutzen, blieb wochenlang fast untätig auf dem Marchfelde stehen, während Napoleon rastlos aus allen Ecken seines weiten Reiches Verstärkungen heranzog und selbst die Matrosen aus den Häfen des Kanals herbeikommen ließ. Im Juli fühlte sich der Imperator

stark genug, zum zweiten Male den Übergang über die Donau zu wagen; am 5. und 6. Juli wurde der Erzherzog bei Wagram geschlagen; wesentlich durch die Schuld seines Bruders Johann, der mit den Truppen aus Ungarn nicht rechtzeitig zur Stelle kam. Und wieder wie nach der Austerlitzer Schlacht überwältigte der Kleinmut den kaiserlichen Hof. Sechs Tage später ward der Waffenstillstand von Znaim abgeschlossen, der Erzherzog legte mißmutig das Kommando nieder.

ÖSTERREICHS FALL

Die Welt wußte längst, daß Napoleon einen Waffenstillstand nur dann bewilligte, wenn er des Friedens sicher war. Gleichwohl hielt König Friedrich Wilhelm noch immer seine kriegerischen Pläne fest und versammelte seine Armee in festen Lagern; das Korps Blüchers stand in Pommern bereit, auf den ersten Wink gegen die Oderlinie vorzubrechen. Noch einmal (24. Juli) schrieb der wackere Fürst seinem russischen Freunde: der Tag von Wagram habe keine endgültige Entscheidung gebracht; erklärten jetzt Rußland und Preußen gleichzeitig den Krieg, so sei die Befreiung Deutschlands noch immer möglich. Sein Gesandter Schladen bewies dem Zaren in einer eindringlichen Denkschrift: wenn Österreich falle, so komme an Rußland die Reihe. Doch Alexander schwieg; erst als der Friede geschlossen war, kam eine Antwort aus Petersburg. Währenddem ging Gneisenau in geheimer Sendung nach London und beschwor das britische Kabinett, die bereits ausgerüstete Landungsarmee an die deutsche Küste zu werfen, dann werde sie dem preußischen Heere zur Stütze dienen. George Canning stimmte dem feurigen Deutschen zu: der geniale junge Staatsmann fand damals schon die insularische Politik Alt-Englands engherzig und kleinlich. Doch die Mittelmäßigkeit der anderen Minister hatte nur Augen für das kaufmännische Interesse. Die Expedition ging nach den Niederlanden, um für die britische Flotte einen Brückenkopf auf dem Festlande zu gewinnen, und fand vor den Wällen von Antwerpen und in den Sümpfen von Walcheren ein schmachliches Ende. Auch

auf Österreichs Ausdauer war nicht mehr zu rechnen; man hatte im Hauptquartier die stolzen Pläne vom Frühjahr längst aufgegeben und fühlte sich dem Gegner, der inzwischen abermals an achtzigtausend Mann Verstärkungen heranzog, nicht mehr gewachsen.

Napoleon aber vollzog jetzt eine meisterhafte diplomatische Schwenkung. Das alte Kaiserhaus war vorderhand genugsam geschwächt; wenn er mit den Besiegten sich versöhnte, so konnte er den großen Anschlag gegen Rußland, der dem Uermüdlichen jetzt vor allem anderen am Herzen lag, ungestört reifen lassen. Seine Haltung ward freundlicher; im Wiener Frieden (14. Oktober) gewährte er dem Hause Habsburg etwas mildere Bedingungen, als kurz zuvor noch erwartet wurde. Österreich mußte zwar seine letzte Position an der Adria, den ganzen Küstensaum bis zur Sau dem Imperator einräumen, im Westen an Bayern, im Nordosten an Warschau umfangreiche Gebiete abtreten, doch blieb ihm seine Großmachtstellung und der Kern seiner Wehrkraft, das Land der Stephanskrone. Bayern erlangte zur Belohnung für treue Rheinbunddienste den Besitz von Bayreuth und damit die vollständige Ausführung jenes seit Jahren in München emsig betriebenen Tauschplanes: der Kernstaat des Rheinbundes gewann für die entlegenen rheinischen Provinzen, wo jetzt Murat hauste, das gesamte preußische Franken.

Der Krieg war zu Ende. Der tapfere Welf durcheilte in verwegendem Zuge das Königreich Westfalen, genoß auf kurze Stunden die herzlichen Begrüßungen des treuen Völkchens in der Stadt seiner Väter und fand endlich mit seinen Schwarzen eine Zuflucht an Bord englischer Schiffe. Seine treuen Tiroler gab Kaiser Franz ebenso gleichmütig preis, wie er sich einst von den Pflichten des deutschen Kaisertums losgesagt hatte; diese Volksbewegung war dem mißtrauischen Despoten immer verdächtig gewesen. Die Verrathenen wollten nicht glauben, daß ihr Franz sie verlassen könne; wie heilig hatte er doch beteuert, er werde keinen Frieden unterzeichnen, der das Land des roten Adlers von der Monarchie trenne! Sie widerstanden bis zum Äußersten; erst mit der Hinrichtung Andreas Hofers fand das

unheimliche Trauerspiel seinen Abschluß. Die Erhebung der Völker Österreichs versank in Blut und Kot. Betrogen in seinen schönsten Hoffnungen, veregelt an allen Idealen wendete sich das leichtlebige Volk wieder den Freuden des Sinnenlebens zu. Die Erbkrankheit des modernen Wienertums, die pessimistische Verstimmung nahm überhand; wer mochte noch von Ruhm und Ehre träumen, da die österreichische Dummheit doch nur zum Unglück bestimmt war? Nachher brachte ein schmählicher Staatsbankrott Verwirrung und Unredlichkeit in jeden Haushalt; bei Spiel und Tanz und Praterfahrten vergaß man die Not der schweren Zeit. Die enttäuschten Sieger von Aspern erlabten sich an den Schmutzgeschichten der Briefe Eipeldauers; von Fichte, Kleist und Arndt wußten sie nichts. Der Krieg von 1809 hatte das deutsche Blut der Österreicher noch einmal in Wallung gebracht; ein Jahr darauf standen sie dem Leben unserer Nation unzugänglicher, fremder gegenüber als je zuvor.

BUHLEN UM FRANKREICHS GUNST

So war der Boden bereitet für die Selbstherrschaft des Kaiser Franz. Der verlogene Biedermann traute sich jetzt endlich der Weisheit genug zu, um die Zügel des Staates in die eigene Hand zu nehmen; war er doch immer klüger gewesen als alle die Ideologen, die ihm von der Freiheit Europas geredet. Mit der Seelenruhe der selbstgewissen Beschränktheit stellte er nun das alt-habsburgische Regierungssystem wieder her, wie es vor Maria Theresia jahrhundertlang bestanden hatte. In den inneren Verhältnissen wurde grundsätzlich nichts mehr geändert; eine argwöhnische Polizei hielt jeden Gedanken politischer Neuerung, wie vormals die Lehren der Ketzer, sorgfältig danieder, verhinderte, daß die gewaltigen nationalen Gegensätze dieses vielsprachigen Völkergewimmels zum Selbstbewußtsein erwachten, sicherte den Gehorsamen das Phäakenglück eines wachen Traumlebens. Die Tätigkeit der Staatsgewalt war wieder ganz auf die europäische Politik gerichtet, und vortrefflich paßte zu diesem Systeme der unfruchtbaren

Ruheseligkeit der neue Minister des Auswärtigen, Graf Metternich, der Adonis der Salons, der vielgewandte Meister aller kleinen Mittel und Schliche. Er selber hat am Ende seiner Laufbahn die Summe seines Lebens gezogen in dem Geständnis: Ich habe oft Europa regiert, doch niemals Österreich. Im diplomatischen Ränkespiele ging all sein Wissen und Können auf. Völlig unwissend in allen Fragen der Volkswirtschaft und der inneren Verwaltung überließ er diese bürgerlichen Dinge nach alt-österreichischem Kavalierbrauche den Hofräten und den Schreibern. Er haßte und fürchtete, wie sein Kaiser, die dämonische Kraft des nationalen Gedankens, der sich drüben in Deutschland regte; er fürchtete nicht minder den russischen Nachbar, dessen Macht er jederzeit überschätzt hat. Er kannte die Welt zu gut und rechnete zu nüchtern, um an die Ewigkeit des napoleonischen Reiches zu glauben; bot sich die Gunst der Stunde, so war er bereit, diese drückende Übermacht abzuschütteln. Doch solange die Herrlichkeit der Weltmonarchie noch unerschüttert währte, sollte ihre Freundschaft dem Hause Österreich Vorteil bringen. Mit schamloser Herzenskälte warb Kaiser Franz um die Gnade des Siegers. Im Frühjahr 1810, noch vor der Hinrichtung Andreas Hofers, verlobte er die Erzherzogin Marie Luise mit Napoleon. Die Tochter des letzten römischen Kaisers wurde die Gemahlin des neuen Weltbeherrschers, und sie schändete ihr altes Haus durch flachen Leichtsinn, durch unwürdige Schmeichelei gegen die Franzosen. Derselbe Erzbischof von Wien, der vor kurzem die Fahnen der Landwehr geweiht, segnete jetzt die nach katholischen Begriffen unzweifelhaft ehebrecherische Verbindung der beiden Kaiserhäuser. Das Lieblingsblatt der Wiener schilderte mit untertäniger Dankbarkeit, wie Gott seinen eingebornen Sohn für die Erlösung der Menschheit dahingegeben und der gute Kaiser Franz nach diesem Vorbilde seine Tochter für die Rettung des Vaterlandes opfere. So war Österreich im Jahre 1810. Niemals ist einer hochherzigen Erhebung ein tieferer sittlicher Fall gefolgt.

Aus guten Gründen eilten die ersten Fürsten des Rheinbundes sofort nach dem Frieden wieder nach Paris,

um sich der Gnade des Protektors nochmals zu versichern; denn überall hatte der Krieg die innere Hohlheit des rheinbündischen Regiments an den Tag gebracht. Wieviel Groll und Haß in dem Volke Frankens und Westfalens; welche Schwäche der Staatsgewalt in Sachsen, dessen König noch vor dem Einmarsch des Feindes mitsamt seinem Grünen Gewölbe das Land verließ und dann im sicheren Frankfurt, im alten Kaiserdome, dem Tedeum zur Feier der Niederlage seines österreichischen Schwagers beiwohnte! Um so bitterer zürnten die preußischen Patrioten, daß die große Stunde versäumt sei. Die Königin klagte schmerzlich: „Österreich singt sein Schwanenlied, und dann ade Germania!“ Und doch hatte der König nur getan, was die klar erkannte Pflicht gebot. Napoleon war im Rechte, wenn er nach dem Frieden den preußischen Gesandten anherrschte: „Es ist nicht Euer Verdienst, daß Ihr ruhig bleibt; es wäre der Gipfel des Wahnsinns gewesen, wenn Ihr mir den Krieg erklärt hättet mit den Russen im Rücken!“ Er wußte wohl, daß es ihm nötigenfalls ein leichtes gewesen wäre, zunächst den Kaiser Franz durch eine neue Schlacht zu einem Sonderfrieden zu zwingen und dann mit zermalmender Wucht den Todesstoß gegen das einzelnte Preußen zu führen. Wir Nachlebenden wissen auch, was jene Zeit weder sehen konnte noch wollte: daß selbst der unwahrscheinliche Fall eines österreichischen Sieges unserem Vaterlande kein Heil bringen konnte. Dann wäre ein neues Wallensteinisches Zeitalter über Deutschland hereingebrochen, die habsburgische Fremdherrschaft an die Stelle der napoleonischen getreten.

Der Mann aber, der an der großen Enttäuschung die Hauptschuld trug, wurde schnell irr an der Klugheit seiner feinen Berechnungen. Alexander fürchtete nichts so sehr wie die Wiederherstellung Polens durch Napoleon. „Wenn Ihr daran denkt“, sagte er zu Caulaincourt, „dann ist die Welt nicht groß genug, um einen Ausgleich zwischen uns zu erlauben“, und wiederholt gab er dem französischen Gesandten zu vernehmen: Galizien dürfe schlechterdings nur an Rußland fallen, wenn es nicht bei Österreich verbleibe. Nun mußte er

erleben, daß Napoleon im Wiener Frieden eigenmächtig das ganze Neugalizien, an anderthalb Millionen Einwohner mit den wichtigen Plätzen Zamosz, Lublin und Krakau dem Herzogtum Warschau schenkte — lauter Gebiete, welche Rußland soeben erobert hatte und noch besetzt hielt. Dem Zaren selber wurde bloß ein Brocken aus der Beute, der Landstrich um Tarnopol, zugeworfen — nur der Schande halber, nur damit die Welt sehe, der Zar sei doch Frankreichs Verbündeter gewesen; nebenbei sollte dies Danaergeschenk den Petersburger Hof mit dem Wiener gründlich verfeinden. Die Wiederaufrichtung der alten polnischen Krone rückte bedrohlich nahe; das Verhältnis zwischen den Tilsiter Alliierten ward täglich kühler, seit Napoleon den neuen Freundschaftsbund mit Österreich geschlossen hatte. Alexander fühlte, daß ihm selber ein Kampf um das Dasein bevorstehe.

VERSTÄRKTER DRUCK AUF PREUSZEN

Zunächst wurde Preußen strenge zur Rechenschaft gezogen für die kriegерischen Absichten des vergangenen Jahres. Nun der Imperator des Hauses Österreich sicher war, nahm er gar keine Rücksicht mehr. Er kannte die geheimsten Gedanken des königlichen Hofes, teils durch die Verrätereі der österreichischen Diplomaten, teils aus den Berichten seiner eigenen Spione, und er hatte Grund zur Beschwerde, da Preußen durch die Einstellung der Kontributionszahlungen sich selber ins Unrecht gesetzt hatte. Wenn der König jetzt die schlesischen Güter des geächteten Braunschweigers konfiszierte, so wußte Napoleon genau, daß dieser Diensteifer nur den Zweck verfolgte, die Besitzungen des Welfen vor der französischen Raubgier zu retten. Mit polternder Ungeduld verlangte er die Zahlung der Rückstände, berechnete Wucherzinsen für die Säumnis. Als der König die völlige Erschöpfung der Finanzen einwendete und erzählte, wie er bereits seine Juwelen und sein goldenes Tafelgeschirr zur Deckung der Staatsschulden dahingegeben, da hieß es höhnisch: „Welche erbärmliche Mittel, wenn man unnütze Lager hält,

Pferde ankauft und zwecklose Ausgaben für das Heer macht.“

Um den Grollenden durch einen Beweis des Vertrauens zu beschwichtigen, verlegte der König auf Weihnachten 1809 sein Hoflager wieder nach Berlin, mitten zwischen die Garnisonen der Franzosen. Wie oft waren einst in den friderizianischen Zeiten die Viktoria schmetternden Postillone durch diese Tore eingeritten. Und nun der Einzug der Besiegten durch das neue Königstor! Die schöne Königin saß weinend in dem Wagen, den ihr die verarmte Stadt geschenkt; darauf der König zu Roß; hinter ihm Scharnhorst, inmitten der Generale, bleich und finster im Sattel hängend, dann die jungen Prinzen im Zuge ihrer Regimenter. Mehrere hundert Männer aus den verlorenen Provinzen waren herbeigeeilt, um ihren angestammten Herrn bei seiner Rückkehr zu begrüßen; auch Arndt und Jahn standen im Volksgewühle, erschüttert von dem Übermaß der Liebe, das mit einem Male aus tausend Herzen brach. Kein Auge blieb trocken. Es war, als ob Fürst und Volk und Heer einander gelobten, daß nunmehr alle alte Schuld vergessen und vergeben sei. Kleist aber begrüßte den König als den Sieger, der größer sei als jener triumphierende Cäsar, und rief, auf die Türme der Hauptstadtweisend:

Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für bess're Güter in den Staub zu sinken.

Dem weichen Gemüte Friedrich Wilhelms III. war es eine Freude, nun auch seinerseits, nach der patriarchalischen Weise der Zeit, dem treuen Volke eine Liebe zu erweisen. Im nächsten Monat feierte er zum ersten Male das Ordenfest, das demokratische Fest einer bürgerlichen soldatischen Monarchie, und lud bis zum Postboten herunter alle, die sich in ihrem Berufe hervorgetan, auf sein Schloß zu Gaste. Und bezeichnend genug, wenige nahmen an der allgemeinen Freude, die dem heimgekehrten Fürsten entgegenjubelte, aufrichtiger teil als der französische Gesandte Graf St. Marsan. Der ehrenhafte hochkonservative Savoyard mußte dem Könige

das Ärgste und Schnödeste sagen, was je einem preußischen Herrscher geboten wurde; er tat nach seiner Amtspflicht, doch er sah mit stiller Bewunderung die sittliche Größe dieses gebeugten Staates und empfand bald tiefe Verehrung für den Charakter Friedrich Wilhelms. Zwischen dem unglücklichen Monarchen und dem Gesandten seines Todfeindes entstand ein festes Verhältniß gegenseitiger Hochachtung; noch viele Jahre später, als der Graf piemontesischer Minister war, ließ ihn der König wiederholt seines vollen Vertrauens versichern.

Was wog das Wohlwollen des Gesandten, da sein Herr unerbittlich blieb? Immer drohender und stürmischer wurden Napoleons Mahnungen. Zwar einen Krieg gegen Preußen beabsichtigte er jetzt nicht: — dann wäre der Entscheidungskampf mit Rußland zur Unzeit ausgebrochen. Doch die Gelegenheit schien günstig, dem verhaßten Staate im Frieden abermals eine Provinz zu entreißen. Bald erfuhr man, der Imperator wolle auf seine Geldforderungen verzichten — gegen die Abtretung von Schlesien! Auch die Minister sahen keinen anderen Ausweg mehr, sie kamen zurück auf jenen verzweifelten Gedanken einer neuen Gebietsverkleinerung, welchen Schön bereits vor dritthalb Jahren ausgesprochen hatte. Am 10. März 1810 gestand Altenstein dem Fürsten Wittgenstein, der Staat sei verloren, wenn man nicht auf einen Teil von Schlesien verzichte. Zwei Tage darauf erklärte das Ministerium dem Monarchen einmütig: im äußersten Falle müsse man sich durch eine Landabtretung von Napoleon loszukaufen suchen. Dahin also war es mit Preußen gekommen, daß selbst Scharnhorst zu einer kleinmütigen Tat riet, welche dem unglücklichen Staate sein letztes Ansehen rauben mußte. Fürst Wittgenstein war ein Hofmann des gemeinen Schlages, ängstlich, glatt, schlau und frivol, ein abgesagter Gegner Steins. Die Ungeheuerlichkeit dieses Vorschlags brachte ihn doch in Harnisch; entrüstet berichtete er alles seinem königlichen Herrn und machte dringende Gegenvorstellungen. Dem Könige, der dies unfähige Ministerium nie sonderlich geachtet, riß die Geduld: er war sofort entschlossen, seine Räte zu ent-

lassen. Seinem klugen Oberkammerherrn hat er diese patriotische Tat nie vergessen; seit jenen Tagen besaß Wittgenstein einen mächtigen stillen Einfluß, der sich noch oft, und meist zum Schaden der Monarchie, zeigen sollte. Darauf verständigte sich Friedrich Wilhelm mit Hardenberg, und nach langen Verhandlungen in Paris ließ sich auch Napoleon herbei, den Wiedereintritt des verfemten Staatsmannes zu gestatten. Er mußte einsehen, daß bei dem entschiedenen Widerwillen des Königs die friedliche Erwerbung von Schlesien unmöglich war; genug vorderhand, wenn ein fähiger Mann die Leitung der preußischen Finanzen übernahm und die pünktliche Abzahlung der Kontribution verbürgte. Zu Anfang Juni 1810 erhielt Altenstein den Abschied, und Hardenberg trat in das Amt. Die zweite Epoche der preußischen Reformen begann.

III.

HARDENBERG

WÄHREND das preußische Volk mit zorniger Ungeduld der Stunde der Befreiung entgegensah, wurde im rheinbündischen Deutschland die Schande des Vaterlandes nur in einigen Landstrichen und in vereinzelt patriotischen Kreisen tief und bitter empfunden, am lebhaftesten im protestantischen Norden und vor allem in den abgetretenen preußischen Provinzen. Wie ein Mann hielt das treue Volk der Grafschaft Mark zusammen unter der Herrschaft des Großherzogs von Berg; man tat, was man nicht lassen durfte, unterwürfige Schmeichelei kam den Fremden hier nie entgegen. Überall in diesen Landschaften fanden sich einzelne treue Beamten der alten Zeit, die sich im Grunde des Herzens noch als preußische Staatsdiener und die neue Ordnung der Dinge nur als eine flüchtige Episode betrachteten: so der treffliche Jurist Sethe in Münster und der junge Motz auf dem Eichsfelde. Der alte Präsident Rumann in Celle trat sein westfälisches Amt erst an, als ihm sein König Georg III. die förmliche Erlaubnis gegeben hatte. Nur sehr wenige von den preußischen höheren Beamten gingen ohne zwingenden Grund in die Dienste rheinbündischer Fürsten, und sie verfielen der allgemeinen Verachtung: so der Minister Schulenburg-Kehnert. Auch Dohm, der geistreiche Publizist, der so oft für die Krone Preußen Fürstenbundspläne geschmiedet, büßte sein altes Ansehen ein, da er jetzt plötzlich den Glauben an seinen Staat verlor und bei



Franz II., deutscher Kaiser

König Jerome Dienste nahm. Da und dort führte ein trotziger Edelmann von altem Schrot und Korn auf seine Weise den kleinen Krieg gegen die Fremden. Der Freiherr von Wylich in Kleve brachte das Archiv des alten ständischen Landtags auf seinem Schlosse unter, trat überall als der einzige rechtmäßige Vertreter des klevischen Landes auf, da seine ritterbürtigen Genossen unterdessen hinwegstarben, und als die Preußen endlich wieder einzogen, verlangte er getrost, daß sie den zweibeinigen Landtag sofort in seine alten Rechte einsetzen müßten. Wie lachte der magdeburgische Adel, als der unbändige Heinrich Krosigk einmal die Gendarmen des Königs Jerome in das Spritzenhaus sperren ließ und dann befriedigt seine Festungshaft absaß; solange „die Franzosenzeit“ währte, hatte der wilde Junker die geladenen Pistolen immer auf dem Tische liegen, und sobald sein alter König rief, eilte er spornstreichs über die Elbe zu den geliebten Fahnen.

In Sachsen und in Süddeutschland klagte man wohl über die tausendfache Not der Zeit; doch die vielhundertjährige Entfremdung vom öffentlichen Leben und die Verkümmernng der Kleinstaaterci ließen einen recht-schaffenen Haß selten aufkommen. Die Preußen glaubten nicht an die Dauer des Weltreichs; in den Kleinstaaten gab man allmählich jede Hoffnung auf. Die leid-same deutsche Geduld machte aus der Not eine Tugend, verehrte den Rheinbund als das letzte Band, das die Nation noch zusammenhalte. Nicht bloß der Schwächling Dalberg pries begeistert, wie durch den rheinischen Bund die Vaterlands-liebe in jeder reinen Seele erweckt werde. Auch Hans Gagern hoffte ein neues wesentlich deutsches Karolingerreich aus den Staatenbildungen des Imperators hervorgehen zu sehen. Der Bremer Smidt, ein durchaus patriotischer und nüchterner junger Staatsmann, beschwor seine Hansestädte, sich dem Rheinbunde anzuschließen, der doch bald zum germanischen Bunde werden müsse; nur so könnten die Hanseaten wieder Deutsche sein!

Wer das Schalten des Allgewaltigen scharf beobachtete, mußte freilich jetzt schon erkennen, daß diese Vasallen-lande allesamt bestimmt waren, dereinst unmittelbar in „die

große Familie“ des Kaiserreichs aufgenommen zu werden. Kaum waren die alten Fürsten entthront, so begann der Unersättliche seine eignen Brüder zu berauben, die neu geschaffenen Staaten wieder zu zerstören. Kein Jahr verging, das nicht den Staaten des Rheinbundes neue Grenzverschiebungen brachte. Der Erbe der Revolution betrachtete, genau wie die Kabinettpolitik des alten Jahrhunderts, den Besitz von Land und Leuten nur als eine persönliche Versorgung für seine Angehörigen und Getreuen; als er das Großherzogtum Berg vergrößerte, sagte er amtlich, das geschehe, um der Prinzessin Karoline einen angenehmen und vorteilhaften Dienst zu erweisen. Was hinderte, solche Eintagsgebilde politischer Laune wieder nach Laune zu zerstören? Ein Zufall war es doch nicht, daß Napoleon die wichtige Festung Erfurt im Herzen Deutschlands für sich behielt und sie niemals einem seiner Satrapen anvertrauen wollte. In den Pariser Salons war man über das künftige Schicksal der Rheinbundstaaten nicht im Zweifel und begrüßte die Untertanen des Königs Jerome, wenn sie an die Seine kamen, scherzend als *Français futurs*.

Die Stämme im Süden und Westen Deutschlands ließen sich von solchen Befürchtungen nicht anfechten. Es war in der Ordnung, daß der Code Napoleon von tüchtigen deutschen Juristen, wie Daniels und Strombeck, wissenschaftlich bearbeitet wurde; aber auch das Staatsrecht des Rheinbundes, das immer ein toter Buchstabe blieb, reizte den Scharfsinn untertäniger deutscher Gelehrten, wie Winkopp und Karl Salomo Zachariä. Während Napoleon selbst alle die föderalistischen Pläne des getreuen Dalberg zurückwies und trocken bemerkte: „Ich lege keinen Wert auf den Bund als solchen, nur auf seine einzelnen Fürsten und ihre Unabhängigkeit“ — entstand in Deutschland eine ganze Literatur, die mit liebevollem Fleiße jede Kontroverse dieses unfindbaren Bundesrechts erörterte.

HÜNDISCH UND EHRVERGESSEN...

Mit vollem Rechte wahrlich zürnte die patriotische Jugend des Nordens über den Lügegeist der neuen Zeit,

denn niemals früher war in den deutschen Kleinstaaten eine solche Fülle gehässiger Lügen über „den Borussismus“ verbreitet worden wie in den Tagen Steins und Scharnhorsts. Der Preußenhaß nahm neue Formen an. In der alten Zeit hatte der preußische Staat unter der katholisch-kaiserlichen Partei seine leidenschaftlichsten Feinde gefunden, und auch jetzt noch frohlockten die Münsterländer über den Untergang des preußischen Ketzerregiments; doch traten nunmehr, namentlich in den Kreisen der bayrischen Beamten, auch modern gebildete Männer auf, die von der lichten Höhe französischer Aufklärung herunter hochmütig absprachen über die finstere Nacht des slawischen Junkertums in Preußen und den Imperator ermahnten, das zurückgebliebene Österreich und Preußen mit einer Verfassung nach gallischem Muster zu segnen. Die giftigen Schmähschriften des Bayern Aretin waren die Erstlinge jener neuen napoleonisch-partikularistischen Literatur, die seitdem durch viele Jahre eine Macht des Unheils im deutschen Süden geblieben ist. Der Vielgewandte verstand sehr geschickt, zugleich den altbayrischen Ketzerhaß und den Aufklärungsdünkel der neuen Bürokratie gegen Preußen aufzuregen: der Staat Friedrichs war das Land der Ketzerei und der adligen Privilegien, Napoleon der Held der Freiheit und der römischen Kirche. Solche Märchen fanden Glauben, da die armseligen Zeitungen des Rheinbundes von den preußischen Reformen nichts erzählten und die hirnverbrannten teutonomanischen Tugendbündler Stein und Scharnhorst nur mit gering-schätzigem Spotte behandelten. Dann erschienen plötzlich zu gleicher Zeit deutsch und französisch in zwei Buchhandlungen des Rheinbundes die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, gewiß nicht ohne das Zutun eines der kleinköniglichen Höfe. Welcher Sturm der Schadenfreude im Lager des Partikularismus! Der unverdächtigste Zeuge, die Lieblingsschwester des großen Friedrich bestätigte alles, was man sich im süddeutschen Volke von der unerträglichen Härte des preußischen Staates, von der soldatischen Steifheit seiner Regierung und der herzlosen Grausamkeit seines Königshauses längst erzählte! Wilhelminens gallige Herzensergießungen

wurden dem guten Rufe Preußens gefährlicher als irgendeine Schmähschrift seiner Feinde, und es währte lange, bis die historische Kritik die Unwahrhaftigkeit der verbitterten geistreichen Fürstin nachwies. Napoleon bemerkte zufrieden: „Alle deutschen Höfe, namentlich der sächsische, wünschen die Teilung Preußens.“

Die Wittelsbacher hatten längst vergessen, daß sie den Hohenzollern den Besitz ihrer Erblände verdankten; Friedrich von Württemberg und mehrere andere Fürsten des Rheinbundes wurden nicht müde, den Imperator vor Preußens gefährlichen Absichten zu warnen; der sächsische Minister Graf Senfft entwarf mit der oberflächlichen Hastigkeit kleinstaatlicher Ehrbegier Plan auf Plan, wie Preußen vernichtet und auf seinen Trümmern ein großes sächsisch-polnisches Zentralreich aufgebaut werden solle. Die alte irrigte Überlieferung, welche die Bayern für Abkommen der keltischen Bojer erklärte, wurde jetzt von Pallhausen und anderen wieder aufgenommen: mancher eifrige Bajuvare versicherte stolz, sein Stamm sei den Franzosen blutsverwandt, wie man schon an dem nationalen Schnauzbarte erkenne. Nicolaus Vogt aber bewies in seinem Buche „Die deutsche Nation und ihre Schicksale“, wie die Deutschen zweitausend Jahre lang das Drama „Die feindlichen Brüder“ aufgeführt, bis endlich Napoleon die alte deutsche Verfassung in neuen Formen wieder aufgerichtet habe; seit der Vermählung des Imperators mit Marie Luise hat „Schönheit gepaart mit Heldenkraft“ dauernden Frieden gegründet in diesem zankenden Volke; drei große Segnungen bringt uns der Rheinbund: den Untergang der feudalen Monarchie und der religiösen Zwietracht, dazu die Gewißheit, daß im Innern Deutschlands nie wieder ein Krieg geführt werden kann, endlich die Herstellung der nationalen Unabhängigkeit; „küßt darum die Hand, welche euch lehrt einig zu sein, als Gotteshand!“ Die Völkchen dieser Kleinstaaten hatten sich längst gewöhnt, jede Laune ihrer angestammten Herren sich „untertänigst untertänig wohlgefallen zu lassen“, wie die herkömmliche Redensart in den Landtagsakten lautete; doch so schamlos, wie jetzt den fremden Gewalthabern gegenüber, war auf deutschem Boden

noch nie geheuchelt und geschmeichelt worden. Mit unwandelbarer Begeisterung feierte der Professor der Beredsamkeit in Göttingen die Verdienste Napoleons und Jeromes — derselbe Mann, der früher am Geburtstage Georgs III. und Friedrich Wilhelms III. patriotische Prachttreden gehalten hatte. Überall, wo der Imperator erschien, mußten die Gemeinden und Korporationen ihm ihre Huldigungen darbringen, und das rheinbündische Beamtentum verstand vortrefflich, „den freien Ausdruck der Freude und öffentlichen Dankbarkeit anzufeuern“. Byzantinische Adressen priesen Napoleons Unbesiegbarkeit, seine weise Gerechtigkeit und vornehmlich seine menschenfreundliche Friedensliebe. „Jedesmal“, sagten ihm die Stände des Großherzogtums Berg, „jedesmal, wenn Sie gezwungen waren, die Waffen zu ergreifen, schienen Sie grundsätzlich dem Kriege selbst den Krieg zu erklären!“

Wirkliche Gesinnung war im Rheinbunde wie im kaiserlichen Frankreich fast allein noch bei den Truppen zu finden. Es ging zu Ende mit jenen philisterhaften Friedensoffizieren der alten Reichsarmee, die sich aus dem Kampfgetümmel wehmütig zu den Schweinchen und Hühnern ihres heimischen Hofes zurückzögen. Ein neues Geschlecht wuchs heran, voll prahlerischen militärischen Selbstgefühls, begeistert für die Glorie der kaiserlichen Adler; ein tüchtiger bayrischer Offizier mußte zu jedem Frühstück ein Dutzend Österreicher verspeisen, denn was hatte Bayerns Kriegsgeschichte Herrlicheres aufzuweisen als jene glänzenden Gefechte um Regensburg? Napoleon unterließ nichts, was den vaterlandslosen Landsknechtsgeist dieser Tapferen nähren konnte. Sie sollten ihm ihre Seele verschreiben; darum verwendete er sie gern zur Besetzung der preußischen Festungen und schickte auch gegen die aufständischen Tiroler meistens rheinbündische Truppen, Bayern und Sachsen, ins Feld.

Das System der napoleonischen Präfektenverwaltung fand nirgends einen dankbareren Boden als in den geschichtslosen neuen Mittelstaaten des Südens. Hier nahm das Organisieren und Reorganisieren kein Ende — in Baden wurden die Verwaltungsbezirke binnen sieben

Jahren dreimal völlig umgestaltet — bis es endlich gelang, den verworrenen Haufen buntscheckiger Staaten-trümmer nach Flußläufen zu ordnen und in regelrechte Departements zurechtzuschneiden. Der Protektor hütete sich weislich, den Dünkel seiner Getreuen durch unnützes Eingreifen in ihre Landesverwaltung zu reizen. Von selbst verstand sich, daß seine Gesandten vor den Prinzen der Vasallenstaaten überall den Vortritt hatten. Brauchte er neue Truppen, so ließ er sich die Einnahmebudgets seiner Könige und Großherzoge ohne weiteres vorlegen und entschied nach Gefallen. Auch hielt er als Schirmvogt der römischen Kirche streng darauf, daß die Katholiken im Staatsdienste nicht zu kurz kamen, und befahl überall wachsame Beaufsichtigung der Feinde Frankreichs, namentlich unter dem Adel. Im übrigen durften die kleinen Despoten ziemlich ungestört schalten.

BAYERN

Am stärksten und nachhaltigsten wirkte die bonapartistische Völkerbeglückung in Bayern; kein anderer Teil Deutschlands hat während der jüngsten drei Menschenalter größere Wandlungen erlebt. Seit jenem Unheilsjahre 1524, da die alten Wittelsbacher ihre Erblände der evangelischen Lehre eigenmächtig verschlossen und dadurch die kirchlich-politische Spaltung der deutschen Nation begründeten, war der tapfere und treue, an rüstiger Kraft des Leibes und des Willens den besten Deutschen ebenbürtige altbayrische Stamm dem geistigen Leben dieses paritätischen Volkes fast so fremd geworden wie die Österreicher. Am Schlusse des alten Jahrhunderts lebten in München drei Protestanten, die amtlich als Katholiken galten und zum Abendmahl nach Augsburg hinüberfuhr. Auf Schritt und Tritt begegnete der Wanderer den Erinnerungen des streitbaren Katholizismus; zu den Füßen der Mariensäule auf dem Schranneplatze stand der Genius, der den Drachen der Ketzerei zerschmettert. Das Volk glaubte fest, ein Protestant sehe ganz anders aus als ehrliche Christenmenschen; in den Fastnachtzügen der Bauern erschien der Luther mit seiner Kathi neben dem bayrischen

Hiesel und dem Schinderhannes; noch während der napoleonischen Feldzüge ließ ein altbayrisches Bataillon ein Bild des heiligen Petrus Spießbruten laufen, weil der Heilige seiner Herde das erbetene gute Marschwetter versagt hatte. Die gesamte neue Literatur war „lutherisch-deutsch“, blieb diesen Hinterwäldlern verpönt und unbekannt.

Welch ein Umschwung nun, als plötzlich ein ganzes Bündel evangelischer Territorien mit dem gelobten Lande der Klöster und der geistlichen Schulen zusammengeschweißt wurde und gleichzeitig die Dynastie Zweibrücken ihren Einzug hielt — jene Nebenlinie des Hauses Wittelsbach, die zwar wieder zur römischen Kirche zurückgekehrt, aber durch ihre schwedisch-protestantischen Traditionen und durch langjährigen Familienzweist mit der bigotten älteren Linie tief verfeindet war. Für große, schöpferische politische Ideen freilich blieb die flache, gedankenlose Gutmütigkeit des neuen Königs Max Joseph⁶⁷ ebenso unzugänglich wie die bürokratische Härte und Herrschsucht seines Ministers Montgelas. Niemand verfiel auf den so naheliegenden Gedanken, den Schwerpunkt des jungen Königreichs in einen paritätischen Landstrich, nach Nürnberg oder Augsburg zu verlegen. Die Residenz blieb in München, und die Hauptstadt übte auf die Provinzen einen schädlichen Einfluß. Das Bier, das den Altbayern, nach dem Geständnis ihres gestrengen Kriminalisten Kreittmayr, das fünfte Element des Lebens bildete, hielt seinen Siegeszug durch das ganze Land; die rührigen Schwaben und Franken nahmen bald vieles an von der bequemen, läßlichen Sinnlichkeit der Altbayern. Diese reichbegabten Stämme kamen langsam herab in ihrem geistigen Leben, sie haben unter bayrischem Zepter niemals wieder so Großes für die deutsche Kultur geleistet wie einst in den Zeiten ihres reichsstädtischen Glanzes. Für die altbayrischen Lande dagegen wurde das Zusammenleben mit den geistreicheren aufgeweckten Nachbarn ein unermesslicher Segen.

Die Person des Landesherrn war in diesem patriarchalischen Volke von jeher eine lebendige Macht; so recht aus Herzensgrunde begrüßten die Münchener

Bürger den vergnüglich mit den Augen zwinkernden neuen Herrscher: Na Maxl, weil nur du da bist! Wie horchte das Volk auf, als man vernahm, daß die Gemahlin des lustigen Max, die edle Prinzessin Karoline von Baden, eine Ketzerin sei, als dann der wackere Kabinettsprediger Schmitt, zuerst bescheiden im Nymphenburger Schlosse, nachher öffentlich in der Hauptstadt evangelischen Gottesdienst hielt und Lutheranern wie Reformierten die Sakramentsgemeinschaft gewährte. Das hatte man nicht mehr erlebt, seit der Eroberer Gustav Adolf⁶⁸ in der Residenz der Wittelsbacher gehaust. Dann kam eine Menge protestantischer Beamten ins Land, darunter manche Heißsporne der Aufklärung wie Anselm Feuerbach⁶⁹. Die Gleichberechtigung der Konfessionen wurde verkündigt, und was das wichtigste war, das Schulwesen der Aufsicht des Staates unterworfen. Dem Feuereifer des Illuminaten Montgelas⁷⁰ war damit noch nicht genug geschehen; er haßte „das Schamanentum“⁷¹ der römischen Kirche und die fromme Einfalt des altbayrischen Volkes, dem er immer ein Fremder blieb. Eine Menge von Klöstern wurde geschlossen, Hunderte von Kirchen ausgeräumt und ihr alter Schmuck unter den Hammer gebracht. Es war ein radikaler Umsturz, herzlose Frivolität und brutaler Hochmut führten das große Wort; doch mildere Hände hätten den Bann der Glaubenseinheit, der über diesem Lande lag, nicht gebrochen. Ein tiefeingreifendes Gesetz jagte das andere; die Leibeigenschaft fiel, die Ablösung der bäuerlichen Lasten und Zehnten ward ausgesprochen, indes blieben, dank der fieberischen Hast der Regierung, die meisten dieser mit lärmender Prahlerei angekündigten Reformen unausgeführt. Auch den neuen Landtag wagte der mißtrauische Minister niemals einzuberufen, obgleich diesem sonderbaren Parlamente nur das Recht zustehen sollte, durch drei Kommissäre seine Ansichten auszusprechen und dann schweigsam über die Vorlagen der Regierung abzustimmen. Von den neuen Institutionen stand nichts fest als das Konskriptionsherr und die Allmacht des Beamtentums, das noch immer ebenso nachlässig, roh und bestechlich war wie in der guten alten Zeit.

Die junge Krone gefiel sich in einem lächerlichen Dünkel; man sprach amtlich nur von dem Reiche Bayern, und es tat dem königlichen Selbstgeföhle keinen Abbruch, daß der Protektor seine Befehle an Max Joseph jetzt mit einem einfachen *il faut*⁷², *il faut* zu beginnen und zu schließen pflegte. Bayern sollte der glückliche Erbe der preußischen Monarchie werden, ihrer Macht, ihres Kriegsruhms, ihrer Aufklärung. Um den Glanz von Berlin zu überbieten, wurden die Münchener Akademie und die aus der alten Jesuitenburg Ingolstadt nach Landshut verlegte Universität reichlich ausgestattet; doch was konnten die tüchtigen aus dem Norden berufenen Gelehrten hier leisten in der stockigen Luft dieses napoleonischen Satrapenlandes, dem der sittliche Schwung des preußischen Lebens völlig fehlte? Wie schwer und langsam die zarte Pflanze der Bildung in diesem harten Boden Wurzeln schlug, das lehrte der Mordanfall eines bayrischen Studenten auf den Philologen Thiersch; der bigotte Bajuvare konnte den Anblick des norddeutschen Ketzers nicht länger ertragen. Alles alte Herkommen war zerstört, niemand fühlte sich mehr sicher im Besitze wohlervorbener Rechte; dabei wuchs die Not der Finanzen von Jahr zu Jahr, die gewissenlose Verwaltung kannte den Betrag der Staatsschulden selbst nicht mehr. Und doch hat das gewalttätige Regiment des Halbfranzosen Montgelas eine glücklichere Zeit für Altbayern vorbereitet; dieser Verächter alles deutschen Wesens — so wenig übersieht der Mensch die letzten Wirkungen seines Schaffens — führte ahnungslos den bayrischen Stamm aus einem dreihundertjährigen Sonderleben wieder zu der Gemeinschaft der modernen deutschen Kultur zurück.

WÜRTTEMBERG

Jene alte Weissagung, die dem ehrgeizigen kleinen Hause Württemberg die Königskrone von Schwaben verhieß, war nun endlich in Erfüllung gegangen; aber auch ein anderes Sprichwort sollte sich bewähren, das die Altwürttemberger mit naivem Selbstgeföhle zu wiederholen pflegten: „Unsere Fürsten sind immer böse Kerle gewesen.“ Ein hochbegabter Mann, neben Herzog Karl

August⁷³ vielleicht der beste Kopf in jener Generation deutscher Fürsten, hatte König Friedrich⁷⁴ den Sinn für edlere Bildung früh in sich ertötet: alle Gelehrten waren ihm nur noch Schreiber, Schulmeister und Barbierer. „Als er dann den Befehl Napoleons *chassez les bougres*⁷⁵! gelehrig befolgt und seine alten“ Landstände auseinander gejagt hatte, da kannte der Hochmut des Selbstherrschers keine Schranken mehr, und er begann ein Sündenregiment, wie es der geduldige deutsche Boden noch nie gesehen. Breit und frech wie die neue Königskrone auf dem Dache des Stuttgarter Schlosses prunkte die Willkür daher; der König verbarg es nicht, daß er Tarquinius⁷⁶ und Nero⁷⁷ als die Meister der Herrscherkunst bewunderte. Zweitausenddreihundert Verfügungen der *Sacra Regia Majestas* warfen den gesamten Bestand des historischen Rechtes über den Haufen, verschmolzen das bürgerlich-protestantische Altwürttemberg mit den geistlichen, reichsstädtischen und adligen Gebieten Neuwürttembergs zu einer Masse. Der Wille des Königs und seiner zwölf Landvögte gebot unumschränkt in den nördlichen wie in den südlichen Provinzen des Reichs — so lautete der bescheidene Ausdruck der Amtssprache; sämtliche Gemeindebeamten ernannte der König. Alles zitterte, wenn der ruchlose dicke Herr in seinem Muschelwagen heranfuhr; die Werkzeuge seiner unnatürlichen Lüste sowie einige habgierige mecklenburgische Junker bildeten seine tägliche Umgebung. Durch Zwangsaushebung verschaffte er sich alle Arbeitskräfte, die er brauchte, sogar seine Lakaien; in einem einzigen Oberamte wurden mehr als einundzwanzigtausend Mann zur königlichen Jagdfrone aufgeboten. Ein strenges Verbot der Auswanderung raubte dem verzweifelten Volke die letzte Hoffnung. Mit besonderer Schadenfreude gab der König den erlauchten Herren vom Reichsadel seine selbstherrliche Macht zu fühlen; er bedurfte kaum der Mahnungen des Protektors, der seine Vasallen beständig vor den Umtrieben der Mediatisierten warnte. Die alten Familiengesetze der Fürsten, Grafen und Ritter wurden mit einem Schlage beseitigt; die neue Hofrangordnung gab den adligen Grundherren ihren Platz hinter den Pagen

und Stalljunkern, und wer nicht bei Hofe erschien, verlor ein Viertel seines Einkommens.

Gewiß entsprang auch dieser Sultanismus — wie Stein das Treiben der rheinbündischen Despoten zu nennen pflegte — nicht allein der persönlichen Laune. Der König verfolgte und erreichte das Ziel der württembergischen Staatseinheit, und es brauchte einer eisernen Faust, um diese klassischen Lande der Kirchturmspolitik in etwas größere Verhältnisse einzuführen. Überall, wo die rheinbündische Bürokratie die Erbschaft der kleinen Reichsfürsten antrat, stieß sie auf völlig verrottete, lächerliche Zustände. Als die Staaten der beiden Häuser Leiningen-Westerburg dem Großherzogtum Berg einverleibt wurden, da fand sich in der gemeinschaftlichen Kreiskasse beider Lande als einziger Bestand — ein Vorschuß von fünfundvierzig Gulden, den der Rentant aus eigener Tasche vorgestreckt. Der Untergang solcher Staatsgebilde konnte kein Verlust für die Nation sein. In Württemberg aber wurde die unvermeidliche Revolution mit so grausamer Roheit, mit so zynischem Hohne durchgeführt, daß die Massen nur die Härte, nicht die Notwendigkeit des Umsturzes fühlen konnten. Während die geknebelte Presse schwieg, sammelte sich im Volke ein stiller dumpfer Groll gegen den König an. Die Einwohner der Reichsstädte, der hohenlohischen, der Stifts- und Ordenslande wollten sich an das neue Wesen schlechterdings nicht gewöhnen. Auch die Altwürttemberger vergaßen über dem schweren Druck der Gegenwart alles, was einst die Vettern und Vettervettern der „Ehrbarkeit“ in ihren Landtagsausschüssen gesündigt hatten und sehnten sich zurück nach dem „alten guten Recht“ der ständischen Verfassung. Der Gesichtskreis dieser kleinstaatlichen Welt blieb freilich so eng, daß selbst der geistvollste und leidenschaftlichste Stamm des Südens von dem wilden Nationalhasse, der die preussischen Herzen bewegte, kaum berührt wurde. Die Schwaben verwünschten ihren heimischen Tyrannen; an den letzten Grund ihrer Leiden, an die Schmach der Fremdherrschaft dachten sie wenig. Nur einzelne hochsinnige Naturen, wie der junge Ludwig Uhland, empfanden den ganzen Ernst der Zeit.

DIE ÜBRIGEN RHEINBUNDSTAATEN

Solange der milde und gerechte Karl Friedrich lebte, wurde die Härte des rheinbündischen Regiments in Baden nicht allzu schwer empfunden. Erst unter seinem Nachfolger Großherzog Karl⁷⁸ brach auch über dies Land die wüste Willkür des Bonapartismus herein. Die Elsasser und Lothringer freuten sich der Glorie des Kaiserreichs, zählten mit Stolz die lange Reihe der Helden auf, welche ihr Land unter die Fahnen des Unbesieglichen gesendet hatte: Kleber, Kellermann, Lefevre, Rapp und den Tapfersten der Tapfern, Ney. Die übrigen Lande des linken Ufers verharrten in tiefem Schlummer. Den Alten lag die gedankenlose Genießlichkeit der bischöflichen Zeiten noch in den Gliedern, die Jungen wanderten mit dem breiten Bonaparthut geschmückt in die französischen Lyzeen. Wagte sich hier ja einmal ein deutsches Buch heraus, so begegnete ihm das Mißtrauen der kaiserlichen Zensoren, die kein Deutsch verstanden; die Schrift des Naturforschers Treviranus über die Organisation der Blattlaus ward beanstandet, weil die Organisation den Zensor an den Tugendbund erinnerte. Die letzten Spuren deutscher Bildung schienen im Verschwinden. Namentlich die leichtlebigen Pfälzer fügten sich schnell dem welschen Wesen; von den Beamten verlangte der gute Ton, daß sie auch im Hause Französisch radebrechten. Selbst unter den preußischen Patrioten wurde vielfach bezweifelt, ob es noch möglich sei, dies Bastardsvolk dem deutschen Geiste wiederzugewinnen. In Darmstadt, in Nassau, überall das gleiche Wesen: Kriecherei gegen den Protektor, durchfahrende Strenge gegen das eigene Volk. Selbst der feurige Verehrer der Kleinstaatserei, Hans Gagern, vermochte die tiefe Unsittlichkeit dieses Treibens nicht mehr zu ertragen; die patriotische Strömung der neuen Literatur ergriff auch ihn, er verließ den nassauischen Dienst und schrieb in seiner verworrenen Weise eine Nationalgeschichte der Deutschen.

Den schärfsten Gegensatz zu der revolutionären Politik der Staaten des Südens und Westens bildete das Stilleben der kleinen Territorien des Nordens. Hier blieben die

alten Institutionen auch unter dem Rheinbunde ebenso unverändert wie die Fürstenhäuser und die Landesgrenzen; nur die Konskription mußte überall eingeführt werden. Im Königreich Sachsen war sogar diese einzige Neuerung nicht durchzusetzen; man begnügte sich, den nach alter Weise angeworbenen Truppen durch die Einführung neufranzösischer Reglements eine bessere militärische Haltung zu geben. Die alte Gesellschaftsordnung bewahrte hier noch immer eine überraschend starke Kraft des Widerstandes. Napoleon verschmähte die kleinlichsten Mittel nicht, um sich dem Gehorsam des sächsischen Hofes zu sichern; jahrelang hielt er die albertinische Eitelkeit hin durch unbestimmte Andeutungen, als würde er vielleicht die Tochter des Königs heiraten. Friedrich August⁷⁹ folgte den Befehlen des Protektors fast noch unterwürfiger als seine Genossen in München und Stuttgart, er ließ in Warschau den Code Napoleon und den ganzen Mechanismus der französischen Präfektenverwaltung einführen. Doch seinen sächsischen Ständen gegenüber wagte er nichts: weder die Aufhebung der Vorrechte des Adels, noch die staatsrechtliche Vereinigung der Erblande mit der Lausitz und den stiftischen Nebenlanden. Der unförmliche Bau des altständischen Staatswesens blieb unwandelbar aufrecht, desgleichen die weltberühmte steife Etikette des Hofes, also daß der Emporkömmling Jerome seinem Gesandten Dohm die Weisung gab, hier in Dresden an erster Quelle die Geheimnisse des Zeremoniells zu studieren und ausführlich darüber zu berichten. Unter den alteingesessenen Herren des Nordens hat nur einer seinen Staat in napoleonische Formen umgegossen: der närrische Herzog von Köthen. Der ruhte nicht, bis sein Reich in zwei Departements geteilt, mit einem Staatsrate, Präfekten, Unterpräfekten und dem „heilbringenden“ Code gesegnet war: alle diese Herrlichkeiten verkündete das neue „Bulletin des lois de l'Empire Anhaltin-Coethien“⁸⁰.

Den beiden Napoleoniden, welche inmitten dieser hochkonservativen norddeutschen Welt ihre Throne aufrichteten, war eine revolutionäre Politik durch die Natur der Dinge geboten. Hier, in „Staaten ohne Vergangenheit“ — wie der westfälische Minister Malchus sich wohlgefällig ausdrückte — lag kein Grund vor, alte Überlieferungen zu schonen, hier konnte alles, was bestand, kurzerhand nach der Schablone der napoleonischen constitution régulière⁸¹ umgeformt werden. In Westfalen wie in Berg begann die Neugestaltung unter der Oberaufsicht des Imperators selber; beiden Vasallen schärfte er ein, sie sollten durch die Zerstörung aller Privilegien dahin wirken, daß die norddeutschen Nachbarn, namentlich die Preußen, sich nach der napoleonischen Herrschaft sehnten. In der Tat galt das Staatsrecht des Königreichs Westfalen nicht bloß im Rheinbunde, sondern auch bei einem Teile der preußischen Patrioten als eine Musterverfassung. Wie stattlich erhob sich hier die Krone mit ihrem Scheinparlamente hoch über der eingeebneten, von allen Standesvorrechten völlig befreiten Gesellschaft; und zudem die Schlagfertigkeit der Präfekten, die raschere Rechtspflege, die ungewohnte Höflichkeit der meisten Beamten, die Beseitigung der Binnenmauten⁸², die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Patrimonialgerichte und der gutsherrlichen Gewalt! Die neue Herrschaft wußte sich viel mit ihrer Bauernfreundlichkeit. Nicht einmal die Namen der alten ständischen Gliederung des flachen Landes ließ sie mehr gelten; das altgermanische Kotsasse⁸³ schien den aufgeklärten Räten des Königs schon darum anstößig, weil sie das Wort von Kot ableiteten. Wer auf dem Lande wohnte, war paysan⁸⁴. Der vielgeplagte „Rustikalstand“⁸⁵ befand sich in mancher Hinsicht wohler als vormals unter dem Regimente der hannoverschen Junker und der hessischen Soldatenverkäufer. Noch heute hat sich unter den kleinen Leuten des Göttinger Landes der Name Pisänger⁸⁶ erhalten. Die Bauern fühlten sich geehrt, wenn ihre Repräsentanten im Schlosse zu Kassel unter den vornehmen Herren erschienen und von der Wache

mit präsentiertem Gewehr begrüßt wurden. Nach Jahren noch gestanden die Pächter im Magdeburgischen dem preußischen Minister Klewitz treuherzig, eine solche Verfassung möchten sie wohl wieder haben.

Trotzdem war von Anhänglichkeit auch unter dem Landvolke nicht die Rede. Die Treue zu den alten heimischen Herren wankte nicht, und wie sollte der Bauer Vertrauen fassen zu Beamten, deren Sprache er nicht verstand? Wenngleich einzelne abfielen und in Westfalen wie in Berg mehrere stolze Adelsgeschlechter durch Untreue ihre alten Namen schändeten, so sah doch die ungeheure Mehrheit des Volkes mit steigendem Abscheu auf die Herrschaft der Fremden. Die wüsten Orgien des flachen, leichtfertigen Jerome, die Frechheit der französischen Gauner und Abenteurer, welche seine Verschwendung mißbrauchten, die furchtbaren Menschenopfer der unablässigen Kriege, die hündische Schmeichelei gegen „den, vor dem die Welt schweigt“ — wie Johannes Müller in einer seiner parlamentarischen Schaudreden sagte —, die schlechten Künste der geheimen Polizei, die Verfolgung der Deutschgesinnten und die Verhöhnung der Muttersprache, „die Euch in Europa isoliert“ — alles, alles an diesem ausländischen Wesen erschien dem kerndeutschen Volke gehässig und verächtlich, wie ein tolles Faschingsspiel, das binnen kurzem spurlos verschwinden müsse. Jerome fühlte bald selbst, wie der Boden unter seinen Füßen schwankte; um so straffer hieß ihn Napoleon die Zügel anziehen. Der wohlmeinende Minister Bülow, ein Vetter Hardenbergs, mußte dem Unwillen der französischen Partei weichen; an seine Stelle trat Malchus, ein gescheiter und geschäftskundiger, aber harter und gewissenloser Mann, dem Herrscher ein gefügiges Werkzeug, in allem das Ideal des rheinbündischen Beamten.

Dabei waren die Napoleoniden selber keinen Augenblick sicher vor den Gewaltschlägen des unermüdlichen Kronenräubers und Kronenverschenkers. Murat hatte ein rheinisches Herzogtum von vornherein nur als eine vorläufige Abfindung betrachtet und gab es bereitwillig wieder auf, als sein Schwager ihm nach einigen Jahren befahl, augenblicklich zwischen den Kronen von Neapel

und Portugal zu wählen: „Das muß in einem Tage abgetan werden!“ Das deutsche Ländchen wurde nunmehr dem unmündigen Sohne Ludwigs von Holland — das will sagen: dem Imperator selber — zugeteilt. Der nördliche Teil von Hannover war unterdessen seit dem preußischen Kriege vorläufig unter französischer Verwaltung geblieben. Auch über das Schicksal der Hansestädte hatte sich Napoleon noch nicht entschieden. Er haßte sie ingrimmig als Englands getreue Kunden. Während der letzten drei Jahre hatte er aus Hamburg allein vierzehn Millionen Franken erpreßt; auf die Klage über den Untergang des Handels hieß es höhnisch: „Um so besser! Dann könnt Ihr nicht mehr Englands Geschäfte besorgen!“ Im Herbst 1809 verhandelte er mit den drei Städten zu Hamburg durch seinen vielgewandten Reinhard: sie sollten zusammen einen halbsouveränen Staat des Rheinbundes bilden unter der Aufsicht von drei kaiserlichen Beamten. Die Hanseaten jedoch erhoben Bedenken, statt rasch zuzugreifen, wie ihnen ihr kluger Landsmann Smidt geraten hatte. Sie verlangten die volle Souveränität, sowie das Recht freien diplomatischen Verkehres, sie wollten ihr Rheinbundskontingent durch Geldzahlungen abkaufen und hofften eine Zeitlang um so zuversichtlicher auf die Erfüllung ihrer Wünsche, da inzwischen (1. März 1810) Nordhannover „für immer“ mit dem Königreich Westfalen vereinigt wurde.

Bald aber wurde der Imperator wieder anderen Sinnes. Eine neue Dänenbildung sollte aus dem Flugsande dieser zertrümmerten Staatenwelt emporsteigen. Napoleon entthronte seinen Bruder Ludwig von Holland, riß das Münsterland von dem bergischen Herzogtume ab, nahm das soeben an Jerome verschenkte nördliche Hannover wieder zurück und vereinigte alle diese Lande, mit samt Oldenburg und den Hansestädten, mit dem Kaiserreiche (10. Dezember 1810). Das alles war einfach „durch die Umstände geboten“. Zu den sieben deutschen Departements des linken Rheinufers traten fünf niederdeutsche hinzu. Die Marken der unmittelbaren Herrschaft des Kaisers erstreckten sich im Süden bis über Rom, im Norden bei Lübeck bis an die Ostsee. Durch den Besitz der gesamten Nordseeküste schien die Durchführung der

Kontinental Sperre endlich gesichert. Ein Kanal, binnen fünf Jahren zu vollenden, sollte den Strand der Ostsee mit der Hauptstadt der Welt verbinden. Blieb das Glück dem Vermessenen hold, so war die Einverleibung noch anderer deutscher Lande nur noch eine Frage der Zeit; besaß der Imperator doch bereits tief im Innern der Rheinbundsstaaten eine Menge von Domänen, die er teils sich selber vorbehielt, teils an seine Würdenträger als Schenkungen verteilte. Schon mehrmals hatte das Geschick den Trunkenen an die Schranken alles irdischen Wollens erinnert: bei Eylau, bei Aspern und in Spanien. Er achtete es nicht. Sein Reich war jetzt größer denn je, seine Träume flogen bis über die Grenzen des Menschlichen hinaus. Er beklagte bitter, daß er sich nicht, wie einst Alexander, für den Sohn eines Gottes ausgeben könne: „Jedes Fischweib würde mich auslachen; die Welt ist heute zu aufgeklärt, es gibt nichts Großes mehr zu tun!“ Die Einverleibung von Spanien und Italien war längst beschlossene Sache. Nur noch ein letzter siegreicher Vormarsch Massenas gegen Lissabon; dann sollte ein kaiserliches Dekret, das bereits fertig vorlag, den Völkern der iberischen Halbinsel verkünden, daß auch sie jetzt dem großen Reiche angehörten und ihr Kaiser Herr sei über alle Küsten vom Sunde bis zu den Dardanellen: „Der Dreizack wird sich mit dem Schwerte vereinen und Neptun sich mit Mars verbinden zur Errichtung des römischen Reiches unserer Tage. Vom Rhein bis zum Atlantischen Ozean, von der Schelde bis zum Adriatischen Meer wird es nur ein Volk, einen Willen, eine Sprache geben!“

RÜCKKEHR HARDENBERGS

So war die Lage der Welt, als Hardenberg am 6. Juni 1810 die Leitung der preußischen Politik übernahm. Wenige Wochen nach seinem Eintritt traf den Monarchen ein erschütternder Schlag; Königin Luise starb gebrochenen Herzens, sie schwand dahin wie die Blume, die des Lichts entbehrt. Ihre letzten Sorgen noch hatten dem Vaterlande gegolten, Hardenbergs Rückkehr war zum guten Teile ihr Werk. Dem Witwer blieb eine

namenlose Wehmut im Herzen zurück; niemals konnte er der Entschlafenen vergessen, niemals hat er das volle freudige Gefühl der Lebenslust wiedergefunden. Das treue Volk trauerte mit ihm. So viel Raub, Hohn und Schmach hatte man ertragen; und nun war sie auch noch hingegangen, zu Tode gequält von dem rohen Sieger, die holdeste und edelste der deutschen Frauen! Die alte fromme Ehrfurcht der Germanen vor der Würde des Weibes ward wieder rege; mit schwärmerischer Andacht schaute dies romantische Geschlecht zu dem Bilde der Verklärten empor, und zu all den zornigen Gedanken, die der preußischen Jugend das Herz bewegten, gesellte sich jetzt noch der Entschluß, den Schatten dieser hohen Frau zu rächen. Auf aller Lippen war das stolze Wort, das sie einst in den Tagen der höchsten Not gesprochen: „Wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen!“

Hardenberg hatte das sechzigste Lebensjahr bereits vollendet; er brachte freilich nicht die ungebrochene Lebenskraft, doch den zuversichtlichen Mut eines Jünglings mit in sein schweres Amt. Ein vornehmer Herr aus altem, reichem Hause, wie Stein, war er von diesem durch Charakter, Lebensansicht, Bildungsgang weit geschieden. Die Schwächen des einen lagen genau da, wo der andere seine Stärke zeigte, und nicht zufällig entstand allmählich zwischen den beiden Reformern jene Abneigung, die zuerst von Stein mit leidenschaftlicher Heftigkeit ausgesprochen, nachher von Hardenberg etwas gutmütiger erwidert wurde. Weniger gründlich, aber vielseitiger gebildet als der Reichsritter, hatte Hardenberg schon in seinen lockeren Studenten- und Reisejahren die Welt von allen Seiten her kennengelernt, mit Menschen jedes Schlages, auch mit dem jungen Goethe, munter und geistreich verkehrt. Die Aufklärungsphilosophie des alten Jahrhunderts ergriff ihn weit stärker als jenen gläubigen Urgermanen; sein religiöses Gefühl blieb immer schwach, seine Duldsamkeit ehrlich und ohne Grenzen. Er sah das Leben an wie ein lustiger, feingebildeter Marquis der guten alten bourbonischen Zeit. Das Geld wollte zwischen seinen Fingern niemals haften; ein großes Vermögen war rasch durchgebracht.

Bis in das höchste Alter verfolgten ihn ärgerliche häusliche Händel und frivole Abenteuer mit schlechten Weibern. In seinem Auftreten lag gar nichts von der überwältigenden Kraft und Großheit Steins; doch er war noch immer ein schöner Mann mit hellen, gütigen blauen Augen, mit einem herzugewinnenden Lächeln um den geistreichen Mund — eine Erscheinung, verführerisch für jede Frau, anmutig und gewandt in allen Bewegungen, dabei immer heiter und harmlos witzig, ein Meister in der Kunst, die Menschen zu behandeln. Und diese bestrickende Liebenswürdigkeit kam wirklich aus einem guten, menschenfreundlichen Herzen. Durchaus wahr schildert er einmal sich selber in seinem Tagebuche: „Ich seufze über meine Schwächen, aber wenn sie Tadel verdienen, so tröste und erhebe ich mich an dem Gefühle des Wohlwollens, das den Grund meines Charakters bildet. „Einen jeden nahm er von der besten Seite, dem Könige trat er mit einer ehrfurchtsvollen Zartheit entgegen, die dem gebeugten Monarchen in tiefster Seele wohltat, und auch als mit den Jahren seine unglückliche Taubheit zunahm, blieb sein freundliches Herz ganz frei von dem natürlichen Fehler der Schwerhörigen, dem Mißtrauen. Wirklichen Haß hat er vielleicht nur gegen einen Menschen gehegt, gegen Wilhelm Humboldt; der blieb ihm verdächtig, „falsch wie Galgenholz“, und niemals wollte er diesen sonderbaren Argwohn aufgeben, der irgendwelche bisher unbekannte persönliche Gründe gehabt haben muß.

Die aristokratischen Vorurteile seines hannoverschen Heimatlandes berührten ihn wenig. Seinen Platz auf den Höhen der Gesellschaft nahm er als ein selbstverständliches Recht in Anspruch, doch im täglichen Verkehre liebte er eine plebejische Umgebung, worunter einzelne Talente, wie Rother, aber noch mehr unwürdige Gesellen, die seine offene Hand mißbrauchten; hier war er der Herr und konnte sich gehen lassen. Auch in seinen politischen Überzeugungen verleugnete Hardenberg die Schule der französischen Aufklärung nicht. Eine Nacht des vierten August für Preußen, nicht durch die stürmischen Leidenschaften der Nation, sondern von oben her durch den besonnenen Willen der Krone herbeigeführt

— das war von jeher sein Herzenswunsch. In dem neuen Königreich Westfalen fand er sein Staatsideal nahezu verwirklicht, nur daß in Preußen alles gerechter und ehrlicher zugehen sollte. Der echt deutsche Grundgedanke des Steinschen Reformwerks, die Idee der Selbstverwaltung, ließ ihn immer kalt; ja er faßte mit den Jahren fast eine Abneigung dawider, da er den erbitterten Gegnern seiner sozialen Reformen, den märkischen Junkern, die Fähigkeit zur Verwaltung des flachen Landes nicht zutraute. Eine wohlgeordnete Bürokratie, beschränkt und beraten durch eine nicht allzu mächtige reichsständische Versammlung, sollte das freie Spiel der entfesselten sozialen Kräfte in Ordnung halten.

Hardenberg hatte zuerst im welfischen Staatsdienste, nachher in Franken jahrelang eine schwierige Landesverwaltung geleitet; sobald es ihm behagte, sich um die Geschäfte zu kümmern, fand er sich rasch auf den entlegensten Gebieten zurecht. Er arbeitete erstaunlich leicht; seine Entscheidungen, die er mit klaren, eleganten Schriftzügen, in gewandtem, durchaus modernem Deutsch an den Rand der Akten schrieb, trafen immer den Nagel auf den Kopf. Doch jene liebevolle Freude am Detail, die den großen Verwaltungsbeamten macht, hat er sich nie angeeignet; er gefiel sich in einem vornehmen Dilettantismus. Die laufenden Geschäfte überließ er gern den aufgeklärten jungen Beamten, die er sich in Franken herangezogen; die Finanzfragen behandelte er im häuslichen wie im öffentlichen Leben mit der Gleichgültigkeit des vornehmen Herrn. Seine Stärke war die diplomatische Tätigkeit. Wenige verstanden wie er, mit sicherem Blicke den rechten Augenblick abzuwarten, in der peinlichsten Lage findig und hoffnungsvoll immer einen neuen Ausweg zu entdecken, in allen Windungen und Wendungen einer ränkevollen Politik unverrückt dasselbe Ziel im Auge zu behalten. Selbst in diesem seinem eigensten Berufe beirrte ihn freilich oft ein bequemer Leichtsinn, eine gutherzige Großmut, die es nicht der Mühe wert hielt, mit pedantischer Genauigkeit unerläßliche Forderungen festzuhalten. Schwer hatte er sich einst versündigt durch sein Vertrauen auf Frank-

reichs Freundschaft. Jetzt durch eine grausame Erfahrung von den alten Täuschungen gründlich geheilt, richtete er all seine Dichten und Trachten auf den Kampf der Befreiung. Wie oft hat er dem Grafen St. Marsan ins Gesicht gesagt, daß Preußen entschlossen sei, mit dem Degen in der Hand zu siegen oder zu fallen. Aber nur im günstigen Augenblicke, nach genügender diplomatischer Vorbereitung durfte der verzweifelte Krieg gewagt werden. Hardenberg war hochherzig genug, jahrelang „eine ungeheure Verkennung“ von seiten der Besten der Nation schweigend zu ertragen; und, fügte er mit gerechtem Selbstgeföhle hinzu, „dazu gehört mehr Mut, als um einer Batterie entgegenzugehen“.

Er war ein Preuße vom Wirbel bis zur Zehe; weit tiefer als Stein hatte er sich mit der Staatsgesinnung seines selbstgewählten Vaterlandes erfüllt. Auch in den Tagen seiner napoleonischen Träume blieb Preußens Größe sein höchstes Ziel, und ohne jedes Bedenken riet er zur Einverleibung seiner welfischen Heimatlande, weil sie für Preußen unentbehrlich seien. So innig er auch sein großes Vaterland liebte, mit der idealen Größe des deutschen Volksgeistes wollte er den Kampf gegen die harte Wirklichkeit des napoleonischen Reichs nicht beginnen; alle phantastische Deutschtümelei lag seiner Besonnenheit fern. Er rechnete, ruhiger als Stein, immer nur mit diesem gegebenen preußischen Staate; nur ein Bund dieser Monarchie mit Österreich, das stand ihm fest seit den Bartensteiner⁸⁷ Tagen, konnte das Weltreich zerschmettern.

In Braunschweig, in Franken und nachher als Kabinettsminister während des ostpreußischen Feldzugs hatte er ein nahezu unumschränktes Regiment geführt. So war durch die Gewohnheit des Befehlens nach und nach ein eigenrichtiger, herrschsüchtiger Zug in seinen Charakter gekommen, der zu seiner heiteren Liebenswürdigkeit wenig stimmte, doch mit den Jahren sich verschärfte. Menschlich genug, daß er das Bedürfnis fühlte, sich wegen der vergangenen Irrtümer vor der Nachwelt zu rechtfertigen und in seinen Denkwürdigkeiten, nicht immer ganz ehrlich, alle Schuld der Katastrophe des

alten Staates auf andere Schultern abzuwälzen suchte. Aber auch in den Tagebüchern, die nur für sein eigenes Auge bestimmt waren, begegnet uns fast niemals das Eingeständnis eines Irrtums; wer ihm widerspricht, wird mit schnöden Worten abgefertigt, auch den König selbst trifft oft wegwerfender Tadel, und doch hatte Friedrich Wilhelms Nüchternheit bei solchen Streitigkeiten fast immer recht! Hardenberg blieb sein Leben lang in dem völlig grundlosen Wahne, seine Rigaer Denkschrift vom Herbste 1807 bilde eigentlich den Ausgangspunkt für das preußische Reformwerk; er äußerte oft mit Bitterkeit, andere hätten ihm den wohlverdienten Ruhm hinweggenommen. Die Seelengröße Steins hat an Fragen dieser Art nie gedacht.

ALLMÄCHTIGER STAATSKANZLER

Als Hardenberg jetzt in die Geschäfte zurückgerufen wurde, bedang er sich eine Machtvollkommenheit aus, die allerdings zum Teile durch die Notlage des Staates geboten war, aber weit über das Notwendige hinausging und allen Traditionen des preußischen Beamtentums widersprach. Er wurde Staatskanzler, erhielt die oberste Leitung des gesamten Staatswesens, übernahm die Ministerien des Innern und der Finanzen unmittelbar, und da auch der Minister des Auswärtigen, Graf Goltz, in allem und jedem den Befehlen des Kanzlers zu folgen hatte, so blieben nur die Justiz und das Kriegswesen in einiger Selbständigkeit. Ein festes Gehalt nahm der Staatskanzler nicht an; die Generalstaatskasse zahlte, was er brauchte. Wie die Dinge lagen, war es ein heilvolles Geschick für Preußen, daß diese in jedem Sinne leichtere Natur jetzt die Erbschaft des Freiherrn vom Stein antrat. Der Jünger der neufranzösischen Philosophie konnte dreister, als es der Reichsritter vermocht hätte, die notwendigen Folgerungen ziehen aus den Gesetzen des Jahres 1808; die Verschlagenheit des Diplomaten konnte gewandter als Steins dämonische Leidenschaft durch kluges Lavieren die deutschen Dinge hinhalten, bis der offene Kampf möglich wurde.

Die erste Sorge des Staatskanzlers ging, wie natürlich,

auf die Abtragung der Kontribution und die Wiederherstellung des Finanzwesens, und in diesen technischen Fragen zeigte sich's sogleich, wie gänzlich ihm die sichere Sachkenntnis Steins abging. Nach der Weise geistreicher, leichtblütiger Dilettanten war er sehr empfänglich für weit aussehende Projekte, wenn sie mit dem Anspruche theoretischer Unfehlbarkeit auftraten. Da zu jener Zeit alle Welt für die wunderbaren Leistungen der Bank von England schwärmte, so dachte er auch in diesem unglücklichen Preußen, dem augenblicklich alle Vorbedingungen für eine große Kreditanstalt fehlten, eine Nationalbank zu gründen und mit ihrer Hilfe die gesamten Schulden des Staates und der Provinzen zu konsolidieren. Außerdem sollten zwei Anleihen, im Inlande und im Auslande, sowie die Ausgabe von sechsundzwanzig Millionen Talern Schatzscheinen dem Staate die Barmittel zur Abtragung der Kriegsschuld verschaffen; auch einige neue Steuern waren beabsichtigt, nur nicht eine Einkommensteuer, weil „die Opinion“ gar zu laut dawider spreche. Mit schlagenden Gründen wies Niebuhr die Hohlheit dieses Planes nach: es sei ein Unglück, daß an die Vermehrung der Tresorscheine auch nur gedacht werde, den heiligen Versprechungen der Krone zuwider; und woher sollten die fünfzehn Millionen kommen, welche der Staatskanzler von seinen Anleihen erwarte? Hatte Niebuhr doch selbst soeben nach langen peinlichen Verhandlungen unter sehr demütigenden Bedingungen eine kleine Anleihe in Holland zustande gebracht — die einzige, welche das Ausland während dieser ganzen Zeit der kreditlosen Monarchie gewährte! Der feinfühlige Gelehrte war in seinem Gewissen verletzt durch die schwindelhafte Oberflächlichkeit der Hardenbergschen Pläne; er wollte nicht sehen, daß der leichtlebige Staatskanzler auf die Einzelheiten des Entwurfs gar keinen Wert legte, und nahm zornig seinen Abschied. Auch Schön verweigerte seine Mitwirkung, da er Niebuhrs technische Bedenken teilte und nur als selbständiger, vom Staatskanzler unabhängiger Minister eintreten wollte; der konsequente Kantianer dachte überdies, sogleich Steins politisches Testament vollständig zu verwirklichen, und schalt auf

den „hannoverschen Junker“, als Hardenberg behutsam einige Bedenken erhob.

So entspannen sich gleich beim Eintritt des Staatskanzlers jene leidenschaftlichen Kämpfe im Kreise des hohen Beamtentums, welche seitdem bis zu Hardenbergs Tode den sicheren Gang des Staates so oft gefährdet haben. Schroff und hart platzten diese reichen Naturen aufeinander, treffliche Männer, die im Grunde alle dasselbe wollten, aber jeder auf seine Weise. Seit Steins Abgang fehlte der überlegene Charakter, der die Unbändigen bemeistern konnte. Die hervorragenden Talente zogen sich nach und nach von der Spitze der Regierung in die Provinzialbehörden zurück; der einzige Finanzmann der Monarchie, der den ungeheuren Schwierigkeiten der Lage gewachsen war, Maassen, wurde noch nicht nach seinem ganzen Werte gewürdigt. Hardenberg fand es bald bequem, sich mit ergebenen Werkzeugen, wie Scharnweber und Jordan, zu behelfen, erlaubte auch eine Zeitlang dem wackeren jungen Gelehrten F. von Raumer eine Rolle zu spielen, welche weit über das Maß seines Talentes und seiner praktischen Erfahrungen hinausging. Inzwischen hatte er den König auf einer Reise nach Schlesien begleitet, dort mit Stein in einer geheimen Zusammenkunft an der böhmischen Grenze seine Finanzpläne besprochen und aus der begeisterten Freude, welche dem Monarchen überall entgegenjubilte, neue Zuversicht geschöpft: „Ein Wort von Ew. Majestät wirkt mehr als alles.“

HARDENBERGS VERSPRECHUNGEN

Frischen Mutes entfaltete er nach der Heimkehr eine erstaunliche Tätigkeit. Zunächst wurde durch die Verordnung vom 27. Oktober 1810 die Vollgewalt des Staatskanzlers gesetzlich festgestellt. Die fünf Ministerien blieben bestehen, doch als Untergebene des Kanzlers; der von Stein geplante Staatsrat wurde endlich, auf dem Papiere mindestens, gebildet, doch in so bescheidener Gestalt, daß er der Allmacht des Kanzlers nicht bedrohlich werden konnte; das soeben erst neugeschaffene Amt der Oberpräsidenten fiel hinweg, die Regierungen

sollten wie Napoleons Präfekten unmittelbar unter der Zentralverwaltung stehen. So verriet sich schon hier ein scharf bürokratischer Zug; an einem selbständigen Leben der Provinzen lag dem Staatskanzler wenig. Am nämlichen Tage erschien das Edikt über die Finanzen des Staates — ein Gesetz, dessen gleichen die preußische Monarchie noch nie gesehen, nach Form und Inhalt ein denkwürdiges Zeugnis für die unternehmende Leichtfertigkeit des geistreichen Kavaliers, der jetzt die Zügel hielt. Während Steins Gesetze immer nur eine bestimmte Frage ins Auge faßten und diese durch umsichtige, gründliche Vorschriften nach allen Seiten hin erledigten, überschüttete das neue Finanzedikt die Nation mit einem Sturzbade herrlicher Versprechungen. Von der Nationalbank, den Tresorscheinen und den anderen gleißenden Projekten des vergangenen Sommers war der Staatskanzler freilich zurückgekommen; dafür entrollte er das Programm einer großartigen Steuerreform „zur Rettung des Landes“. Er versprach, daß fortan „alle Auflagen nach gleichen Grundsätzen von jedermann zu tragen“ seien, versprach ein neues Kataster⁸³ und die Ausgleichung der in den einzelnen Landesteilen grundverschiedenen Grundsteuern, er versprach die völlige Gewerbefreiheit, die Säkularisation der geistlichen Güter, die Vereinigung der gesamten Kriegsschulden des Staates und der Provinzen, ebenso die Einführung allgemeiner Verbrauchs- und Luxussteuern und ließ endlich nach allen diesen Versicherungen den König noch erklären: Seine Majestät behalte sich vor, „der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen als für das Ganze zu geben. So wird sich das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Uns und Unserem treuen Volke immer fester knüpfen!“ Welch ein Leichtsinn: die Krone also feierliche Versprechungen geben zu lassen, deren Sinn und Umfang sie, wie sich bald genug herausstellte, noch gar nicht beurteilen konnte! Als einzige Entschuldigung für diese in Preußen unerhörte Leichtfertigkeit wußte Hardenberg nur vorzubringen, daß man dem gefährlichen westfälischen Nachbar in der Gunst der Opinion den Rang ablaufen müsse!

Einige jener Versprechungen löste der Staatskanzler in der Tat sofort ein. Schon am nächsten Tage wurde eine allgemeine Luxussteuer für jedermann, von Dienstboten, Pferden, Hunden und Wagen, angeordnet, desgleichen eine Verbrauchssteuer von etwa zehn der gangbarsten Lebensmittel, Fleisch, Mehl, Bier usf., für die Städte wie für das flache Land. Man beabsichtigte dadurch die alte Akzise⁸⁹, welche die Städte von den Dörfern abspernte, zu Fall zu bringen; doch namentlich die Mahlsteuer begegnete bei dem Landvolke einem unbezwinglichen Widerstande. Die Bauern in Altpreußen hatten, seit Stein den Mühlenzwang aufgehoben, viele neue Windmühlen erbaut und sich an den Gebrauch der Handmühlen gewöhnt; sie beharrten störrisch bei ihrer neuen Freiheit, es kam mehrfach zu Widersetzlichkeit und Aufruhr; die armen Leute in Litauen und Westpreußen aßen Teig statt des Brotes, um die Mahlsteuer zu ersparen. Der Staatskanzler mußte bald einsehen, daß er Unmögliches befohlen hatte.

Am 30. Oktober folgte die Säkularisation⁹⁰ aller geistlichen Güter — ein notwendiger Gewaltstreich, den der Gesetzgeber rechtfertigte durch „den allgemeinen Zeitgeist“, durch das Beispiel der Nachbarstaaten und vornehmlich durch das Gebot der Gerechtigkeit, da das Vermögen der getreuen Untertanen nicht unbillig angespannt werden dürfe. Die Maßregel wirkte wenig in den altprotestantischen Provinzen, deren Kirchengut bis auf geringe Reste schon seit Jahrhunderten eingezogen war. Um so tiefer griff sie in Schlesien ein, wo das Bistum Breslau, das Kloster Grüssau und andere Stifte sich noch von den österreichischen Zeiten her einen fürstlichen Reichtum bewahrt hatten. Einen Teil der säkularisierten Güter verwendete man für Unterrichtszwecke, namentlich für die Universität Breslau; was man verkaufte, gab geringen Ertrag, da das vermehrte Angebot die Güterpreise drückte und in dem erschöpften Lande sich wenig Käufer fanden. Am 2. November endlich wurde eine allgemeine Gewerbesteuer nach französisch-westfälischem Muster eingeführt: jeder unbescholtene Volljährige durfte sich gegen die gesetzliche Gebühr einen Gewerbeschein lösen; nur für vierunddreißig Ge-

werbszweige sollte aus Rücksichten der öffentlichen Sicherheit noch ein Nachweis besonderer Befähigung verlangt werden. Es war der erste Anfang der Gewerbe-freiheit. Gleich darauf erschien die neue Gesindeordnung, ein humanes Gesetz, das damals, nachdem der harte Gesindezwang kaum erst aufgehoben war, als eine radikale Neuerung von unerhörter Kühnheit erschien.

Dergestalt hatte die Hardenbergsche Gesetzgebung zum ersten Male ihr Füllhorn geöffnet und neben einzelnen tauben Früchten auch einige Gaben von bleibendem Werte ausgeschüttet. So unsicher die Hand des Staatskanzlers in den finanziellen Angelegenheiten erschien, ebenso fest stand sein Entschluß, die bürgerliche Rechtsgleichheit und die Entfesselung aller wirtschaftlichen Kräfte bis in ihre letzten Folgerungen durchzusetzen. Steins schöpferische Ideen eilten der Zeit voraus, wurden nur von einem kleinen Kreise ganz verstanden. Hardenbergs Gedanken lagen näher an der breiten Heerstraße des Zeitalters der Revolution; darum fand er in der Presse jederzeit eine lebhaftete Unterstützung, deren Stein immer entbehrte. Unter denen, die sein Lob sangen, ging die Rede, durch die Gesetze dieser großen sieben Tage sei ein Kreis umschrieben, den das revolutionäre Frankreich erst in zwei Jahren durchlaufen hätte — ein Lob, das nachher in alle Geschichtswerke der Schlosserschen Schule übergegangen ist.

WIDERSTAND DES LANDADELS

In Wahrheit war gerade die wichtigste der in Aussicht gestellten Reformen, die gleichmäßige Besteuerung aller Stände, vorläufig nur verheißen, nicht erfüllt. Aber schon diese Verheißung genügte, um die ganze feudale Partei in Aufruhr zu bringen. Der kurmärkische Adel hatte die Ernennung des Staatskanzlers anfangs mit Freuden begrüßt, da man von Hardenberg erwartete, er werde die Übereilungen Steins rückgängig machen. Sobald der neue Regent sein wahres Gesicht zeigte, brauste ein Sturm der Entrüstung durch die Kreise des Landadels, und Hardenberg wurde bald noch leidenschaft-

licher angefeindet als vordem Stein. Eine Flut von Beschwerden und Bitten wälzte sich an den Thron; „es gibt bei uns keine Hypotheken, es gibt bei uns kein Eigentum mehr,“ klagte der Ostpreuße von Domhardt unter heftigen Verwünschungen gegen die neuen Nivelleurs⁹¹ und Jakobiner.

Das klassische Land des alten Ständewesens blieb Brandenburg. Nirgends waren die ständischen Einrichtungen verrotteter, nirgends den Ständen teurer. In den Augen dieses stolzen, tapferen Adels galt der Pommer und der Schlesier noch als Ausländer. Noch einmal erhob sich der altständische Partikularismus zu offener Fehde gegen die Rechtsgleichheit und Staatseinheit der Monarchie. Als sein Wortführer trat, so prall und patzig wie einst Konrad von Burgsdorff wider den Großen Kurfürsten, der Freiherr von der Marwitz auf den Plan — das Urbild des brandenburgischen Junkers, einer der tapfersten Offiziere und der tollste Reiter der Armee, grob, schroff und knorrig, ein grunddeutscher Mann von scharfem Verstande und unbändigem Freimut, voll feuriger Vaterlandsliebe, aber voll harter Vorurteile, so naiv in seinem Standesstolze, daß er an die rechtliche Meinung eines Gegners kaum je zu glauben vermochte. Seit langem schon lag er in heftigem Streite mit der Potsdamer Regierung, weil diese dem brandenburgischen Landtage einen Teil seiner ständischen Verwaltung, namentlich das verwahrloste Landarmenwesen abnehmen wollte; man mußte endlich die Landarmenkasse gewaltsam aufbrechen und nach Potsdam entführen, der trotzig Mann gab die Schlüssel nicht heraus. Die neuen Steuerpläne erschienen ihm als ein frevelhafter Bruch des alten Landesrechts, das in dem kurbrandenburgischen Landtagsrezeß von 1653 verbrieft und versiegelt war. Unablässig bestürmten die Ritter den Staatskanzler mit Protesten und Rechtsverwahrungen, bald einzelne allein, bald ganze Landschaften, doch niemand häufiger und lauter als die Stände der Lande Lebus, Beeskow und Storpow, wo Marwitz hauste. Auch der Romantiker Adam Müller stellte seine Feder den Vorkämpfern der ständischen Libertät zur Verfügung. Als der Staatskanzler nach seiner bürokratischen Weise fragte, woher diese

Gutsbesitzer das Recht nähmen, sich Stände zu nennen, da antwortete Marwitz: „Die Qualität der Landstandschaft ist uns angeboren so gut wie unsere Familiennamen, und wir können also eigentlich ebensowenig angeben, wodurch wir Stände sind, als wodurch wir unsere angeborenen Namen führen!“ Die Ritterschaft der Priegnitz — voran die Herren von Quitzow und Wartensleben — erklärte: „Die Kur- und Neumark Brandenburg, gleichsam der Kern der gesamten preußischen Monarchie, hat von jeher einen besonderen, von den übrigen Provinzen abgesonderten Staat gebildet, welcher seine ihm eigentümliche Verfassung hat;“ sie verlangte demgemäß, daß kein Steuergesetz ohne Genehmigung der Stände erlassen werde.

DIE LANDESDEPUTIERTEN

Der unerschrockene Reformier ließ sich nicht stören. Die allerdings sehr zweifelhafte Rechtsfrage bekümmerte ihn wenig; war doch die gesamte Verfassung der neuen preußischen Monarchie aus der Bekämpfung der altständischen Rechte hervorgegangen. Ihm genügte die Einsicht, daß die Berufung der alten Provinziallandtage der sichere Untergang der neuen Gesetze war. Um die Nation von der Notwendigkeit des Geschehenen zu überzeugen und sie auf weitere Reformen vorzubereiten, wurde am 23. Februar 1811 eine „Landesdeputierten-Versammlung“ in Berlin eröffnet: ein Beamter aus jeder der acht Provinzialregierungen, achtzehn Ritter, elf Städter, acht Bauern, sie allesamt von der Krone ernannt. Da die erbitterten Stände von Brandenburg und Pommern sich beschwerten und unaufgefordert Abgeordnete aus ihrer Mitte sandten, ließ der Staatskanzler auch noch einige dieser „Nebendeputierten“ zu. Also wurden zum ersten Male, seit diese Monarchie bestand, Vertreter aller Landesteile zusammenberufen, allein nach dem Ermessen der Krone, ohne Rücksicht auf die ständischen Rechte und Ansprüche der Territorien. Der Eintritt der acht bäuerlichen Deputierten galt in den altständischen Kreisen als das erste Signal einer furchtbaren Umwälzung. Mancher der Zeitgenossen erinnerte

sich an die Versammlung der Notabeln beim Ausbruche der französischen Revolution; doch das Ansehen der preußischen Krone stand ungleich fester als die Macht der Bourbonen, und sie gewährte ihren Notabeln von Haus aus sehr bescheidene Befugnisse: nur das Recht der Beratung, nicht die Mitentscheidung. Steins Gesetzgebung hatte die Grundlagen des großen Reformwerks längst sichergestellt, und auch die Gesetze, welche Hardenberg den Landesdeputierten vorlegte, waren zum Teil schon vollendete Tatsachen.

Der Staatskanzler versammelte die Deputierten in seiner Wohnung und begrüßte sie sogleich in der väterlichen Weise des alten Absolutismus: Wie ein guter Vater von seinen Kindern, so verlangte der König von seinem geliebten Volke nicht blinden Gehorsam, sondern freie Zustimmung zu seinen wohltätigen Befehlen. Darauf wurden vier Abteilungen gebildet, unter dem Vorsitze der vier anwesenden Regierungspräsidenten; jede beriet für sich, schickte ihre Protokolle an Hardenberg, der dann nach Belieben noch einzelne Mitglieder zu sich berief und endlich dem Monarchen Bericht erstattete. Die Versammlungen erschienen wie eine vertrauliche Besprechung mit der Person des höchsten Beamten, und doch wurden sie dem Staatskanzler bald sehr unbequem. Eine ganze Welt von bedrohten wirtschaftlichen und örtlichen Interessen erhob sich aufgescheucht; gerechte und ungerechte Klagen schwirrten hin und her; keine Spur einer Parteibildung, nur ein krauses Durcheinander von Landsmannschaften und ständischen Gruppen. Über die Härte der neuen Mahlsteuern waren die Vertreter des flachen Landes sich einig; die beabsichtigte Konsolidation der Kriegsschulden rief stürmischen Widerspruch hervor, da die Kurmark tief verschuldet war, während Altpreußen einen großen Teil seiner Kriegslasten durch Steuern gedeckt hatte.

Am lautesten lärmten die Vertreter der Ritterschaft; sie waren vertraut mit der neuen englischen Theorie, wonach die Grundsteuer den Charakter einer Rente trug, behaupteten steif und fest, die geplante Ausgleichung der Grundsteuer sei offener Raub. Neben dem ehrlichen Rechtsgefühl spielte auch die nackte

Selbstsucht mit; dieselbe kurmärkische Landschaft, deren Redner so zäh an dem Rechtsboden ihrer alten Freiheitsbriefe festhielten, stellte dem Staatskanzler unbedenklich die Zumutung: es sollten die Klagen ihrer Gläubiger durch einen königlichen Machtbefehl vorläufig eingestellt werden! Währenddem rückten die unaufhaltsamen Stände von Lebus, Beeskow und Storkow mit einer neuen Verwahrung ihrer „vertragsmäßigen Exemptionen“⁹² und Freiheiten“ heran. Mit groben, unziemlichen Worten beteuerten sie, durch die neuen Gesetze werde das Grundgesetz des Staates vernichtet, und fragten, ob man das alte, ehrliche, brandenburgische Preußen in einen neumodischen Judenstaat verwandeln wolle. Unter den Unterzeichnern stand Marwitz natürlich obenan; neben ihm der alte Graf Finkenstein, einer jener pflichtgetreuen Richter, welche bei dem Prozesse des Müllers Arnold die unverdiente Ungnade König Friedrichs erfahren hatten. Dem Staatskanzler riß jetzt die Geduld; er ließ die beiden ersten Unterzeichner ohne Urteil und Recht nach Spandau auf die Festung bringen. Am 16. September schloß er dann die Versammlung der Landesdeputierten und zählte noch einmal die Grundgedanken des neuen Systems auf: ein jeder solle frei seine Kräfte benutzen, niemand dürfe einseitige Lasten tragen; Gleichheit aller vor dem Gesetze, freie Bahn für jedes Verdienst; Einheit und Ordnung in der Verwaltung; so werde in allen ein Nationalgeist, ein Interesse und ein Sinn geweckt werden. „Kehren Sie nun“ — so rief er endlich aus — „in Ihre Provinzen zurück und verbreiten Sie dort den guten Geist, der Sie selbst beseelt. Stärken Sie das Vertrauen zu einer Regierung, die es so ehrlich meint!“ Seine wirkliche Meinung entsprach diesen freundlichen Worten keineswegs. Vielmehr zog er, und gleich ihm der König, aus dem chaotischen Hin- und Herreden dieser Notabelnversammlung den richtigen Schluß, daß ein allgemeiner Landtag, jetzt berufen, den Fortgang der Reformen hemmen müsse. So stand es: nur die Machtvollkommenheit der absoluten Krone konnte dem preussischen Volke den Weg zur Freiheit eröffnen.

DIE GROSZEN NEUERUNGEN

Fast gleichzeitig mit der Entlassung der Landesdeputierten erschien die zweite große Sturzwelle der Hardenbergschen Gesetzgebung. Das Edikt vom 7. September 1811 über die Finanzen berücksichtigte einige Wünsche der Landesdeputierten, hob das Verbot der Handmühlensowie die Verbrauchssteuer auf dem flachen Lande größtenteils wieder auf und belegte statt dessen das Landvolk mit einer Kopfsteuer. Dagegen widersprach das am selben Tage beschlossene Gesetz über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe schnurstracks den Ansichten der Notabelnversammlung: Die Krone eilte wieder einmal den Anschauungen des Volkes voraus, sie gewährte vollständige Gewerbefreiheit, dergestalt, daß jeder, der einen Gewerbeschein löste, Lehrlinge und Gesellen halten, jeder Zünftler aus seiner Innung austreten, jede Zunft durch Mehrheitsbeschluß oder durch den Befehl der Landespolizeibehörde aufgelöst werden durfte. Es war ein Schritt von radikaler Verwegenheit. Nicht ohne Grund klagten Stein und Vincke, man hätte die Zünfte, statt sie aufzulösen, vielmehr in einem freien Sinne neugestalten sollen. Weit überwiegend blieb gleichwohl der Segen dieser kühnen Neuerung. Der kleine Mann genoß fortan in Preußen eine wirtschaftliche Freiheit, wie nirgendwo sonst in Deutschland, und obgleich die Verhältnisse der Kleingewerbe, dank der Zähigkeit unserer Alltagsgewohnheiten, sich weit weniger veränderten, als man erwartete, so war es doch wesentlich der Freiheit des gewerblichen Lebens zu verdanken, daß die Bevölkerung der Hauptstadt selbst in diesen Jahren der bitteren Not unaufhaltsam anwuchs.

Wie dies Gesetz der Städteordnung Steins erst den Abschluß brachte, so wurden auch die agrarischen Gesetze des Reichsritters erst vollendet durch die beidenedikte vom 14. September 1811 über die Regulierung der bäuerlichen Verhältnisse und über die Beförderung der Landeskultur. Dabei hatte Thaers kundige Hand die Feder mit angesetzt. Die erblichen Besitzer von bäuerlichen Gütern ohne Eigentumsrecht sollten das volle Eigentum an ihrem Gute erlangen gegen die Abtretung

von einem Drittel ihres Gutes oder gegen eine entsprechende Rente; wer nur die nichterbliche Nutznießung an seinem Bauerngute hatte, konnte durch die Abtretung der Hälfte ein freier Eigentümer werden. Das Gesetz schnitt tief, ja grausam ein in die gewohnten Verhältnisse; sogar einige freie Köpfe des Beamtentums, wie Hippel, fanden den Schritt allzu gewagt. Die Ritterschaft in Pommern besaß etwa zweihundertsechzig Geviertmeilen, davon hundert Quadratmeilen bäuerliches Land, jetzt wurden ihrer siebenzig freies Eigentum der Bauern. Begreiflich, daß der Adel murrte, auch Stein selber schloß sich ihm an. Die Lage der Grundherren war schon längst so trostlos, daß sich im Jahre 1810 die reichste Gutsbesitzerin in Preußen erbot, ihre Güter gegen eine jährliche Rente von zweitausend Talern an den Staat abzutreten; ein schlesischer Grundherr machte Bankrott, obgleich er noch einen Wert von dreihunderttausend Talern in Grund und Boden besaß. Aber auch die Bauern lärmten. Mehrmals brachen Unruhen aus, namentlich in Schlesien, da der kleine Mann wähnte, er sei mit einem Male aller Pflichten ledig; die Ablösung, die dem Adel unbillig niedrig schien, wurde von den Pflichtigen viel zu hoch gefunden. Gleichwohl ging die segensreiche Reform vorwärts. Sie stand, trotz aller äußeren Ähnlichkeit, in scharfem Gegensatze zu den Gesetzen der französischen Revolution, da die Berechtigten ehrlich entschädigt wurden. Ihre Durchführung wurde wesentlich gefördert durch das Landeskulturedikt, das die freie Veräußerung und Teilung der Landgüter gestattete: dies bleibe „das beste Mittel, die Grundbesitzer vor Verschuldung zu bewahren, ihnen ein dauerndes Interesse für Verbesserung ihrer Güter zu geben und die Kultur aller Grundstücke zu befördern“. Aus vollem Herzen schloß der König, es sei „für sein Gefühl höchst erfreulich, daß Wir endlich dahin gekommen sind, alle Teile Unserer getreuen Nation in einen freien Zustand zu versetzen und auch den geringsten Klassen die Aussicht auf Glück und Wohlstand eröffnen zu können“. Gegen dieses Edikt vornehmlich richtete sich Steins Zorn. Er schalt, nicht ohne die gallige Laune des Staatsmannes außer Diensten, wider

dies bürokratische Nivellieren und fürchtete, die freie Teilbarkeit der Grundstücke werde die Auskaufung, die Vernichtung seines geliebten Bauernstandes herbeiführen — eine Besorgnis, die sich doch als übertrieben gezeigt hat.

Hieran schloß sich die Emanzipation der Juden, welche bisher amtlich noch immer als „Judenknechte“ gegolten hatten (11. März 1812): Wenn sie bleibende Familiennamen annahmen und sich der Wehrpflicht unterwarfen, so wurden sie, wie in den Ländern des Code Napoleon, vollberechtigte Staatsbürger, zu jedem Gewerbebetrieb in Stadt und Land, auch zu den akademischen, den Schul- und Gemeindeämtern zugelassen. Unter den Jammerrufen der Feudalen geschah nun die große Umtaufung der preußischen Judenschaft. Die Levi, Cohn und Jakobsohn behielten ihre semitischen Namen bei, die Wolf und Kuh begnügten sich mit den Spottnamen, welche ihnen der Volkshumor der Germanen angehängt, die Zwickauer und Bamberger nannten sich einfach nach ihrer Heimat; jene sinnigen Naturen aber, die der sanfte Hauch dieser sentimentalen Epoche angeweht hatte, wählten holdere Namen, um die Schönheit der Seele getreulich auszudrücken, also daß die Türen der Börsen von Blümchen, Veilchen, Nelken und Rosenzweigen dicht umrankt waren.

In seinen Finanzmaßregeln blieb Hardenberg nach wie vor unglücklich. Den Verkauf der Domänen betrieb er mit lebhaftem Eifer, teils weil er barer Mittel bedurfte, teils weil ihn seine doktrinären Ratgeber von der Verwerflichkeit alles Staatsgrundbesitzes überzeugt hatten: In Absicht der Domänen, schrieb F. von Raumer kurzab, ist von den Briten nur zu lernen, daß man keine haben muß! Doch woher sollten die Käufer kommen in dem verarmten Lande? Nach fünfzehn Jahren, bis zum Juni 1813 waren für verkaufte Staatsgüter nur siebenhundertsechszigtausend Taler bar eingegangen, dazu über sechseinhalb Millionen in wertlosen Papieren. Da auch die Verbrauchssteuer wenig einbrachte und bald zum Teil wieder zurückgenommen wurde, so konnte Hardenberg, der mit so hoffnungsvollen Finanzplänen begonnen, von der französischen Schuld nicht mehr ab-

tragen als sein schwerfälliger Vorgänger Altenstein: im April 1811 war noch fast die Hälfte der Kontribution, etwa neunundfünfzig Millionen Franken ungetilgt. Die neuen schweren Kriegslasten des Jahres 1812 nötigten den Staatskanzler endlich — gegen seine theoretischen Überzeugungen — eine harte Vermögens- und Einkommensteuer auszuschreiben, die vom Vermögen drei Prozent, vom Einkommen ein bis fünf Prozent in Anspruch nahm. Aber auch diesmal hatte er die trostlose wirtschaftliche Erschöpfung des Landes nicht richtig geschätzt. Das Edikt mußte schon nach wenigen Wochen für Altpreußen außer Kraft gesetzt werden, da diese Provinz durch den Marsch der großen Armee völlig ausgesogen wurde, und statt der gehofften fünfundzwanzig Millionen Taler kamen nur viereinhalb Millionen ein, davon vier Millionen bar.

DIE NATIONALREPRÄSENTATION

Obgleich die sozialen Reformen Hardenbergs nur durch den Willen des absoluten Königtums durchgesetzt werden konnten, so war die Krone doch nicht in der Lage, auf den Beistand populärer Kräfte ganz zu verzichten. Sie hatte bereits im Oktober 1810, in dem verheißungsreichen Edikt über die Finanzen, versprochen, daß eine durch Repräsentanten der Kommunen und Provinzen verstärkte General-Kommission über die Regulierung der Kriegsschulden beraten solle. Die Landesdeputierten, namentlich die Vertreter des Bürger- und Bauernstandes, verlangten lebhaft die Einlösung dieses Wortes. Darum erklärte der König: „Seine Absicht gehe noch immer dahin, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation zu geben; da die dazu erforderlichen Vorbereitungen indessen noch Zeit erforderten, so sollten die für jene Generalkommission bestimmten Abgeordneten auch vorerst die Nationalrepräsentation konstituieren.“ Unter dem hochtönenden Namen einer interimistischen Nationalrepräsentation trat also am 10. April 1812 in Berlin eine zweite Notablenversammlung von neununddreißig Mitgliedern zusammen. Diesmal räumte man der Nation ein Wahlrecht ein. Die

achtzehn Ritter wurden von den Kreistagen, die zwölf Bürger und neun Bauern durch indirekte Wahl von den Städten und dem Rustikalstande erwählt; die Regierungspräsidenten sollten aber die Gewählten prüfen, ob sie einsichtsvolle, patriotische und „vorurteilsfreie“ Männer seien — ein deutlicher Wink für die Feudalpartei!

Das Bedeutsamste an diesem überaus zahmen Repräsentationsversuche blieb, daß der neugeschaffene Bauernstand jetzt durch einige selbstgewählte Vertreter an den Beratungen über Staatsangelegenheiten teilnahm. Die märkischen Stände murrten auch diesmal; sie beriefen sich auf das „allgemeine Mißtrauen“ des Landes gegen die neuen Steuerpläne und setzten durch, daß wieder einige Nebendeputierte aus ihrer Mitte zugelassen wurden. Hardenberg erschien auch hier wieder als der Verfechter der neuen Staatseinheit. Er faßte die Stände als eine Interessenvertretung, er verlangte, der Repräsentant dürfe „keinen anderen Richter als sein Gewissen“ anerkennen: wer sich nach altständischer Weise an die Aufträge seiner Wähler gebunden glaube, müsse von den Beratungen ausgeschlossen werden. In den Provinzen versammelten sich die „Wahldeputierten“, welche die Nationalrepräsentation gewählt hatten, häufig aus eigenem Antriebe — ganz regelmäßig in Oberschlesien — um öffentliche Angelegenheiten zu besprechen und mit ihren Repräsentanten in Berlin einen regen Verkehr zu unterhalten. Der Sinn für das politische Leben begann überall im Volke zu erwachen. In der Nationalrepräsentation erklangen zuweilen Reden, welche an die Schlagwörter des Jahres 1789 erinnerten; einmal verlangte sie sogar in einer Adresse an den König das Recht, zur Beratung aller neuen Gesetze zugezogen zu werden. Gleichwohl blieb ihre Wirksamkeit sogar noch geringfügiger als die Tätigkeit der ersten Notabelnversammlung. Ihre häufig unterbrochenen Verhandlungen bewegten sich wesentlich um die Regulierung des Kriegsschuldenwesens und brachten selbst diese Angelegenheit nicht ins reine. Kamen andere Fragen zur Besprechung, so zeigte sich fast immer ein streng konservativer, den Reformen feindlicher Geist; der Staatskanzler mußte sich bald überzeugen, daß er die Ausgleichung der Grund-

steuer gegen den zähen passiven Widerstand des Landadels für jetzt noch nicht durchsetzen könne. Der Eifer der Repräsentanten und ihrer Wähler erlahmte schnell; es kam so weit, daß die Stände Vorpommerns sich weigerten, ihren Vertretern fernerhin Tagegelder zu zahlen. Von der Nation kaum noch bemerkt, schleppte die Versammlung ihr unfruchtbares Dasein bis zum 15. Juli 1815 dahin; ihr letztes Werk war die Verordnung über die Vergütung der Kriegsleistungen vom 1. März 1815.

UMSTRITTENES VERWALTUNGSGESETZ

Je länger der Staatskanzler im Sattel saß, um so offenkundiger wurden seine bürokratischen Neigungen. Ohne feste Grundsätze, wie er in Verwaltungsfragen immer war, fand er den aufreibenden Kampf mit dem trotzigem Landadel bald unbequem und beschloß den festen Grund der ritterschaftlichen Macht, die Gutherrschaft, zu zerstören, aber nicht durch die Begründung einer gerechten Selbstverwaltung auf dem flachen Lande, sondern auf gut napoleonisch-westfälische Art durch die Verstärkung der Macht des Beamtentums. Sein tätigster Mitarbeiter bei diesem Unternehmen war Scharnweber, ein strenger Bürokrat, der Todfeind des märkischen Adels. Am 30. Juni 1812 erschien das Edikt wegen Errichtung der Gendarmerie. Es war der schwerste Mißgriff der Hardenbergschen Verwaltung, ein vollständiger Abfall von den hochsinnigen Gedanken Steins. Das althistorische, mit dem Leben dieses Staates fest verwachsene Landratsamt wurde aufgehoben. An die Stelle des Landrats trat ein Kreisdirektor, ein von der Krone nach freiem Ermessen ernannter, auskömmlich besoldeter Staatsbeamter, der seinen Sitz in der Kreisstadt angewiesen erhielt und lediglich ein Werkzeug der Staatsgewalt, nicht mehr, wie vormals der Landrat, zugleich ein Vertrauensmann der Kreisstände war. Unter ihm sollte ein Kreisbrigadier mit vier bis fünf Gendarmerieoffizieren die Polizeigewalt im Kreise handhaben und zugleich in den Geschäften des Kreisdirektoriums tätig sein, dergestalt, daß diese Behörde einen rein bürokratischen Charakter erhielt. Die Kreiskasse wurde zur Staatskasse; nur als ein gering-

fügiger Nebenfonds sollte noch eine Kreis-Kommunalkasse bestehen. Da der Schwerpunkt der Selbstverwaltung überall im Finanzwesen liegt, so konnte demnach die aus zwei Abgeordneten der Ritterschaft, zwei städtischen und zwei bauerlichen Deputierten gebildete Kreisversammlung, welche der Kreisdirektor von Zeit zu Zeit einberief, nur wenig bedeuten. Die Rittergutsbesitzer verloren ihre Polizeigewalt, erhielten nur das Recht der Aufsicht über die Ortspolizei der Dorfgerichte, wurden der Disziplinargewalt des Kreisdirektors unbedingt unterworfen.

Hardenberg ging bei dem Gendarmerie-Edikte von der berechtigten Absicht aus, die Ausführung des Staatswillens auf dem flachen Lande besser als bisher zu sichern und das Übergewicht der Ritterschaft in der Kreisverwaltung, das „nach Einführung der Gewerbefreiheit und bei gleichem Interesse aller Klassen“ keinen Sinn mehr habe, zu beseitigen. Doch sein Heilmittel war ärger als die alten Übel. Sein Kreisdirektor mitsamt der Kreisversammlung war nichts anderes als der Unterpräfekt und der Arrondissementsrat des napoleonischen Frankreichs. Mit diesem Edikte, das unter so anspruchlosem Namen auftrat, tat der Staatskanzler den verhängnisvollen ersten Schritt zur Einführung des Präfektursystems. Die Oberpräsidenten hatte er schon abgeschafft, und nun versprach er bereits, das Staatsgebiet in „neue Regierungs- und Militärdepartements“ einzuteilen. Er war jetzt so ganz durchdrungen von der Herrlichkeit der schlagfertigen Präfektur, daß selbst sein ergebener F. von Raumer sich bewogen fand, ihm die Vorzüge des alten preußischen Kollegialsystems in einem beweglichen Briefe vorzuhalten.

Zum Glück fehlte dem geistreichen Manne die Willenskraft zur Durchführung der undeutschen, verderblichen Neuerung, die er plante. Vorderhand sollte nur ein Teil der Bestimmungen des Gendarmerie-Edikts „provisorisch“ in Kraft treten. Dieser Unfug der provisorischen Gesetzgebung war dem gestrengen alten Absolutismus ganz unbekannt gewesen und riß erst jetzt ein, da der leitende Staatsmann zwischen Projekten und Experimenten unstet hin und her griff. Provisorisch also sollten die bisherigen

Landräte die Geschäfte der neuen Kreisdirektorien übernehmen, nur daß man zuvor gründlich unter ihnen aufräumte und eine große Zahl der altständisch gesinnten entließ. Jedoch selbst in dieser provisorischen Gestalt stieß die neue Ordnung auf einen ungeheueren, völlig unbesiegbaren Widerstand. Der Landadel, in seinem Allerheiligsten bedroht, lärmte lauter denn je, die Nationalrepräsentanten in Berlin verwahrten sich gegen die Verletzung der alten Gerechtsame. Mehrere der wärmsten persönlichen Anhänger des Staatskanzlers stimmten mit ein in die berechtigten Vorwürfe, welche von Stein, Vincke und den anderen Vertretern des Gedankens der Selbstverwaltung erhoben wurden; der geistreiche Hippel geriet mit seinem alten Freunde Scharnweber ganz auseinander. Das Edikt konnte nur in wenigen Regierungsbezirken, nirgends vollständig und in der Kurmark gar nicht, ausgeführt werden; bald nachher schwemmte die Sturmflut des Krieges von 1813 auch diese schwachen Anfänge größtenteils wieder hinweg, und im Jahre 1814 wurde die weitere Ausführung eingestellt. Die einzige gesunde Frucht des unglücklichen Gesetzes waren die Kreisversammlungen. Erst in der stillen Arbeit dieser Versammlungen lernte das Landvolk die neue Zeit kennen und lieben. Wo immer sie ins Leben traten, da war jedermann des Lobes voll für das Verhalten der Bauern; sie lieferten den Beweis, daß Steins Werk, die Befreiung des Bauernstandes, nicht zu früh erschienen war. Alle Berichte der Behörden erzählten mit naivem Erstaunen, wie willig, brauchbar, besonnen dieser neue Stand sich zeige.

Welch ein Gegensatz doch: die Gesetze Steins und die Experimente Hardenbergs! Steins Tun und Denken gemahnt immer an den alten Wappenspruch seiner geliebten Grafschaft Mark: Vierecken Stein, wie er auch fällt, sich immer auf ein Seiten stellt. In Hardenbergs Geist kommen und gehen die Gedanken und Einfälle wie die Nebelbilder in einem Zauberspiegel. Dort alles planvoll, tief, gediegen und darum auch alsbald in vollem Ernste durchgeführt; hier ein unsicheres Schwanken zwischen radikalen Doktrinen und despotischen Neigungen, eine Reihe verunglückter Finanzgesetze, große

gefährliche Versprechungen für die Zukunft, kühne Anläufe, nach dem ersten Sprunge wieder aufzugeben, alles planlos und hastig; und mitten in diesem unfertigen dilettantischen Treiben doch einige hochwichtige Reformen, des größten Staatsmannes würdig, eine Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte, die dem Staate nachher ermöglicht hat, die Wunden eines fürchterlichen Krieges auszuheilen. Jener Zug des Leichtsinns, welcher Hardenbergs proteische Natur so oft in die Irre führte, hing doch eng zusammen mit der besten Kraft seines Wesens, der unverwüstlichen, hoffnungsvollen Freudigkeit. Während Stein den preußischen Staat schon oft verloren gab und nur noch auf das Wunder einer allgemeinen deutschen Volkserhebung rechnete, fand dieser Leichtlebige stets neue Mittel und Behelfe für seinen wirklichen Staat, und nach jedem neuen Fehlschlage stand er wieder schnellkräftig auf seinen Füßen.

DIE POLITISCHE LAGE

Inmitten der Aufregung dieser inneren Parteikämpfe behielt Hardenberg immer seine beste Kraft frei für die auswärtige Politik. Er wollte die wirtschaftlichen und militärischen Kräfte des ausgesogenen Landes noch einige Jahre lang sammeln und unterdessen in der Stille ein gutes Einvernehmen mit den beiden anderen Ostmächten herstellen, bis nach der völligen Räumung der Oderfestungen der rechte Augenblick für die Schilderhebung herankäme. Bis dahin durfte man den Argwohn des Imperators nicht reizen. Darum wurde Scharnhorst scheinbar der Leitung des Kriegsdepartements enthoben: in Wahrheit behielt er nach wie vor die militärischen Dinge in seiner Hand. Graf Goltz, ein wohlmeinender, ängstlicher Mann, an dem die Franzosen keinen Anstoß nahmen, blieb dem Namen nach an der Spitze der auswärtigen Geschäfte, während Hardenberg hinter seinem Rücken mit dem englischen Agenten Ompteda verhandelte. Der Polizeidirektor von Berlin, Justus Gruner, ein leidenschaftlicher, in die Pläne der geheimen Bünde tief eingeweihter Patriot, verlor seine Stelle. Die aufgeregten Gelehrten und Schriftsteller erhielten

freundschaftliche Mahnungen, sich nicht bloßzustellen. Eine sorgsame Zensur überwachte „nos deux gazettes“: so hießen in der Sprache der preußischen Diplomatie die patriotische Spenersche und die charakterlose, vom Grafen St. Marsan insgeheim unterstützte Vossische Zeitung. Der Staatskanzler war unermüdlich im Beschwichtigen und Entschuldigen, sooft St. Marsan in Berlin oder Davoust in Magdeburg sich über die Umtriebe von Fichte, Schleiermacher und Schmalz beschwerten. Indes, die Ereignisse gingen schneller als Hardenbergs verständige Wünsche. Bald nach dem Wiener Frieden (14. Oktober 1809) ließ sich erraten, daß der Entscheidungskampf zwischen den Tilsiter Verbündeten nahte; nicht urplötzlich wie die meisten anderen Kriege dieser atemlosen Zeit, sondern schrittweise, zwei Jahre zum voraus erkennbar, rückte die neue Kriegsgefahr heran.

Der entscheidende Grund lag wieder in dem unzählbaren Charakter des Weltherrschers. Wie der Löwe nicht bloß aus Hunger mordet, sondern weil er nicht anders kann, weil es seine Natur ist, zu rauben und zu zerfleischen, so konnte dieser Allgewaltige nicht einen Augenblick bei einem erreichten Erfolge sich beruhigen. Ins Grenzenlose schweiften seine begehrlischen Träume; noch war ihm nichts gelungen, was der Märchenpracht des Alexanderzuges gleichkam. Kaum war mit Rußlands Hilfe Österreich unterworfen, so sollte der Zar mit dem Beistand der Hofburg gedemütigt werden. Doch nicht bloß die verzehrende Glut eines rasenden Ehrgeizes trieb den Imperator vorwärts, sondern auch eine unaufhaltsame politische Notwendigkeit; sein Weltreich konnte nicht bestehen, wenn er nicht über alle Küsten Europas unbedingt gebot. Leidenschaftlicher denn je betrieb er jetzt den Handelskrieg gegen das unangreifbare England; durch das Edikt von Trianon⁹³ hoffte er die Sperrung des Kontinents zu vollenden. Als er die Nordseeküste mit dem Kaiserreiche vereinigte, erklärte er den Abgeordneten der Hansestädte kurzab: Die Edikte über die Kontinentalsperre sind die Grundgesetze meines Reiches! Auf der spanischen Halbinsel wogte der greuelvolle Krieg ins Unabsehbare dahin, aus den radikalen

Beschlüssen der Cortes von Cadix sprach die verzweifelte Entschlossenheit eines heldenhaften Volkes. Zwingende politische Gründe mahnten den Imperator, zunächst diese offene Wunde zu schließen; er aber wollte und konnte die ungeheure Macht der nationalen Leidenschaft nicht würdigen. War erst Rußland gebändigt und die englische Flagge von allen Häfen des Festlands ausgeschlossen, standen die französischen Zollwächter erst in Petersburg, dann mußte der spanische Aufstand wie Schnee zerschmelzen vor der Sonne des Kaisertums. Und schon brütete der Unersättliche über noch kühneren, noch wunderbaren Plänen: nach dem Falle von Moskau sollte von den Ufern der Wolga aus ein neuer Kriegszug, die Wunder Alexanders überbietend, beginnen, ein Zug zum Ganges, der „dies Schaugerüste der englischen Handelsgröße“ für immer vernichten mußte.

Der Zar konnte sich die Gefahren des Tilsiter Bündnisses nicht länger mehr verbergen. Ganz Rußland vernahm mit Unmut, wie Napoleon das von den Russen eroberte österreichische Polen großenteils an Warschau verschenkte, ohne den Verbündeten auch nur zu befragen. Man kannte in Petersburg den geheimen Verkehr zwischen dem polnischen Adel und den Tuilerien, der durch Napoleons polnische Flügeladjutanten vermittelt wurde. Die Wiederherstellung Polens durch Frankreichs Gnade, nach Alexanders Meinung die schwerste aller Gefahren, rückte näher und näher. Um ihr zu begegnen, legte der Zar dem französischen Gesandten einen Vertrag vor, wonach die beiden Alliierten sich verpflichteten, den polnischen Staat niemals wieder aufzurichten, auch den Namen Polen nie zu dulden. Der Imperator wich aus; sein frommes Gemüt scheute sich, „die Sprache der Gottheit zu reden“, ein Versprechen für alle Zukunft zu geben. Nicht als ob er den Gedanken der Wiederherstellung des polnischen Reichs schon im vollen Ernst ergriffen hätte. Die Bildung nationaler Staaten widersprach dem Wesen seines Weltreichs. Auch die revolutionären Ideen, die in dem zweiseitigen Wesen des Bonapartismus lagen, traten mit den Jahren ganz zurück. Wie die unterjochten Völker jetzt in Napoleon nur noch den Despoten sahen, so fühlte er selber sich wieder ganz

als der Bändiger der Revolution und prahlte wieder, wie einst nach dem achtzehnten Brumaire, auf seinen Schultern ruhe die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft. Der Radikalismus der Sarmaten⁹⁴ war ihm unheimlich; ihn beunruhigte der Gedanke, von einem halbrepublikanischen Polen könne „eine teuflische Propaganda“ ausgehen, die sich mit dem Hussitentum im nahen Böhmen verbände. Gleichwohl wollte er sich nicht die Hände binden, da die nationalen Hoffnungen der Polen ihm vielleicht noch als eine willkommene Waffe gegen Rußland dienen konnten; auch durfte der Usurpator die Schwärmerei der Franzosen für die Wiederaufrichtung des altverbündeten Polenreichs nicht offen verletzen. Genug, die Verhandlungen zwischen Paris und Petersburg zerschlugen sich, und der erbitterte Zar erklärte dem französischen Gesandten: Ich weiß jetzt, daß Ihr Polen wiederherstellen wollt! Der Imperator aber gab auf den Vorwurf hinterhältiger Ränkesucht die unzweideutige Antwort: Ich intrigiere nicht, sondern führe Krieg mit vierhunderttausend Mann!

RUSZLAND BEDROHT

Nun drängten sich Schlag auf Schlag die Beweise der Feindseligkeit Napoleons. Kurz bevor er die Erzherzogin heimführte, ließ er um die Hand der Schwester Alexanders anhalten; er rechnete, Kaiser Franz werde lieber sein eigen Fleisch und Blut dem gekrönten Plebejer opfern, als eine Familienverbindung zwischen den Bonapartes und dem Hause Gottorp dulden. Der Plan gelang vollständig, der Zar aber sagte verstimmt: Ihr habt ein doppeltes Spiel gespielt! Es folgte die Einverleibung der deutschen Küsten. Das Weltreich streckte seine Polypenarme, den preußischen Staat umklammernd, bis zur Ostsee, immer näher an Rußland heran, und der Imperator erklärte ausdrücklich, diese Reunionen seien nur die ersten! Dadurch wurde zugleich der Verbündete Frankreichs, der Herzog von Oldenburg, Alexanders naher Verwandter, seines Erblandes beraubt, ohne daß man den russischen Alliierten auch nur zum voraus von der Gewalttat unterrichtete. Dann stellte Napoleon

dem Zaren die Zumutung, daß er alle neutralen Schiffe mit Beschlagnahme belegen solle; das hieß den Russen jeden Verbrauch von Kolonialwaren verbieten. Alexander antwortete durch einen Ukas, der die Einfuhr französischer Fabrikate hart traf. Ein gereizter Briefwechsel gab der Erbitterung der beiden Kaiser lebhaften Ausdruck. Ew. Majestät hat keine Freundschaft mehr für mich — so schrieb Napoleon im Februar 1811 — unsere Allianz besteht nicht mehr in den Augen Englands und Europas.

Unterdessen betrieb er mit gewohnter Umsicht die Rüstungen für einen Kampf ohnegleichen. Schon seit dem Frühjahr 1810 ließ er ungeheure Waffenvorräte im Warschauer aufhäufen und die Festungen des Herzogtums für den Krieg vorbereiten — das alles „aus bloßer Vorsicht“, wie er an Friedrich August von Sachsen schrieb. Im April 1811 erhielten die Fürsten des Rheinbundes den Befehl, ihre Truppen marschbereit zu halten; Magdeburg war von den Franzosen besetzt, die Garnisonen in Danzig und den Oderfestungen wurden verdoppelt, an der unteren Elbe sammelte sich ein Heer von zweihunderttausend Mann. Es lag vor Augen: Preußen sollte durch einen plötzlichen Einbruch vernichtet oder durch Drohungen zum Anschluß an Frankreich gezwungen werden; dann begann der russische Feldzug sogleich von Warschau aus. Am 15. August 1811 überschüttete Napoleon in öffentlicher Versammlung den russischen Gesandten Kurakin mit gehässigen Scheltworten, und die Welt wußte bereits: durch solche Szenen pflegte der Imperator seine Kriege einzuleiten.

Wollte Alexander den ungleichen Kampf bestehen, so war unerläßlich, daß er seine gesamte Macht bereit hielt und sich mit den deutschen Großmächten verständigte. Von den beiden goldenen Früchten, die er sich von dem Tilsiter Bündnis versprochen, war die eine bereits glücklich eingeheimst. Das besiegte Schweden hatte Finnland den Russen abgetreten, und auch in den Donauprovinzen behaupteten sich Alexanders Truppen. Aber die Türkei widerstand noch immer hartnäckig, und Napoleon ermutigte sie insgeheim, denn er sah voraus, daß der Kampf um die Donaumündungen jede Ver-

söhnung zwischen Rußland und Österreich vereiteln mußte. Die Hofburg grollte dem Zaren, sie schrieb ihm vor allen das Mißlingen des letzten Krieges zu. Trotzdem unternahm Kaiser Franz schon im Jahre 1809 den Versuch einer geheimen Annäherung, da er der französischen Freundschaft wenig traute. Alexander schlug freudig ein in die dargebotene Hand; er glaubte in jenem Augenblicke noch an die Fortdauer des Tilsiter Bündnisses und spielte mit dem Plane eines Dreikaiserbundes, der die Teilung der Türkei herbeiführen sollte. Indes die Wiener Nüchternheit blieb für solche Träume unempfänglich. Erzherzog Karl vornehmlich zeigte wie immer ein offenes Verständnis für die orientalischen Interessen der Monarchie, er verwarf jede Verständigung mit Rußland, solange die untere Donau in der Hand des Zaren sei, und Metternich erklärte endlich dem russischen Gesandten: „Macht ein Ende mit der Türkei, dann erst können wir mit Euch verhandeln!“

Währenddem erkannte Alexander, daß der Bund von Tilsit zerrissen war, und alsbald stiegen in der Seele des Leichtbeweglichen neue phantastische Träume auf, Pläne, ebenso glückverheißend für die Freiheit der Welt wie vorteilhaft für die Ländergier des Hauses Gottorp. Er kehrte zurück zu jenen polnischen Projekten, die er vor Jahren mit Czartoryski besprochen, und schrieb im Dezember 1810 dem polnischen Freunde: seine Absicht sei, dem Imperator den Rang abzulaufen und gleich beim Beginne des Kriegs die Freiheit Polens auszurufen — natürlich die Freiheit unter russischem Zepter. Er wollte als Selbstherrscher aller Reußen und König von Polen im Osten despotisch, im Westen parlamentarisch regieren, als der Hersteller Polens in dem Gedächtnis ferner Jahrhunderte leben und dem befreiten Nachbarlande eine musterhafte Verfassung schenken, denn „Sie wissen, die liberalen Formen habe ich immer vorgezogen“. Folgt den Polen dem Rufe ihres Befreiers, so könne er, „ohne einen Schuß zu tun“, bis an die Oder vorgehen, Preußen schließe sich selbstverständlich an, und mit entschiedener Übermacht, mit zweihundertdreißigtausend Mann, die bald noch um weitere hunderttausend verstärkt würden, beginne dann der Kampf für die Be-

freiung Europas; mehr als hundertfünfundfünfzigtausend Mann habe Napoleon nicht entgegenzustellen, und darunter nur sechzigtausend Franzosen! So tief unterschätzten die alten Mächte noch immer die Macht des Weltreichs, selbst einsichtige Offiziere kamen von dem allgemeinen Irrtum nicht los; berechnete doch Radetzky im Jahre 1810 ebenfalls, daß nur sechzigtausend Franzosen gegen Rußland marschieren könnten, und Gneisenau schätzte noch ein Jahr darauf die Gesamtmasse der gegen den Osten verfügbaren napoleonischen Streitkräfte auf zweihunderttausend Mann.

Mit glückseliger Zuversicht baute der Zar auf seinen rettenden Gedanken. Er hielt es für so schwer nicht, selbst Österreichs Zustimmung zu gewinnen und schrieb dem Kaiser Franz: möge die Hofburg die Donauprovinzen und selbst Serbien für sich nehmen, wenn sie sich nur der großen Koalition anschließe und die Wiederherstellung Polens gestatte. Dem Wiener Hofe aber erschienen diese polnischen Pläne, begreiflich genug, fast noch unannehmbarer als vorher die Anschläge gegen die Donaumündungen. Er lehnte jede Verhandlung ab; seine Staatsmänner sagten unverhohlen: Die russische Politik ist wie ein Kind, sie weiß nicht, was sie will. In der Tat sollten die sarmatischen Projekte rasch im Sande verlaufen. Czartoryski versagte sich den Mahnungen Alexanders; das polnische Blut war stärker als die Freundschaft für den Zaren. Der kluge Pole erriet sofort, daß seine Landsleute, getreu den nationalen Überlieferungen, im französischen Lager bleiben würden, und hoffte die Herstellung seines Vaterlandes von Napoleons Siegen. Er wollte „tout ce qui est Pologne“, also auch Danzig und Westpreußen, wieder unter den Fahnen des weißen Adlers vereinigen und verhielt sich kühl, sobald er bemerkte, wie weit diese bescheidenen Ansprüche über die Absichten des Zaren hinausgingen.

Im Mai 1811 sah Alexander endlich ein, daß er beim Vorbereiten gegen Warschau auf eine Schilderhebung der Polen nicht zählen könne, und beschloß nunmehr, gründlich ernüchtert, den Angriff des Feindes im eigenen Lande zu erwarten. Er kannte seine Russen; er wußte, daß sie einen Krieg im Auslande als einen Kampf für

die Heiden immer nur mit halbem Herzen führen, dagegen die bedrohte Erde des heiligen Rußlands noch immer ebenso tapfer und glaubensfreudig, wie einst gegen die Tataren und Türken, verteidigen würden. An Nachgiebigkeit dachte er nicht mehr, der Krieg schien ihm unvermeidlich, und die Bedrängnis der Finanzen machte den bewaffneten Frieden auf die Dauer unerträglich.

PRELLBOCK PREUSZEN

Also drohten, wie die Zeitungen sagten, die beiden Kolosse des Ostens und des Westens aufeinanderzustoßen und das unglückliche Preußen beim ersten Anprall zu zermalmen. Neutralität war unmöglich, schon weil Napoleon seinen Heereszug durch Preußen führen mußte; die preußischen Generale sahen voraus, daß er diese Straße einschlagen würde, um in das Herz des russischen Landes zu stoßen, den Norden und den Süden des weiten Reichs getrennt zu halten. Alle seine persönlichen Gefühle, der Haß wider den Unterdrücker und die Freundschaft für den Zaren, drängten den König, sich dem Staate anzuschließen, den er von jeher als seinen natürlichen Bundesgenossen betrachtet hatte. Unterlag Rußland, so war sicher, daß der siegreiche Imperator den verhaßten preußischen Staat vernichtete: sein Groll gegen diese zähen Norddeutschen wuchs von Tag zu Tage, er nannte die Preußen nur noch die Jakobiner des Nordens. Seine Hofblätter erzählten immer wieder von der großen anarchistischen Verschwörung, die in Preußen ihren Herd finde; sie wiederholten gern die Weissagung des Klerikalen Bonald, daß dieser Staat, das Werk des Gottesleugners Friedrich, dem Untergange entgegeneile.

Aber wie nun, wenn Alexander sich über Preußen hinweg mit Frankreich verständigte? Schon dreimal, in Tilsit, in Erfurt und während des österreichischen Krieges, hatte er seine deutschen Freunde kaltsinnig preisgegeben. Stand Preußen allein auf, so wurde das kleine Heer von der siebenfachen Übermacht, die überall dicht an den Grenzen und in den Oderfestungen stand, höchst-

wahrscheinlich sogleich überrannt. Wie durfte man hoffen, die Truppen rechtzeitig an der Küste im Lager bei Kolberg zu versammeln, da das nahe sächsisch-polnische Heer die schlesischen Truppen sofort von der Hauptmasse der Monarchie abschneiden konnte? Ein Handstreich der Danziger und der Stettiner Garnison genügte, um die Dirschauer Brücke und die neue Oderbrücke von Schwedt, die beiden einzigen noch offenen Verbindungswege zwischen Altpreußen, Pommern und den Marken, alsbald zu sperren. Über Napoleons Absichten bestand kein Zweifel mehr. Nachdem die Hälfte der Kontribution abgezahlt war, hatte er dem Vertrage gemäß Glogau wieder an den König zurückzugeben; doch er verweigerte die Räumung trotz zweimaliger Mahnung. Der kluge Talleyrand, der noch zuweilen zur Mäßigung geraten, war längst aus dem auswärtigen Amte zurückgetreten; seine Nachfolger, Champagny und nachher Maret, folgten knechtisch jeder Laune des Herrschers. Im Dezember 1810 wurde dem preußischen Gesandten in Paris eine gefälschte Denkschrift Champagnys verkauft, welche ausführlich den Plan der Vernichtung Preußens entwickelte. Ob Hardenberg den Betrug durchschaute, ist zweifelhaft; er ward aber um so besorgter, je hartnäckiger die napoleonischen Diplomaten jede Kriegsgefahr in Abrede stellten; noch im April 1811 versicherte ihm Lauriston, der russisch-französische Streit sei nur ein harmloser Zwist zwischen Mann und Frau. Es war klar, man wollte Preußens Wachsamkeit einschläfern; der Imperator schwankte nur noch, ob er den Hohenzollern vor oder nach dem russischen Kriege den Gnadenstoß geben solle. Aber eine Schilderhebung in so entsetzlicher Lage war ein Selbstmord, wenn der Zar sich nicht entschloß, den Krieg auf preußischem Boden zu eröffnen.

In diesem Sinne schrieb Friedrich Wilhelm seinem Freunde, wiederholt, nachdrücklich, in tiefster Erregung. Alexander schwieg lange. Gegen Ende Mai antwortete er schließlich: er habe kein Mittel, die Überflutung Preußens durch eine große Armee zu hindern, und werde den Krieg nicht anders als im Innern seines Landes beginnen. Zum vierten Male überließ er seinen Freund einem unheimlichen Schicksale. Unterdessen hatte

Hardenberg versucht, ob in Paris ein Bündnis unter ehrenvollen Bedingungen zu erlangen sei; er bot ein Hilfskorps, gegen die Rückgabe von Glogau, gegen den Erlaß der Kontribution und die Erlaubnis zur Vermehrung des Heeres. Napoleon verwarf den Antrag; nicht als ein gleichberechtigter Bundesgenosse, sondern gebunden und gezwungen sollte ihm Preußen Heeresfolge leisten. Unheil also und Verderben, wohin man sich auch wenden mochte!

GEFÄHRLICHE KRIEGSBEGEISTERUNG

Da, im Augenblicke der höchsten Not, brach die heiße Leidenschaft der Kriegspartei in hellen Flammen aus. Hardenberg selbst trat auf die Seite Scharnhorsts, Gneisenau wurde in den Staatsrat berufen zur Leitung der Rüstungen, und so entstanden im Sommer 1811 jene grandiosen Pläne für eine Massenerhebung des preussischen Volkes — das Tollkühnste vielleicht, was moderne Staatsmänner je erdacht haben, ein unvergängliches Denkmal für die Seelengröße Scharnhorsts und seiner Freude. Wie man so dalag, dicht unter den Feuerschlünden der großen Armee, die mit jedem Tage anwuchs, traute man sich noch die Kraft zu, durch einen plötzlichen Aufstand dem übermächtigen Feinde zuvorkommen; in jedem Dorfe sollte der Pfarrer den Landsturm aufbieten, wer nur irgend die Waffen schwingen konnte, mußte mit heran. Bereits waren in aller Stille die Krümper einberufen, so viele man nur heranziehen konnte, ohne den Argwohn der Franzosen zu wecken; gegen Ende August standen fünfundsiebzigtausend Mann bereit. Die kommandierenden Generale in den Provinzen erhielten außerordentliche Vollmachten, um auf ein gegebenes Zeichen sofort loszuschlagen. Berlin war von Truppen fast ganz entblößt, von allen Seiten her zogen die Regimenter nach dem festen Lager bei Kolberg, wo Blücher befahl: dort und in Spandau sollte der Volkskrieg seinen Stützpunkt finden. Gneisenau jubelte: Die Welt soll erstaunen über unsere Kräfte! Wer den Hochherzigen in jenen Tagen sah, vergaß ihn nie mehr: ein Lichtstrom der Begeisterung schien von ihm aus-

zustrahlen. Seine Freunde dachten ihm den Oberbefehl in Schlesien, wo er jeden Busch und jeden Weg kannte, anzuvertrauen, und Clausewitz begrüßte ihn bereits in prophetischer Ahnung als den Marschall von Schlesien. Alle Glut und allen Adel seiner Seele hatte er in diesen Kriegsplänen niedergelegt; sein ganzes Wesen war im Aufruhr, als er sie dem Könige übergab mit einer poetischen Mahnung:

Trau' dem Glücke, trau' den Göttern,
Steig' trotz Wogendrang und Wettern
Kühn wie Cäsar in den Kahn!

Und doch waren diese heldenkühnen Pläne nichts als eine edle Verwirrung. Gneisenau selber sprach sich sein Urteil, wenn er bekannte, er habe nur noch den Mut des Curtius. Ein ruhmvoller Untergang, ein Untergang ohne jede absehbare Möglichkeit der Wiederaufstehung war Preußens sicheres Los, wenn man sich also kopfüber in den Kampf stürzte. Noch bevor der Volkskrieg recht in Zug kam, mußte Napoleon, der seine Augen überall hatte, das Land schon mit seinen Heersäulen überschwemmt haben, und wo bot diese offene bebaute Ebene einen Anhalt für einen spanischen Guerillakrieg? Es wurde die Rettung der Monarchie, daß Friedrich Wilhelm auch in dieser schweren Versuchung seine höchste Königspflicht nicht aus den Augen verlor und das Dasein des Staates nicht einer Aufwallung heroischer Gefühle opfern wollte. Er prüfte die Pläne nach seiner tiefen, gründlichen Weise und warf schon jetzt in seinen Randbemerkungen einige gute Gedanken hin, welche zwei Jahre später ins Leben treten sollten: so den ersten Entwurf für den Orden des eisernen Kreuzes. Vieles sah er allzu trübe; solchen Männern gegenüber fragte er kleinmütig, wo denn die Heerführer seien für einen Volkskrieg. Aber die Stärke Napoleons, die Schwäche des russischen Heeres schätzte er richtiger als die Generale, und seine an den geordneten Heeresdienst gewöhnten Märker kannte er zu gut, um sich viel von einer regellosen Volksbewegung zu versprechen. „Als Poesie gut“, hieß es in den Randglossen und wieder: „Wenn ein Prediger

erschossen ist, hat die Sache ein Ende.“ Der König war längst auf das Ärgste gefaßt: seine Wagenstanden wochenlang reisefertig im Schloßhofe, um den Monarchen bei der ersten verdächtigen Bewegung der nahen Franzosen nach Königsberg zu bringen. Wiederholt schrieb er an Alexander, wie gern er bereit sei, sein Heer bis zum Rhein zu führen; aber die Befreiung Deutschlands sei nur möglich, wenn die drei Ostmächte vereinigt den Kampf auf dem deutschen Kriegstheater eröffnen.

SCHARNHORST SUCHT BUNDESGENOSSEN

Im Oktober erschien Scharnhorst in tiefem Geheimnis zu Petersburg und erreichte durch seine geistige Überlegenheit wirklich ein kleines Zugeständnis. Alexander versprach, falls Napoleon preußische Gebiete besetze oder seine Streitkräfte an der Weichsel verstärke, das russische Hauptheer durch das Herzogtum Warschau gegen die Weichsel vorgehen zu lassen und zugleich zur Verteidigung Königsbergs ein Korps von zwölf Bataillonen nach Ostpreußen zu werfen. Durfte der König sich mit dieser kümmerlichen Zusage begnügen? Durfte er den Verzweiflungskampf beginnen in der äußersten Ostecke des Staates, auf demselben Schauplatze, wo der Krieg von 1807 jammervoll geendet hatte? Gleich darauf eilte Scharnhorst nach Wien; selbst der Gesandte Humboldt — so stark war Hardenbergs Mißtrauen — durfte nichts von seiner Ankunft erfahren. Metternich empfing den vertrauten Botschafter nicht unfreundlich. Der österreichische Minister behielt die Möglichkeit eines Bundes der drei Ostmächte immer im Auge, obgleich Kaiser Franz die militärischen Jakobiner in Berlin nicht weniger verabscheute als sein Schwiegersohn; doch er meinte den Zeitpunkt für eine Verschiebung der Allianzen noch nicht gekommen und dachte sehr niedrig von Alexanders Willenskraft. Unmöglich, ihm eine feste Zusage zu entreißen; selbst für den Fall der Vernichtung Preußens versprach er keinen Beistand. Seinem Kaiser aber erklärte er zur nämlichen Zeit (28. November) in einer geheimen Denkschrift: Österreich habe nur noch die Wahl zwischen der Neutralität und dem französischen

Bündnis; ziehe der Monarch den letzteren Weg vor, so möge er als Lohn für seine Kriegshilfe die Inngränze, Illyrien und Schlesien fordern, da die Auflösung des preußischen Staates doch fast unvermeidlich sei.

Auch England verweigerte wirksame Hilfe. Preußen forderte nur das Unerläßliche: Subsidien und eine Landung an der deutschen Küste. Die britische Regierung aber wollte noch immer nicht einsehen, daß die Entscheidung des Weltkampfes allein in Deutschland lag. Stolz auf ihre iberischen Erfolge, meinte sie genug zu tun durch die rüstige Fortführung des spanischen Krieges — wie ja bis zum heutigen Tage noch die Durchschnittsmeinung der Engländer dahin geht, daß Wellingtons spanische Siege das napoleonische Reich zertrümmert hätten. Dem bedrängten Berliner Hofe bot England nur eine Waffenlieferung, und trotzdem unterstand sich der welfische Staatsmann Graf Münster, bei Scharnhorst, Blücher und Gneisenau anzufragen, ob sie nicht gegen den Willen ihres Königs eine Schilderhebung wagen wollten! Die gedemütigte friderizianische Monarchie hatte alle Achtung in der Welt verloren; sie schien nur noch ein willenloser Trümmerhaufen, zählte gar nicht mehr mit in der Reihe der Mächte.

So stand man denn abermals allein. Eine Kriegserklärung in solcher Lage mußte den Staat vernichten, bevor noch ein russischer Säbel aus der Scheide fuhr. Was Wunder, daß nach alledem im Januar 1812 die französische Partei am preußischen Hofe sich wieder hervorwagte. Ihr Wortführer war Ancillon — der Hofpfaffe, wie Gneisenau ihn nannte — ein untertäniger, seichter Schönredner, feigherzig von Natur, immer zum kleinmütigsten Entschlusse geneigt. Der führte mit seiner widerlichen theologischen Salbung in breiter Denkschrift aus, daß Napoleon freundliche Absichten gegen die preußische Monarchie hege, denn sonst hätte er sie längst zerstört, und riet dringend zum Anschluß an Frankreich. Der König dachte anders. Nicht einen Augenblick glaubte er an die Großmut des Imperators; hatte er doch aus dem Schicksal des Oldenburger Herzogs soeben gelernt, daß selbst ein Bündnis keine Sicherheit bot gegen die Gewaltschläge dieses „Freundes“. Aber er sah die Lage,

wie sie war: Begann man den Krieg für Rußland und doch ohne russische Hilfe, so opferte man sich unfehlbar und völlig nutzlos; schloß man sich dem Verhaßten an, so wurde dem Staate freilich nur für ein Jahr das Dasein gefristet, jedoch ein Jahr war viel in so wilder Zeit, und vielleicht zeigte sich dann noch irgendein anderer Weg zur Rettung. Erschüttert, verzweifelt stand der unglückliche Fürst zwischen seinen teuersten Neigungen und dem Staatsinteresse. Noch einmal versuchte er einen Ausweg. Oberst Knesebeck, ein erklärter Anhänger der Friedenspartei, wurde nach Petersburg geschickt, um den Zaren zu beschwören, daß er einen Unterhändler nach Paris sende, diesen für Preußen auf jeden Fall verderblichen Krieg abzuwenden suche; komme es zum Schlagen, so sei der König nicht in der Lage, sich dem französischen Bündnis zu entziehen. Auch dieser letzte Versuch ratloser Verlegenheit schlug fehl. Alexander konnte nur erwidern: er wünsche den Frieden so aufrichtig wie der König; doch im Notfalle wolle er sich tapfer verteidigen „gegen einen zugleich ungerechten und grundlosen, nur durch den unersättlichen Ehrgeiz Napoleons herbeigeführten Angriff“. Nunmehr war die Allianz mit Napoleon unvermeidlich.

DAS GEFÄHRLICHE BÜNDNIS

Der Imperator hatte unterdessen seinen Beschluß gefaßt. Um den russischen Krieg ohne Aufenthalt so gleich am Njemen eröffnen zu können, hielt er es doch für geraten, sich vorläufig mit der friedlichen Unterwerfung Preußens zu begnügen. Die preußischen Rüstungen waren, auf seine Drohung, schon im Herbst teilweise eingestellt worden; jetzt hatte er an dreihunderttausend Mann dicht an den Grenzen des Staates stehen. Noch bevor die Verhandlung zum Abschluß kam, streiften französische Truppen von Magdeburg und Schwedisch-Pommern aus in das preussische Gebiet hinüber; der Kommandant der Artillerie der großen Armee erhielt geheimen Befehl, die Belagerungsparks für Spandau, Kolberg und Graudenz bereitzuhalten. Der König war verloren, wenn er nicht

unterschrieb. So kam der Bundesvertrag vom 24. Februar 1812 zustande. Preußen stellte ein Hilfskorps von zwanzigtausend Mann, die Hälfte seines Heeres verschwand als siebenundzwanzigste Division in den Massen der großen Armee; was übrigblieb, genügte kaum, die Festungen zu besetzen, da der König sich ausdrücklich verpflichten mußte, den Bestand seiner Truppen nicht zu vermehren. Das ganze Land, außer Oberschlesien und Breslau, stand den Heersäulen Napoleons zum Durchmarsch offen und hatte für ihren Unterhalt zu sorgen. Und für alle diese neuen Opfer nur das Versprechen, daß die Verpflegungskosten späterhin vergütet und der rückständige Rest der Kontribution darauf angerechnet werden sollte! Die besetzten Festungen blieben nach wie vor in Napoleons Händen; selbst die Hauptstadt mußte den Franzosen eingeräumt werden, da Napoleon einen Aufstand des Berliner Pöbels fürchtete. Nur Potsdam blieb frei; dort hauste jetzt der König, von wenigen hundert Mann seiner Garde umgeben; doch ließ er sich nicht abhalten, zuweilen in Berlin mitten unter den Truppen Napoleons zu erscheinen. In einem verzweifelten Briefe zeigte Friedrich Wilhelm dem russischen Freunde seinen Entschluß an: da Rußland jede tätige und schnelle Hilfe verweigere, so dürfe er nur noch an die Rettung seiner Monarchie denken; er bleibe jedoch im Herzen der Freund und Bundesgenosse Alexanders und hoffe, sie würden beide den Krieg in diesem Sinne führen. Gleich darauf schloß sich auch Österreich den Franzosen an, freiwillig und unter weit günstigeren Bedingungen: ihm wurde die Wiedererwerbung der illyrischen Provinzen in Aussicht gestellt, falls Galizien mit dem wiederhergestellten Polen vereinigt werden sollte.

Also war der gesamte Kontinent zum Kriege gegen das Zarenreich verbunden, und verheerend ergoß sich die große Armee über Preußens Gefilde — an sechshundertfünfzigtausend Mann, das gewaltigste Heer, das die Welt seit den Tagen des Xerxes gesehen. Die beste Kraft der europäischen Jugend vom Ebro bis zur Elbe, von Tarent bis zur Nordsee stand in Waffen. Keine Rede mehr von den Verträgen. Wider die Abrede wurden auch

Pillau und Spandau — die Zitadelle Berlins, wie Napoleon sagte — von den Franzosen besetzt. Was man irgend noch im Jahre 1807 zu rauben vergessen hatte oder was von Kriegsvorräten neu angeschafft war in diesen vier Jahren, fiel jetzt den durchziehenden Freunden in die Hände. Preußen verlor durch den Marsch der großen Armee noch mindestens hundertsechundvierzig Millionen Franken über den schuldigen Rest der Kontribution hinaus — eine Summe, die niemals vergütet wurde. Es war Napoleons Absicht, den gefährlichen Bundesgenossen in seinem Rücken gänzlich unschädlich zu machen; nötigenfalls konnte ein Handstreich auf Potsdam die Person des Königs in seine Gewalt bringen.

Entsetzlich, niederschmetternd war der Eindruck dieser Ereignisse in dem Kreise der preußischen Patrioten. Je höher im vorigen Sommer ihre Hoffnungen sich erhoben hatten, um so stürmischer wallte nun die Enttäuschung auf. Die Urheber der Rüstungen von 1811 konnten nach dem vollzogenen Systemwechsel selbstverständlich nicht mehr in ihren Stellen verbleiben. Blücher war schon im Herbst, auf Napoleons dringendes Verlangen, seines Kommandos enthoben worden, von dem Monarchen mit herzlichen Worten getröstet. Jetzt wurde auch Scharnhorst entlassen, behielt aber das Vertrauen des Königs nach wie vor. Gneisenau erhielt scheinbar den Abschied und reiste mit geheimen Aufträgen nach Österreich, Rußland, Schweden und England. Boyen und Clausewitz gingen nach Rußland. Der letztere richtete zum Abschied noch eine feurige Mahnung für die Zukunft an seinen Schüler, den jungen Kronprinzen, und legte das Programm der Kriegspartei nieder in seinen „Bekanntnissen“ — einer klassischen Denkschrift, die noch heute jedes deutsche Herz erzittern macht. Noch einmal versuchte er, stolz und groß, mit hinreißenden Worten, den Nachweis zu führen: Es müsse möglich sein, in diesem mißhandelten Lande siebenhundertfünfzigtausend Mann auf die Beine zu bringen, wenn man nur aller falschen Klugheit abschwöre und die dumpfe Erwartung der ungewissen Zukunft aufgebe. Niemals ist ein hochherziger Irrtum schöner und würdiger verteidigt worden.

Von den anderen Offizieren waren einzelne, wie der feurige hochgemute Graf Chasot, schon während der Wirren von 1809 ausgetreten; ihnen bot jetzt der Zar in seiner neugebildeten Deutschen Legion eine Freistatt. Andere Tapfere, wie Grolman, Oppen, die Gebrüder Hirschfeld, fochten in Spanien; sie dachten wie Gneisenau: „Die Welt scheidet sich in Feinde und Freunde Bonapartes, auf das Gebiet der Länder kommt es dabei weniger an als auf das der Grundsätze.“ Die ungeheure Mehrzahl des Offizierskorps aber gab ihrem Kriegsherrn einen Beweis deutscher Treue, der schwerer wog als manche glänzende Tat des Kriegsmutes. Kein Mann in diesen Reihen, der den Krieg für Napoleon nicht erwünschte: und doch sind nur einundzwanzig aktive Offiziere, darunter nur drei Stabsoffiziere, infolge der französischen Allianz freiwillig ausgeschieden, um zumeist in die deutsch-russische Legion einzutreten. Die anderen bezwangen ihren heißen Haß, und sie sollten dereinst noch Größeres vollbringen als jene Ungeduldigen. Es stand doch anders, als Gneisenau in seinem heiligen Eifer meinte. Der Krieg für das Recht der Nationen verlangte nationale Heere; die Bastardbildung der deutsch-russischen Legion blieb ein Gemisch aus edlen und gemeinen Elementen, sie hat weder im russischen noch im deutschen Kriege eine bedeutende Rolle gespielt. Der König nahm die Abschiedsgesuche sehr unwillig auf. Clausewitz und noch mehrere der Ausgeschiedenen konnten nachher nur mit Mühe den Wiedereintritt in die Armee erlangen; wie oft haben noch in späteren Jahren die Gegner der Reformpartei den Monarchen geflissentlich daran erinnert, daß einige der nächsten Freunde Scharnhorsts und Gneisenaus nicht bei der Fahne geblieben waren.

Napoleon hatte noch immer keine Ahnung von der ungeheuren Umstimmung des deutschen Volkes. Vergeblich warnten ihn Davoust und Rapp und selbst sein allzeit lustiger Bruder Jerome. Er erwiderte verächtlich: „Was soll denn zu fürchten sein von einem so maßvollen, so vernünftigen, so kalten, so duldsamen Volke, einem Volke, dem jede Ausschreitung so fern liegt, daß noch niemals einer meiner Soldaten während des Krieges ge-

mordet wurde?“ Graf Narbonne aber, der sich mitten im Gefolge des Imperators noch ein Gefühl für Recht und Scham bewahrt hatte, sagte voraus, diese gezwungene preußische Freundschaft könne nicht dauern; wie dürfe man Treue fordern von einem Bundesgenossen, den man in seiner eigenen Hauptstadt bewache? In der Tat blieb das herzliche Einvernehmen zwischen dem Könige und dem Zaren auch nach dem Februarvertrage ungestört. Alexander versagte sich's freilich nicht, in einem salbungsvollen Briefe das Betragen des preußischen Hofes, das doch von ihm selber verschuldet war, zu beklagen; indes ließ er dem Staatskanzler durch Graf Lieven vertraulich eröffnen, daß seine Freundschaft unwandelbar dauere. Beide Teile hofften auf die Zeit, da ihr natürliches Bündnis sich wieder schließen würde. Auch die Hofburg gab dem Petersburger Hofe beruhigende Erklärungen, sie stand jetzt im Kriege sogar freundlicher mit dem Zaren als vorher im Frieden, weil Alexander seine polnischen Pläne vorläufig aufgegeben hatte; die diplomatische Verbindung zwischen Wien und Petersburg wurde niemals gänzlich abgebrochen. Die beiden deutschen Höfe aber traten unter sich und mit England in lebhaften geheimen Verkehr.

NAPOLEON IN DRESDEN

Im Mai 1812 hielt der Nachfolger der Karolinger seinen dritten großen Hoftag auf deutschem Boden, glänzender noch als einst in Mainz und Erfurt. Während die Regimenter der großen Armee in unendlicher Reihe über die Elbbrücke zogen, versammelten sich Deutschlands Fürsten im Dresdner Schlosse um ihren Beherrscher: unter ihnen der vormals deutsche Kaiser und der Nachfolger des großen Friedrich. Wie tat es dem Plebejer wohl, die Nacken seiner hochgeborenen Diener recht wund zu reiben unter seinem Joche! Er spielte selber den Wirt im Hause seines sächsischen Vasallen, lud seinen kaiserlichen Schwiegervater täglich, den Hausherrn und den König von Preußen als Personen niederen Ranges nur einen Tag um den anderen zu Tisch; derweil der Herrscher tafelte, mußten die Herzöge von Weimar und

Koburg mit einem Schwarme deutscher Fürsten nebenan im Vorzimmer stehen. Ehrenhafte Franzosen nannten es selber eine mutwillige Beschimpfung, daß man dem Könige diese Reise zugemutet habe; der Imperator aber versagte seinem Gaste den üblichen Kanonensalut und redete den Eintretenden mit der Frage an: Sie sind Witwer? Friedrich Wilhelm war empört, er wußte nur allzu wohl, wer seiner Gemahlin das Herz gebrochen hatte; seinem Kronprinzen, der mit zugegen gewesen, blieb für das ganze Leben ein tiefer Abscheu gegen die Familie Bonaparte. Sogar die bedientenhafte Bevölkerung der schönen Elbstadt fühlte sich entrüstet über die grausame Roheit des Korsen und ehrte die stille Größe des Unglücks, wo immer der König von Preußen sich zeigte. Indessen saßen Hardenberg und Metternich in tiefem Vertrauen beisammen und schlossen gute Freundschaft, wenngleich die Absichten der beiden Mächte noch weit auseinandergingen. Die Vernichtung Napoleons wünschte Kaiser Franz seit der Vermählung seiner Tochter nicht mehr; nur zu einer Beschränkung der unerträglichen französischen Übermacht war Metternich bereit. So viel hatte der österreichische Staatsmann aus den furchtbaren Lehren der jüngsten Jahre doch gelernt, daß er eine mäßige Verstärkung der preußischen Macht, allerdings unter manchem stillen Vorbehalte, für wünschenswert ansah; und seit Preußen sich durch das französische Bündnis nochmals der Vernichtung entzogen hatte, begann er auch wieder an die Lebenskraft dieses Staates zu glauben. Die beiden Minister enthüllten einander gegenseitig ihre geheimen Beziehungen zu England, sie gelobten sich, den vertraulichen Verkehr, den sie seit Jahren pflegten, noch lebhafter als bisher fortzusetzen und in gutem Einvernehmen die Stunde zu erwarten, die ihnen eine Veränderung der Allianzen erlaubte.

Wann diese ersehnte Stunde schlagen würde, das lag freilich noch in tiefem Dunkel. Vorderhand konnte man nur auf irgendein unvorhergesehenes Ereignis, etwa auf den Tod Napoleons hoffen. An den Sieg Rußlands glaubten die Eingeweihten nicht. Es zeigte sich bald, wie leichtsinnig Alexander seine Kräfte überschätzt hatte. Er stellte nur etwa hundertfünfundsiebzigtausend

Mann gegen die dreifache Übermacht Napoleons ins Feld; erst beim Beginne des Feldzuges entschloß er sich, den Türkenkrieg zu beendigen und im Bukarester Frieden die Donauprovinzen größtenteils aufzugeben, dergestalt, daß seine Südmee erst spät in den Krieg eingreifen konnte. Bedeutende Generale hatte Rußland seit Suworows Tode kaum noch aufzuweisen, und wie man den wetterwendischen Zaren kannte, mußten die Höfe für wahrscheinlich halten, daß er nochmals, wie nach Austerlitz und Friedland, nach der ersten verlorenen Schlacht das Spiel verloren geben würde.

Das Volk dachte anders. Während des heißen letzten Sommers, der den edlen Elfer zeitigte, hatte ein prächtiger Komet mit seiner roten Flammenrute allnächtlich den Himmel erleuchtet. Die Massen wußten seitdem, daß Großes, Unerhörtes bevorstehe. Als nun das wilde fremde Kriegsvolk aus allerlei Landen durch die preussischen Dörfer strömte — die kleinen genügsamen braunen Spanier und die Hünengestalten der unersättlichen bayrischen Trinker, die langsamen Holländer und die behenden Fanfarons aus der Gaskogne — da schien dem kleinen Manne alles wie ein wüster Spuk; er meinte, dies tolle Wesen nehme ein schlimmes Ende, und er bestärkte sich in solchem Glauben, wenn er, Wut im Herzen, die zügellosen Horden hausen sah, wie sie in rasendem Übermute das frische Weißbrot haufenweis in den Kot traten, die vollen Flaschen an der Wand zerschmetterten. Die Politik der ideenlosen Eroberungslust entsittlicht auf die Dauer ihre eigenen Heere; die alte Mannszucht der napoleonischen Truppen war verschwunden, ein frecher, meisterloser Landsknechtssinn nahm überhand. Auch die alte fröhliche Siegeszuversicht war dahin. Der Soldat selbst begann des ewigen Schlachtens endlich satt zu werden, er fürchtete die Schneewüsten des Ostens; in den italienischen und deutschen Regimentern zeigte sich oft ein dumpfer Groll. Die Reiter klagten: in den früheren Kriegen hätten ihre Rosse beim Ausmarsch lustig gewiebert, heuer nicht.

Und seltsam, der naive Volksglaube urteilte diesmal richtiger als die Berechnung der Kabinette. Die Staats-

männer übersahen in ihren schwarzichtigen Erwartungen das eine, worauf alles ankam: daß Zar Alexander in diesem Kriege ausharren mußte. Die Nachrichten von dem Zuge der Heiden gegen das heilige Moskau brachten das ganze russische Volk in Aufruhr, und wenn unter dem Despotismus die sonst schlummernde öffentliche Meinung einmal erwacht, dann wirkt sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Alexander durfte nicht nachgeben, bei Verlust seines Thrones. Er wußte es; in diesen Tagen der Prüfung wurde der unstete Knabe zum Manne, soweit sein Charakter männlicher Tugenden fähig war. Wie der Efeu am Eichbaum klammerte er sich fest an dem eisernen Mute des Freiherrn vom Stein. Der große Deutsche eilte mit seinem getreuen Arndt nach Rußland und stand, eine Macht für sich selber, dem Zaren zur Seite, erfüllte ihn mit einem Hauche seiner eigenen Leidenschaft. Je näher die Gefahr sich heranwälzte, um so freudiger und zuversichtlicher hoben sich alle schneidigen und heldenhaften Kräfte seiner Seele: bis nach Kasan, bis nach Sibirien hinein wollte er den Kampf fortführen, denn dieser Krieg entschied über die Freiheit der Welt.

DER ZUG DER GROSZEN ARMEE

Eine tiefe Stille lagerte sich über Europa, als die letzten Kolonnen der großen Armee jenseits der russischen Grenze verschwanden. In Norddeutschland schwebte auf tausend Lippen die bange Frage, ob das Geschick nicht endlich den Himmelsstürmer ereilen werde. Wie ein fremder, greller Mißton klang in das erwartungsvolle Schweigen ein höfisches Gedicht Goethes auf Marie Luise; der Alte konnte sich in die verwandelte Zeit nicht finden und feierte den Cäsar, der soeben die Blüte der europäischen Männerkraft zur Schlachtbank führte, mit dem Verse: Der alles wollen kann, will auch den Frieden! Napoleon war fast ohne Aufenthalt durch Warschau gezogen; denn „die grenzenlose Zukunft vor mir gestattet mir nicht, in Polen auch nur eine Beiwacht zu halten.“ Er hatte sich bereits, wie Hardenberg bei Maret erfuhr, mit dem Plane beschäftigt,

seinen Bruder Jerome zum König von Polen zu erheben, und ließ es geschehen, daß eine General-Konföderation in Warschau die Wiederherstellung des Polenreichs ausrief. Feste Zusagen gab er dem unglücklichen Volke auch jetzt nicht, sondern wies seinen Botschafter in Warschau an, „die nationalen Bestrebungen zu ermuntern, ohne die liberalen zu erwecken“. Er stürmte vorwärts, aber schon bevor der Feind in Sicht kam, begann sich die Ordnung in dem Heere aufzulösen. Vornehmlich an ihrer Zuchtlosigkeit ist diese glänzende Armee zugrunde gegangen. Die von oben her anbefohlene Ausplünderung der preußischen Lande hatte die Truppen an den Raub gewöhnt. Der Soldat lebte in beständigem Kriege mit den Feldgendarmen, ein Gewölk von Marodeurs umschwärmte Flanken und Rücken des Heeres; nur die deutschen und die polnischen Regimenter hielten gut zusammen. Die früher so treffliche Armeeverwaltung zeigte sich durchwegs unredlich und nachlässig, der größte Teil der ungeheuren Vorräte ging schon auf dem Hinwege zugrunde. Als Napoleon in die altrussischen Lande eindrang, da ließ er, wie einst Karl XII. auf dem Zuge nach Poltawa, das von Parteien zerrissene Polen und das gründlich verwüstete Litauen in seinem Rücken.

Scharnhorst hatte dem Zaren geraten, den Krieg nach Partherweise zu führen, den unendlichen Raum als Waffe zu benutzen und den Feind tief in das öde Innere des weiten Reiches zu locken. Der russische Stolz verschmähte den weisen Rat, dem auch Gneisenau und alle bedeutenden preußischen Offiziere beistimmten. Der Zar hoffte vielmehr, der Feind werde sich an dem festen Lager von Drissa die Hörner einstoßen; das glänzende Beispiel von Torres Vedras blendete noch die Augen aller Welt. Nur das Gefühl der eigenen Schwäche nötigte die russische Heerführung, wider ihren Plan und Willen, zu beständigem Rückzuge. Indessen begannen die Bauern auf eigene Faust den Partherkrieg; sie erwarteten alles Gräßliche von dem heidnischen Feinde, flüchteten ihre Herden und Vorräte in die Wälder, gaben die wertlosen leeren Holzhütten preis, und wo ein Versprengter in ihre Hände fiel, schlugen sie ihn nieder wie einen tollen Hund.

Der Grimm des gläubigen Volkes wuchs noch, als die heilige Stadt Smolensk mit ihren Kirchen und Gnadenbildern nach blutigen Gefechten von den Feinden besetzt wurde. Weiter und weiter ging der Zug des Eroberers in das menschenleere Land hinein; mit jedem neuen Tage lichteten sich die Reihen seines Heeres. Die Leidenschaft der Massen zwang endlich den russischen Oberfeldherrn Kutusow, bei Borodino eine Schlacht um den Besitz von Moskau zu wagen; die Übermacht und die Tapferkeit der Truppen, vor allem der sächsischen Reiterei, schenkten dem Imperator den Sieg, den blutigsten, den er noch erfochten. Nochmals hoffte er, wie so oft schon, in der eroberten Hauptstadt den Frieden zu diktieren, und vergeudete, nachdem der Feldzug ohnehin allzu spät im Jahre begonnen worden, noch fünf unschätzbare Wochen durch fruchtlose Friedensverhandlungen. Währenddem tat der altrussische Fanatismus sein Ärgstes; der Brand von Moskau zeigte der Welt, wessen ein in seinen heiligsten Gefühlen beleidigtes halbbarbarisches Volk fähig ist. Bei der gräßlichen Plünderung der unglücklichen Stadt verlor das Heer seinen letzten sittlichen Halt. Der Eroberer sollte an seinen eigenen Truppen die Wahrheit seines oft wiederholten Ausspruchs erfahren, daß Tapferkeit nur die zweite, Manuszucht und Ausdauer die erste Tugend des Soldaten ist.

Als der Rückzug aus der verödeten Stadt unvermeidlich wurde, konnte sich Napoleons Hochmut — er selbst nannte es seine Seelengröße — nicht entschließen, die offene nördliche Straße einzuschlagen; so hätte er eingestanden, daß er vor dem russischen Heere, das südwärts von Moskau stand, zurückwich. Er gedachte vielmehr den Feind zu schlagen und sich den Rückzug auf der südlichen Straße zu erzwingen. Das übermütige Unternehmen mißlang; durch die Schlacht von Malo-Jaroslawetz wurde die große Armee wieder auf die mittlere Straße abgedrängt, welche sie beim Einmarsch benutzt hatte. Damit war ihr Untergang entschieden. Der Heuschreckenschwarm mußte denselben Weg zurück, den er schon bis auf den letzten Halm abgegrast. Die Witterung blieb noch eine Zeitlang leidlich, und auch als der Frost, ungewöhnlich spät, eintrat, ward die Kälte

kaum ärger als vor sechs Jahren in dem polnisch-ost-preußischen Feldzuge. Aber vor dem unglücklichen Heere lag die unermeßliche Schneewüste. Kein Dorf, keine Feuerstatt, so weit das Auge reichte; alle Vorräte verloren, alles Ansehen der Oberen vernichtet, dazu ringsum die schwärmenden Kosaken und in den Wäldern die erbitterten Bauern. Alles Elend, das nur irgend die Sterblichen heimsuchen kann, brach über die Unseligen herein; es war, als ob die Reiter der Apokalypse über die Schneefelder daherrasten. Nach dem greuelvollen Übergange über die Beresina löste sich jede Ordnung; in regellosen Haufen schleppten sich die armen Trümmer des stolzen Heeres, insgesamt kaum dreißigtausend Mann, dahin — wankende, hohlwangige Jammergestalten, viele blind und taub vor Kälte, mit wölfischem Hunger an jedem Aase nagend, waffenlos, in abenteuerlicher Vermummung — eine gräßliche Maskerade, wie das Volk in Deutschland spottete, „Trommeln ohne Trommelstock, Kürassier' im Weiberrock, so hat sie Gott geschlagen mit Roß und Mann und Wagen“. Aber auch der Sieger hatte durch Strapazen und Krankheiten den größten Teil seines Heeres verloren; kaum vierzigtausend Russen erreichten die Grenze, allesamt tief erschöpft und über weite Entfernungen zerstreut, völlig unfähig zum Kampfe gegen die frischen Truppen Napoleons, welche das preußische Gebiet besetzt hielten.

Die ersten unsicheren Nachrichten von der Katastrophe gelangten nach Dänemark, von da durch Dahlmann und seine deutschen Freunde ins innere Deutschland. Nachher erfuhr man, wie der Imperator, der allein mit Caulaincourt dem Heere vorauselte, am 12. Dezember in Glogau erschienen war, wie er dann in Dresden, gleichmütig einen Gassenhauer trällernd, seinem bestürzten Vasallen die Unheilsbotschaft mitgeteilt hatte. Am 17. Dezember brachte der Moniteur das neunundzwanzigste Bulletin mit der Nachricht: die große Armee sei vernichtet, die Gesundheit Sr. Majestät sei niemals besser gewesen. Tage darauf erschien der Imperator selbst in den Tuileries. Bald nachher überschritten die Spitzen des französischen Heeres die preußische Grenze. Mit einem heiligen Entsetzen betrachtete das Volk die lebendigen Zeugen des

geschlagenen Hochmuts, und von Millionen Lippen klang wie aus einem Munde der Ausruf: Das sind Gottes Gerichte!

KAMPF DEM TYRANNEN!

Die Stunde für Deutschlands Befreiung hatte geschlagen. Niemand erkannte dies früher als Stein, der den russischen Feldzug von Haus aus nur als Vorspiel der deutschen Erhebung betrachtete. Er stand während des Krieges an der Spitze des deutschen Komitees in Petersburg, betrieb die Ausrüstung der Deutschen Legion, die nach seinen Plänen den Kern des künftigen deutschen Heeres bilden sollte, und scheute sich nicht, unter den Rheinbundstruppen Aufrufe verbreiten zu lassen, die sie zur Fahnenflucht verleiten sollten. Was galten ihm auch die Eide, die den Sklaven des Zwingherrn geschworen waren? Zugleich schrieb der tapfere Arndt seinen Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, ein köstliches Volksbuch, das in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, mit seiner einfältigen Wahrhaftigkeit, seiner frommen biblischen Sprache das gläubige Geschlecht im Innersten erschüttert: Denn wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Übermut steuert, tut Gottes Dienst; das ist der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das ist das Blut, dessen Tropfen Gott im Himmel zählt!

Bei Hofe kam man dem deutschen Freiherrn vom Stein anfangs mit Mißtrauen entgegen; doch wie er nun vom ersten Augenblicke an die Niederlage des Feindes unbeirrt voraussagte und in seiner Herzensfreude über die Treue, den Opfermut die religiöse Begeisterung des russischen Volkes immer froher und liebenswürdiger wurde, da flogen ihm alle edlen Herzen zu, und vor allen die Frauen empfanden die natürliche Verwandtschaft, welche das sichere Gefühl des Weibes mit dem Genius verbindet.

Lange bevor der Untergang der großen Armee sich entschied, schon im September, entwarf er Pläne für Deutschlands künftige Verfassung — das Idealste und Verwegenste, was je zuvor über deutsche Politik gedacht

worden. Und dies bildet, nächst seiner Teilnahme an der Umgestaltung Preußens und der Befreiung Europas, das dritte welthistorische Verdienst des Mannes: Er hat früher und schärfer als irgendein Staatsmann die Einheit Deutschlands, ohne Phrasen und Vorbehalte, als das höchste Ziel deutscher Staatskunst aufgestellt. Wer ihm von Schonung der althergebrachten Zersplitterung redete, dem erwiderte er: Einen solchen Zustand wiederherstellen ist gerade so, als wolle man darauf bestehen, daß ein toter Mann auf seinen Beinen stehen solle, weil er es tun konnte, solange er noch lebte. Jede Rücksicht auf die Dynastien schien ihm unwürdig: als ob es in Deutschland darauf ankäme, ob ein Mecklenburg oder Bayern existiere, und nicht, ob ein starkes, festes kampffähiges deutsches Volk ruhmvoll im Krieg und Frieden dastehe; sollte dieser Krieg dahin führen, daß die alten Streitigkeiten der deutschen Montecchi und Capuletti wieder auflebten, dann wäre der große Kampf mit einem Possenspiele beendet! Sein Ziel war „die Einheit und, ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Übergang“. Jetzt, da der gesamte Länderbestand Europas ins Wanken kam, meinte er selbst das Höchste erreichbar; eine große Monarchie von der Weichsel bis zur Maas, ebenso Italien zu einer geschlossenen Masse verbunden — ganz Mitteleuropa zurückgeführt in einen Zustand „der Kraft und Widerstandsfähigkeit“. Sei dies nicht möglich, so solle man Deutschland nach dem Laufe des Mains zwischen Österreich und Preußen teilen, die Rheinbundfürsten als betitelte Sklaven und Untervögte des Eroberers behandeln, auch die von Napoleon verjagten Fürsten nicht wieder einsetzen. Könne man auch dies nicht erreichen, so bleibe als letzter Ausweg, daß man jedem der beiden „verfassungsmäßigen Königreiche“ Österreich und Preußen einige Kleinstaaten als Vasallen unterordne, etwa Bayern, Württemberg, Baden mit geschmälertem Gebiete der südlichen, Hannover, Hessen, Oldenburg, Braunschweig der nördlichen Macht.

Wohl oder übel suchte er also seine unitarischen Wünsche mit den Ideen des Bartensteiner Vertrags in Einklang zu bringen. Auf jeden Fall sollte der Befreiungskrieg mit radikaler Kühnheit geführt, das eroberte deut-

sche Land als herrenloses Gut vorläufig von einem Verwaltungsrate der Verbündeten regiert werden. Unter den Verbündeten dachte er sich zunächst Rußland, Österreich und England; ihnen komme es zu, das zaudernde Preußen mit sich fortzureißen. So tief war sein Widerwille gegen die listenreiche Politik Hardenbergs. Die zwingenden Gründe, welche das Verhalten des Königs in den Jahren 1809 und 1811 bestimmt hatten, wollte der Erzürnte niemals gelten lassen, und obwohl die feurigen Patrioten, die ihn in Petersburg umgaben, allesamt Norddeutsche waren, so glaubte er noch immer nicht recht an die kriegerische Leidenschaft dieser kalten und langsamen Stämme.

Gleichviel, welcher Teil des Vaterlandes sich zuerst erhöhe — daß der Krieg wie ein reißender Strom über die deutschen Grenzen hineinfluten müsse, verstand sich dem Reichsritter von selber. Für diesen Gedanken suchte er den Zaren zu gewinnen, und er fand leichtes Spiel. Alexander war in tiefster Seele erschüttert; in dem Rausche des Sieges traten alle edlen und phantastischen Züge seiner Natur zutage. Vor kurzem noch hatte er die ungeheure Last der Sorge kaum zu tragen vermocht, die Nachricht von dem Brande von Moskau hatte sein Haar in einer Nacht gebleicht. Nun war Rußland befreit wie durch ein Wunder des Himmels, nun fühlte er sich ausgewählt durch Gottes Gnade, als ein Heiland der Welt die geknechtete Erde von ihrem Joche zu erlösen; nichts billiger darum als ein reicher Lohn für den Weltbefreier. Sofort nahm er seine polnischen Pläne wieder auf, doch in aller Stille; sein deutscher Ratgeber erfuhr kein Wort davon. Die Befreiung Deutschlands sollte dem Zaren die Krone der Jagellonen bringen; die Interessen der Menschheit stimmten wieder einmal ganz wundersam mit den dynastischen Wünschen des Hauses Gottorp überein! Schon im November war Alexander so gut wie entschlossen, seine Waffen nach Deutschland zu tragen. Der Kanzler Rumjanzow, der die Politik der freien Hand vertrat, verlor allen Einfluß; der deutsche Freiherr behauptete sich in der Gunst des Zaren und zeigte bereits in einer Denkschrift der russischen Regierung die Mittel, welche ihr nachher ermöglichten, vierzig Mil-

lionen Rubel Papiergeld in Deutschland umzusetzen und also den Krieg fortzuführen.

Wunderbar doch, wie sicher der große Patriot den springenden Punkt in der Lage der Welt — die Nothwendigkeit der deutschen Schilderhebung — herausfand, und wie gröblich er sich in allem einzelnen irrte. Er kannte weder die Schwäche der russischen Streitkräfte, noch die bedachtsame Ängstlichkeit des Wiener Hofes, weder die Unfähigkeit des englischen Torykabinetts, noch den stumpfen Partikularismus der Völkchen in den deutschen Kleinstaaten, die nirgends daran dachten, sich wider den Willen ihrer Dynastien zu erheben. Doch am allerwenigsten kannte er den heiligen Zorn, der in den Herzen der Preußen kochte, und die stillen Hoffnungen, womit ihr König sich trug; ebendieser Staat, den der Freiherr sich nur im Schlepptau der anderen Mächte denken konnte, sollte den Anstoß geben zu dem europäischen Kriege. Hardenberg hatte sich während des Sommers bemüht, das Einverständnis mit Österreich zu befestigen und deshalb im September den Flügeladjutanten von Natzmer nach Wien gesendet. Der Bevollmächtigte fand in Wien eine überaus freundliche Aufnahme. In seinem Antwortschreiben beteuerte Metternich mit Wärme, er vermöge die Interessen der beiden Staaten nicht voneinander zu trennen; greifbare Versprechungen gab er jedoch nicht. Als nun der Krieg sich in die Länge zog, da begann der König zu hoffen, daß sein russischer Freund diesmal endlich ausharren würde; schon am 29. Oktober, noch ehe die Nachricht von dem Moskauer Brande eingetroffen war, erklärte er sich bereit zu einem Wechsel des politischen Systems, aber nur im Bunde mit Österreich. Neue vertrauliche Anfragen in Wien hatten geringen Erfolg. Die Hofburg behauptete noch die gleiche Haltung wie in der Krisis von 1811: sie hatte nichts dawider, wenn Preußen sein Glück versuchte, wollte aber selber aus ihrer so viel besser gesicherten Position nicht heraustreten. Gewaltigen Eindruck hinterließ in Berlin wie überall die unglaubliche Nachricht von der Verschwörung des Generals Mallet: wie dieser Tollkopf durch das Märchen von Napoleons Tode die höchsten Behörden überrumpelt und während

einiger Stunden Paris beherrscht hatte. So morsch war schon der Grund, auf dem das Weltreich fußte! Dann kam die Kunde von Napoleons Rückkehr, bald darauf (16. Dezember) aus Dresden ein Schreiben des Flüchtlings an den König, das unbefangen, als sei gar kein Zweifel möglich, die Verstärkung des preußischen Hilfskorps verlangte: kein Wort von Entschädigung, kein Wort über die Bezahlung der preußischen Lieferungen vom letzten Frühjahr! Der Imperator meinte Preußen genugsam gefesselt und versah sich keiner Weigerung. In der Tat überschätzte Hardenberg die Bedeutung der russischen Katastrophe nicht. Er begriff, daß Napoleons unritterliche Flucht politisch ebenso wohlerwogen war wie einst sein heimlicher Abzug aus Ägypten; er wußte, was dieser eine Mann bedeutete, und sah voraus, daß der Imperator in kurzem mit einem gewaltigen Heere zurückkehren würde.

ENTSCHLUSZ ZUR ERHEBUNG

Der sofortige offene Abfall war unmöglich, nicht bloß, weil die Gewissenhaftigkeit des Königs selbst einen erzwungenen Bund nicht ohne stichhaltige völkerrechtliche Gründe auflösen wollte, sondern auch, weil die französischen Streitkräfte in den Marken vollauf genügten, eine plötzliche Erhebung im Keime zu ersticken. Dagegen waren alle tüchtigen Männer am Hofe darüber einig, daß die Gunst des Glücks benutzt, der Anschluß an Rußland und Österreich sofort vorbereitet werden müsse. Der bedächtige konservative Kabinettsrat Albrecht erklärte schon am 17. Dezember in einer Denkschrift, welche der Monarch vollständig billigte: jetzt oder niemals müsse durch die Erhebung der drei Ostmächte das unerträgliche fremde Joch abgeschüttelt werden, wenn man nicht „für die gegenwärtige Generation, vielleicht für immer, auf Selbständigkeit verzichten“ wolle. Auch Knessebeck, der Mann des Friedens, mahnte jetzt hochpathetisch: „Es ist Zeit!“ und selbst der schrofte Junker Marwitz eilte ungeladen zu seinem Todfeinde Hardenberg, stellte sich ihm zur Verfügung.

Der König brauchte noch lange Zeit, bis er die einzige

Größe dieser Tage ganz begriff. Unentschlossen von Natur, tief niedergebeugt durch die Leiden der letzten Jahre, noch ohne herzhaftes Vertrauen zu seinem Volke, wußte er auch noch nicht, wie gänzlich die Gesinnung seines russischen Freundes, der ihn einst so preisgegeben, schon verwandelt war. Nur im Bunde mit Österreich und gedeckt durch sichere diplomatische Verträge wollte er das Ungeheuerere wagen. Hardenberg sah von vornherein weiter; er sprach sofort aus: Nötigenfalls müsse man auch ohne Österreichs Hilfe schlagen, da diese Macht zum mindesten nicht feindlich auftreten würde. Am zweiten Weihnachtstage legte der Staatskanzler sein Programm vor: Er riet, sofort zu rüsten, im Angesichte des Feindes und darum dem Scheine nach zu Frankreichs Gunsten. „Es ist von der äußersten Wichtigkeit“ — so schrieb er — „vorerst die größte Anhänglichkeit an Napoleons System und Allianz zu zeigen und allen unseren Maßregeln die Gestalt zu geben, als ob sie für Frankreich geschähen, daher auch die Konzentration und Vermehrung unserer Streitkräfte als eine Folge der französischen Anforderungen darzustellen und herauszuheben sein wird.“ Sein Plan war, daß Österreich und Preußen als bewaffnete Vermittler zwischen die kriegführenden Mächte treten sollten; lehnte Napoleons Hochmut, wie vorauszusehen, die Bedingungen der Vermittler ab, so war der Rechtsgrund zum Kriege gegeben. Mittlerweile solle sich der König in das sichere Schlesien begeben und von dort aus zur rechten Zeit sein Volk unter die Waffen rufen. Der König genehmigte alles. Wo der neue Feldzug beginnen würde, das ließ sich freilich im Augenblicke noch nicht ahnen; der Staatskanzler meinte: am Rhein, der König: in Polen und Litauen. „Schlagen muß man und vernichten“ — so lautete Friedrich Wilhelms Ansicht — „das aber geschieht zuverlässiger im Norden als am Rhein, bis wohin Rußlands Macht nie mit ganzer Kraft kommen kann und beinahe nicht kommen darf.“ Als dies unheimliche Jahr im Sterben lag, rief man in Berlin bereits die Beurlaubten ein, befahl die Bildung von Reservebataillonen und entwarf die Instruktion für Knessebeck, der als Unterhändler nach Wien gehen sollte. Das Eis war gebrochen, und die

entfesselten Fluten des Völkerzornes brausten bald so gewaltig dahin, daß die Krone nicht mehr zurückweichen konnte. Bange Wochen vergingen noch, bis man vor dem überlisteten Feinde das Visier aufschlagen durfte, und noch manche schwache Stunde des Zauderns, des Zweifels und des Schwankens mußte überstanden werden; doch weder der König noch sein Kanzler ist dem einmal ergriffenen rettenden Gedanken je wieder ganz untreu geworden.

YORCK

Den Massen des Volkes, die mit wachsender Ungeduld den Ruf des Königs erharren, blieb dieser Umschwung der preußischen Politik natürlich verborgen. Ein Glück daher, daß von anderer Seite her eine Tat gewagt wurde, die dem Volke wie ein weithin leuchtendes Signal verkündete, die Zeit des Harrens sei zu Ende. Die Notwendigkeit der großen Wandlungen des historischen Lebens erschien dann am anschaulichsten, wenn sie durch widerwillige Werkzeuge vollgestreckt werden. Wer hätte auch nur für denkbar gehalten, daß General Yorck, der Befehlshaber des preußischen Hilfskorps, jemals an seinem Fahneneide deuteln könnte? Vor langen Jahren war der Jüngling einst wegen Ungehorsams aus der friderizianischen Armee entlassen worden; als er dann nach langen abenteuerlichen Fahrten gereift und gesetzt wieder eintrat, erschien er den Soldaten wie der gestrenge Geist der altpreußischen Mannszucht. Der Mannschaft klopfte das Herz, wenn die hagere straffe Gestalt des alten Isegrimm mit der drohenden Falte über der Adlernase auf dem Braunen daherritt. Kein Fehler entging den harten, stechenden, grauen Augen; jedes Schimpfwort ließ sich leichter ertragen als der gemessene und doch so furchtbare, so tief demütigende Tadel von diesen stolzen, herrischen Lippen. Die Offiziere sagten wohl, er sei scharf wie gehacktes Eisen; sie errieten aus dem rastlos wechselnden Mienenspiele der finsternen Züge, wieviel Ehrgeiz, wieviel heiße Leidenschaft, durch eiserne Willenskraft mühsam gebändigt, in dem wortkargen, unliebenswürdigen Manne arbeitete. Die Truppen

vertrauten ihm unbedingt, denn sie kannten seine Tapferkeit und Umsicht aus den Kämpfen von Altenzaun und Lübeck, und sie wußten, wie eifrig der durch und durch praktische Offizier für Kleidung, Proviant und Quartiere seiner Leute sorgte. Wie in Marwitz die Standesgesinnungen des Landadels, so verkörperte sich in Yorck der schroffe Stolz des alten Offizierskorps; gegen die neumodischen Narrheiten der Reformer war ihm kein Hohn zu giftig. Er haßte die Franzosen, die ihm seine Fahnen entehrt und den stolzen Bau der altpreußischen Ordnung über den Haufen geworfen hatten, mit dem ganzen Ingrimme seiner vulkanischen Natur; doch für die Kameraden, die den Dienst des Königs verließen, um nach Rußland zu gehen, hatte er nur Worte herber Verachtung, sie waren ihm Verräther und Deserteure.

Die preußische Division gehörte während des Krieges zu dem Korps Macdonalds und rückte auf dem äußersten linken Flügel der großen Armee in die Ostseeprovinzen ein. So widerwillig die Truppen dem französischen Oberbefehle folgten, sie brannten vor Begier, jetzt unter den Augen der Sieger von Jena zu zeigen, was preußische Tapferkeit vermöge. Yorck durfte sich rühmen, daß seine Schar an kriegertischer Tüchtigkeit keinem anderen Korps der großen Armee nachstand, in fester Mannszucht alle übertraf; er hielt sie geschlossen zusammen, bewahrte sie vor jener Vermischung mit fremdem Kriegsvolk, die in den Heeren des Weltreichs grundsätzlich begünstigt wurde, und zeigte den Franzosen durch schroff abweisenden Stolz, daß sie nicht rheinbündnerische Vasallen, sondern das Hilfskorps eines freien Königs vor sich hätten. Die trübe, durch die jammervollen Erlebnisse dieser sechs Jahre verbitterte Stimmung der Truppen wich einem kräftigen, trotztgen Selbstgeföhle, als sie in dem glänzenden Treffen von Bauske und in vielen anderen rühmlichen Gefechten die alte friderizianische Kühnheit und zugleich ihre Gewandtheit in den Künsten der beweglichen neuen Taktik erprobt hatten. Die aus allen Waffengattungen gemischten Brigadeverbände bewährten sich ebenso trefflich wie die neuen Exerzierreglements vom Januar 1812. Yorck behauptete den Herbst über seine gefährliche

Position in Kurland; erst der Untergang des Hauptheeres nötigte auch den linken Flügel zum Rückzuge. Macdonalds Korps erhielt Befehl, die Trümmer der großen Armee im Rücken zu decken und den nachdrängenden Russen den Einmarsch nach Ostpreußen zu verbieten.

Schon seit Wochen hatten der schlaue Italiener Paullucci und andere russische Befehlshaber den preußischen General zum Übertritt zu bereden versucht. Immer vergeblich. Auch die patriotischen Aufrufe in dem Rigaer Zuschauer des wackeren Patrioten Garlieb Merkel ließen den Verächter der Literaten kalt. Aber dem scharfen Soldatenblicke Yorcks entging nicht, daß sein wohlgeordnetes kleines Korps — es mochte jetzt noch an dreizehntausend Mann zählen — nach der Katastrophe der Hauptarmee einen ganz ungeahnten Wert erlangte. Folgte er den Befehlen Macdonalds, so konnten die wenigen Russen, die weiter südlich schon in Ostpreußen eingedrungen waren, sich dort nicht halten, die Franzosen blieben stark genug, dem russischen Korps des Fürsten Wittgenstein die preußische Grenze zu sperren, und der russische Krieg endete nach menschlichem Ermessen mit einem nutzlosen Kosakenstreifzug am Njemen — freilich nur wenn das preußische Korps mit übermenschlicher Selbstverleugnung sich für seine gehaßten Bundesgenossen aufopferte. Schieden die Preußen aus dem Kriege aus, so drang das russische Heer über die deutsche Grenze hinüber, und der König — das ließ sich vermuten — ward fortgerissen zu dem großen Entschlusse, welchen Yorck seit Jahren ersahnte. Eine Welt von widersprechenden Gedanken stürmte auf den eisernen Mann ein; während der Schlacht kalt und sicher, war er vor dem Kampfe immer aufgereggt und schwarz-sichtig. Sollte er seine treuen Truppen, den Kern des preußischen Heeres, preisgeben für die Rettung des Todfeindes der Deutschen oder durch einen eigenmächtigen Schritt Thron und Leben seines Königs, der noch immer in der Gewalt der Fremden war, gefährden? Sollte er jetzt, in Ehren grau geworden, nochmals dem strengen Gesetze des Krieges den Gehorsam versagen, wie einst, da der vorwitzige Knabe aus der Armee ver-

jagt wurde, und sein Leben schimpflich auf dem Sandhaufen schließen — oder diese große Stunde des Gottesgerichts unbenützt vorüberstreichen lassen? Auf wiederholte Anfragen in Berlin kam nur die Erwiderung: Er möge nach den Umständen handeln — eine Antwort, die lediglich erraten ließ, daß der König sich an das französische Bündnis nicht für immer binden wolle.

Den Ausschlag gab ein Schreiben Alexanders vom 18. Dezember, das bestimmt versicherte, der Zar sei bereit, mit dem Könige ein Bündnis abzuschließen und die Waffen erst niederzulegen, wenn Preußen die Machtstellung vom Jahre 1805 wieder erreicht habe. Hier also des Königs alter Freund und die Aussicht auf Wiederherstellung des alten Ruhmes, dort der arge Feind, von dem Yorck wußte, daß er nur auf Preußens Vernichtung sann. Bewegt, wie ein Mann nur sein kann, kündete der General seinen Offizieren die gefaßte Entscheidung an: „So möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden.“ Mit hellem Jubel stimmten ihm die Getreuen zu. Am 30. Dezember traf Yorek in der Poscheruner Mühle bei Tauroggen mit den russischen Unterhändlern zusammen — es waren durchweg geborene Preußen, Diebitsch, Clausewitz, Friedrich Dohna — und unterzeichnete eine Konvention, kraft deren sein Korps in den Landstrich zwischen Memel und Tilsit zurückging, um dort die weiteren Befehle des Königs zu erwarten. Mehr wollte der pflichtgetreue Soldat nicht wagen. An dem Könige war es, die Verbindung mit Rußland zu befehlen. Ihm legte Yorck in einem Briefe, den er mit seinem Herzblute schrieb, seinen alten Kopf zu Füßen: „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. In dem Ausspruche Eurer Majestät liegt das Schicksal der Welt!“

Die Konvention von Tauroggen hat nicht, wie ihr kühner Urheber hoffte, den König fortgerissen zum Anschluß an Rußland; der Monarch hatte bereits, allerdings noch zaudernd, einen neuen Weg eingeschlagen. Sie kam sogar dem Staatskanzler sehr ungelegen, da sie ihn leicht nötigen konnte, sein fein berechnetes Spiel allzufrüh aufzudecken. Aber sie öffnete die deutschen

Grenzen den Russen, sie ermöglichte den Ostpreußen, sich für Deutschlands Befreiung zu erheben, sie gab den Massen zuerst die frohe Gewißheit, daß der Würfel gefallen sei. Als der Morgen des schlichtenreichsten Jahres dieser blutigen Zeit heraufgraute, erwachte überall, wo Friedrichs Adler wehten, die alte Waffenfreude der Germanen, und weithin über das preußische Land erklang der Weckruf des eisernen Yorck: Jetzt oder niemals!

IV.

DIE VOLKSERHEBUNG

NICHTS ist unheimlicher im Leben der Völker als das langsame Nachwirken der historischen Schuld. Wieviel schwere Arbeit war nun schon aufgewendet von den besten Männern des deutschen Nordens, um die Unterlassungssünden des unseligen Jahrzehntes vor 1806 zu sühnen. Fester denn je stand die alte Königstreue der Preußen, ein neuer freier Geist belebte das Heer und die Verwaltung; was aber in Friedrichs Tagen der schönste und eigentümlichste Vorzug der preußischen Politik gewesen, die stolze, freimütige Offenheit des Handelns blieb dem gedrückten Staate versagt. Als die Krone sich endlich anschickte, Gewalttat und Treubruch mit dem Schwerte abzuwehren, den wagnisvollen Kampf für die Herstellung Deutschlands und die Freiheit der Welt zu beginnen, da fand sie sich außerstande, das Gerechte und Notwendige mit Gradsinn und Würde zu tun. Sie war gezwungen zu einem zweizüngigen Spiele, das Tausende ehrlicher Gewissen beirrte und quälte, viele der Treuesten zu einem eigenmächtigen, für den Bestand der monarchischen Ordnung hochgefährlichen Vorgehen nötigte.

Zu Anfang des Jahres 1813 standen etwa vierzigtausend Mann napoleonischer Truppen in Ostpreußen, zehntausend in Polen, siebzigtausend in den Festungen der Weichsel- und Oderlinie; die Marken nebst den Übergängen über die Oder hielt Augereau mit dem noch ganz unberührten elften Armeekorps, mehr als zwanzig-

tausend Mann, besetzt, und täglich trafen frische Zuzüge aus dem Westen ein, also daß die Garnison von Berlin allein bald auf vierundzwanzigtausend Mann stieg. Genug, übergenuß, um die schwache, an vier weit entlegenen Stellen verteilte preußische Armee in Schranken zu halten. Das gelichtete Korps Yorcks überschritt soeben die litauische Grenze, an der Weichsel bildete Bülow ein Reservekorps, um Kolberg befehligte General Borstell die pommerschen Regimenter, während eine vierte Abteilung, die nachher unter Blüchers Befehle gestellt wurde, sich in Schlesien versammelte. Als die jammervollen Trümmer der großen Armee ins Land kamen, wurde der König von manchen Heißspornen mit Bitten bestürmt, er möge gestatten, daß man sich nach Spanierart auf diese Flüchtlinge stürze. Friedrich Wilhelm versagte die Erlaubnis. Das Volk gehorchte schweigend, obgleich die hastigen Neuerungen des Staatskanzlers viel Unwillen, gerechten und ungerechten, gegen die Regierung hervorgerufen hatten, und so geschah, was der Barmherzigkeit und dem gesetzlichen Sinne jenes tapferen Geschlechts gleichmäßig zur Ehre gereicht: diese Scharen wehrloser, tödlich gehaßter Feinde zogen sicher ihres Wegs durch das preußische Land. Da und dort lärmte der Pöbel in wüster Schadenfreude, die Schuljugend ließ sich's nicht nehmen, die Flüchtlinge durch den Schreckensruf „Kosak“ aus der Rast aufzuscheuchen. Es geschah wohl, daß rheinbündischen Offizieren das rote Band von der Brust gerissen wurde; diese Landesverräter haßte das Volk noch grimmiger als die Franzosen selber. Die Masse der Unglücklichen blieb unbelästigt, fand in preußischen Häusern Obdach und Pflege; sie waren doch noch unsere Bundesgenossen. Der Anblick des grauenhaften Elends erschütterte selbst rohe Gemüter; den kleinen Leuten schien es sündlich, sich hinterrücks an denen zu vergreifen, die Gott selbst geschlagen. Unter den Tausenden, die also entkamen, war die große Mehrzahl der Generale und Obersten des Imperators; die deutsche Gutherzigkeit rettete ihm seine Heerführer. Was aber bestimmte die Haltung des Königs? Wahrlich nicht allein seine peinliche Gewissenhaftigkeit, die selbst den heiligen Kampf der Notwehr nicht ohne unanfechtbaren Rechtsgrund

beginnen mochte, sondern die richtige Erkenntnis der militärischen Lage. Ein vorzeitiger Losbruch ungeordneter Massen war das sichere Verderben des Staates. Es galt, unter den Augen des Feindes das ihn schlagen sollte, erst zu schaffen, den Bestand der Streitkräfte zu versechsfachen und unterdessen die Allianz mit den beiden anderen Ostmächten abzuschließen. Alles dies ward nur möglich durch die Mittel der Arglist, welche der erfinderische Kopf des Staatskanzlers angab. Er spielte den treuen Verbündeten Napoleons, versicherte beharrlich, daß seine Rüstungen für die Fortführung des russischen Krieges bestimmt seien.

Aber selbst wenn die geheimen Verhandlungen günstigen Fortgang nahmen und eine Koalition der sämtlichen alten Mächte zustande kam, so blieb Preußens politische Lage noch immer sehr nachteilig, fast verzweifelt. Gewiß bedurfte Rußland der preußischen Hilfe. Denn hielt der König bei dem französischen Bunde aus, so wurde die schwache schlechtgerüstete Armee des Zaren von dem zurückkehrenden Napoleon unzweifelhaft mit zermalmender Übermacht vernichtet, bevor der Nachschub aus dem fernen Osten herankommen konnte; der Eroberer, gewitzigt durch das Unglück des vergangenen Winters, hätte sicherlich nicht zum zweiten Male den abenteuerlichen Zug in das Innere des weiten Reiches gewagt, sondern sich begnügt, die Ostseeprovinzen und die polnisch-litauischen Lande von dem Zarenreiche abzureißen. Trotzdem standen die Aussichten für die alten Mächte sehr ungleich. Rußland und England hatten während der jüngsten Jahrzehnte ihre Macht erheblich vergrößert: jenes in Polen und Finnland, dieses in den französisch-holländischen Kolonien; auch Österreich war trotz schwerer Verluste doch noch im Besitze seiner Großmachtstellung. Mißlang das Werk der Befreiung, so stand für England gar nichts, für Rußland und Österreich nur ein Gebietsverlust zu befürchten. Für den Fall des Sieges aber mußte England durch transatlantische Gebiete, Rußland durch polnische Landstriche, Österreich durch die Wiederherstellung und Vergrößerung seiner adriatischen Machtstellung entschädigt werden. Das lag in der Natur der Dinge, die gesamte diplomatische Welt war dar-

über einverstanden, und alle drei Mächte durften, dank ihrer geographischen Stellung, darauf zählen, daß ihnen niemand diesen Siegespreis entriß, falls das Weltreich unterging. Für Preußen dagegen war dieser Krieg ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Siegte Napoleon, so wurden die in Tilsit nur vertragten Vernichtungspläne unfehlbar durchgeführt. Siegte der preußische Staat, so war er gezwungen, einen unverhältnismäßig größeren Lohn zu fordern als seine Verbündeten; er mußte die verlorene Hälfte seines Gebietes und den Wiedereintritt in die Reihe der großen Mächte verlangen. Der Kampf um die Befreiung der Welt blieb doch in erster Linie ein Kampf um die Wiederaufrichtung Preußens. Seine entscheidenden Schlachten, das ließ sich voraussehen, mußten auf preußischem Boden geschlagen werden oder in jenen norddeutschen Landen, die zu Preußens Entschädigung dienen sollten; jede Scholle deutschen Landes, die der König für sich forderte, war erst durch gemeinsame Anstrengung zu erwerben, unterlag von Rechts wegen der Verfügung der Koalition. Der preußische Staat stand mithin in der denkbar ungünstigsten diplomatischen Stellung, in einer Lage, deren Nachteile weder der Mut des Heeres noch die Gewandtheit der Staatsmänner ganz ausgleichen konnte; er hatte den Preis seiner Anstrengung größtentheils zu erwarten von dem guten Willen jener Höfe, die nach ihren Interessen und Überlieferungen die Befestigung einer starken mitteleuropäischen Macht nicht wünschen konnten.

Doch was wogen solche Bedenken in diesem Augenblicke, da Deutschlands Zukunft auf dem Spiele stand? Schritt für Schritt, mit bewunderungswürdiger Umsicht näherte sich Hardenberg seinem zweifachen Ziele: der Verstärkung des Heeres und dem Abschluß der großen Allianz. Auf allen Landstraßen sah man die Scharen der Krümper zu ihren Regimentern ziehen; die treuen Männer ahnten dunkel, wem die Rüstung gelte. Den französischen Truppen ward beklommen zumute, wenn sie diesen sonderbaren Bundesgenossen auf dem Marsche begegneten; sie bemerkten wohl die grimmigen Blicke der Preußen und vernahmen die herausfordernden Klänge der deutschen Kriegsglieder. Die Aufregung stieg von Tag

zu Tage. Im Schloßhofe zu Königsberg wurde ein anmaßender französischer Gendarm unter den Augen des Königs von Neapel von preußischen Rekruten totesgeschlagen; zwei französische Offiziere, die sich einmischen wollten, mußten mit zerbrochenen Degen vor den Preußen fliehen, und Murat wagte nicht die Schuldigen zu bestrafen.

Am 2. Januar erhielt Knesebeck seine Instruktionen für die geheime Sendung an den Wiener Hof. Friedrich Wilhelm erklärte sich bereit Frankreich zu bekämpfen, aber auch Rußlands Herrschaft in Deutschland nicht zu dulden; darum solle Österreich als bewaffneter Vermittler auftreten, die Unabhängigkeit Deutschlands bis zum Rheine, die Vernichtung des Rheinbundes fordern und im Falle der Weigerung die Waffen gegen Napoleon ergreifen; der König selbst denke demnächst nach Schlesien zu gehen, wo er in Freiheit seine Entschlüsse fassen könne. Das befreite Deutschland müsse die einst in Bartenstein verabredete Verfassung erhalten: preußische Hegemonie im Norden, österreichische im Süden; ein Aufruf an die Italiener und die Neuordnung der Verhältnisse der Halbinsel blieben dem freien Ermessen der Hofburg überlassen. Zugleich wurde Scharnhorst, der seit seiner Entlassung in Schlesien lebte, über alles, was im Werke war, unterrichtet. Am nämlichen Tage traf die Nachricht von der Tauroggener Konvention in Potsdam ein. Sie war willkommen, weil man nunmehr das Yorcksche Korps aus der Gewalt der Franzosen befreit wußte, doch setzte sie zugleich den Staatskanzler in Verlegenheit, da Yorck allzufrüh „dem Fasse den Boden eingeschlagen“ hatte. Der König beschloß, den kühnen Schritt des Generals öffentlich zu mißbilligen, insgeheim zu genehmigen.

Fast noch wichtiger als die Nachricht von der Konvention selber erschien jenes Schreiben des Zaren an Paulucci vom 18. Dezember, welches Yorck dem Könige mitteilen ließ. Man war in Potsdam bisher über Alexanders Absichten, über den Vormarsch der Russen wie über die polnischen Verhältnisse ganz im unklaren geblieben. Jetzt endlich erfuhr der König, daß sein Freund in der Tat den Krieg auf deutschem Boden fortzusetzen

bereit sei, und sofort gab er der Instruktion für Knesebeck den Zusatz: Er werde sich für Rußland erklären, falls die Russen die Weichsel überschritten. Dann wurde der Flügeladjutant Major Natzmer zu Murat entsendet, um die Absetzung des eigenmächtigen Generals anzuzeigen und von da insgeheim zum Zaren zu reisen. Währenddem lebte Hardenberg mit den französischen Generälen und Diplomaten auf dem freundlichsten Fuße, gab Diner auf Diner, beteuerte inbrünstig seine Entzündung über Yorcks unerhörte Tat, wich mit verbindlichen Worten aus, als Graf Narbonne ihm eröffnete, der Imperator werde sich freuen, wenn der Kronprinz von Preußen mit einer Murat oder Beauharnais sich verheirate. Der Gesandte Krusemark in Paris mußte dringend mahnen an die Rückzahlung der von Preußen für den Durchmarsch der großen Armee geleisteten Vorschüsse; die Regierung berechnete die Summe sehr niedrig, auf vierundneunzig Millionen Franken. Um die Täuschung zu vollenden, benutzte Hardenberg noch einen verbrauchten Kunstgriff der alten Kabinettspolitik: Er sandte den unfähigsten seiner Diplomaten, den Fürsten Hatzfeldt, einen erklärten Franzosenfreund, der von den Absichten des Staatskanzlers nicht das mindeste ahnte, nach Paris, um die Tat Yorcks zu entschuldigen und nochmals an die Abzahlung der Vorschüsse zu erinnern. „Seine Sendung ist eine Maske“, so sagte Hardenberg selber.

NAPOLEONS NEUE PLÄNE

Bei einiger Kenntnis der preußischen Dinge konnte der Imperator schon aus der Persönlichkeit des Unterhändlers erraten, daß diese Sendung bestimmt war zu scheitern. Er aber hatte für das kleine Preußen kein Auge, sondern lebte und webte in den Entwürfen für einen zweiten russischen Feldzug. Während prunkende Feste in Fontainebleau die Welt über die wachsende Verstimmung des französischen Volkes täuschen sollten, wurde eine neue Aushebung von dreihundertfünfzigtausend Mann, im März nochmals eine Konskription von hundertachtzigtausend Mann angeordnet. Seit dem



J. D. L. Yorck von Wartenburg (1759—1830)

Jahre 1793 waren mehr denn drei Millionen Franzosen unter die Fahnen gerufen und die Mehrzahl davon im Kriege umgekommen; der Minister Montalivet aber beteuerte in einer schwungvollen parlamentarischen Prachtrede, die Konskription habe eine erfreuliche Vermehrung der Bevölkerung herbeigeführt. Der Imperator rechnete, im Frühjahr von Magdeburg aus den zweiten Krieg gegen Rußland zu eröffnen, die Sachsen auf dem rechten, die Preußen auf dem linken Flügel; im Juni sollte Danzig deblockiert, im August der Njemen abermals überschritten werden. Kein Gedanke an Nachgiebigkeit. Überall, so versicherte er seinem Schwiegervater, seien die Russen in offener Feldschlacht geschlagen worden; auch nicht ein Dorf von Warschau dürfe der Zar erhalten; nun gar die konstitutionellen Grenzen des Kaiserreichs, das Rom, Amsterdam und Hamburg zu seinen guten Städten zählte, blieben unantastbar für alle Zukunft! Seinen deutschen Vasallen gab er nochmals zu wissen, daß er für die Herrlichkeit des deutschen Partikularismus streite: sie hätten nicht bloß den auswärtigen Gegner zu bekämpfen, sondern einen gefährlicheren Feind — jenen Geist der Anarchie, welchen die Umsturz männer Stein und Genossen hegten; die Dynastien des Rheinbundes zu entthronen und ein sogenanntes Deutschland zu schaffen das sei das Ziel der deutschen Aufrührer.

Der preußischen Monarchie meinte er sicher zu sein, wo nicht ihrer Treue so doch ihrer Ohnmacht; noch im März schrieb er geringschätzig an Eugen Beauharnais, mehr als vierzigtausend Mann könnten die Preußen doch nicht aufbringen, und davon nur fünfundzwanzigtausend für das freie Feld. Er selber hatte zu Anfang des letzten Feldzuges die treffliche militärische Haltung des Yorckischen Korps bewundert; er war gewarnt, hundertmal gewarnt durch die rheinbündischen Diplomaten, er wußte, daß jene gefährlichen deutschen Aufrührer nirgends mächtiger waren als in Preußen, und doch wollte er nicht eingestehen, daß diese verhaßte Macht ihm je bedrohlich werden könne. Geflissentlich trug er seine Verachtung gegen Preußen zur Schau, als wolle er seine geheimen Sorgen übertäuben: „Die Preußen sind keine Nation, sie haben keinen nationalen Stolz, sie sind die Gascogner“⁹⁵

von Deutschland!“ Die einfachste Klugheit gebot ihm, den Bundesvertrag von 1812 gewissenhaft zu halten, der Krone Preußen keinen Vorwand zum Verlassen der erzwungenen Allianz zu bieten. Doch auf seiner einsamen Höhe hielt er es nicht mehr der Mühe wert, nach den Empfindungen derer, die sein Fuß zertrat, zu fragen. Auf alle Mahnungen der preußischen Unterhändler antwortete er mit leeren Reden, nicht einmal eine Prüfung ihrer Rechnungen konnten sie erreichen; und gleichzeitig erging an die Befehlshaber der Oderfestungen der vertragswidrige Befehl, daß sie sich alles, was sie brauchten, durch Requisitionen verschaffen sollten. Also tat der Imperator genau, was Friedrich Wilhelms Gewissenhaftigkeit insgeheim wünschte; er setzte sich ins Unrecht, er selber zerriß das Bündnis, und der König war nach Völkerrecht unzweifelhaft befugt, sich loszusagen von einem Vertrage, dessen Satzungen samt und sonders von dem anderen Teile mißachtet wurden.

ÖSTERREICHS HALTUNG

Auf Knesebecks Sendung baute Hardenberg stolze Hoffnungen. Während der König den Zaren im Herzen für seinen nächsten Freund ansah, erstrebte der Staatskanzler seit Jahren zunächst ein Bündnis der drei „deutschen“ Großmächte — denn auch England wurde wegen Hannover noch zu den deutschen Mächten gerechnet. Seine hochgespannten Erwartungen sollten gründlich getäuscht werden. Der sofortige Eintritt des Kaiserstaates in ein Kriegsbündnis war schon deshalb ganz außer Frage, weil Napoleon in solchem Falle sicher wieder die wohlbekannte Siegesstraße der Donau entlang eingeschlagen und bei dem elenden Zustande der Armee und der Finanzen Österreichs, rasch seinen dritten Einzug in die Kaiserstadt gehalten hätte. Eben dies wollte Kaiser Franz um jeden Preis verhindern. Von Natur friedfertig, ein Freund der sanften Mittel und der kleinen Ränke, fand Graf Metternich die Lage der Welt durchaus nicht reif für eine große Entscheidung. Wie sollte ein durchschlagender Erfolg erfochten werden — so äußerte sich Gentz — da alle Mächte des Festlandes tief ermattet

seien und auch Englands Kräfte durch die Hilfgeldzahlungen für einen europäischen Krieg leicht erschöpft werden könnten? Dazu die natürliche Angst vor der nationalen Leidenschaft der norddeutschen Patrioten. In Wien — dieser Ruhm wird der Nüchternheit der österreichischen Staatskunst verbleiben — in Wien ist seit den Tagen des Großen Kurfürsten bis zum Jahre 1866 nicht einen Augenblick der gutmütige Wahn gehegt worden, als ob die Verstärkung des norddeutschen Nebenbuhlers im Interesse Österreichs liege. Wenn man auch wünschte, daß Preußen wieder einigermaßen zu Kräften käme, eine selbständige, der Hofburg ebenbürtige Macht durfte sich im Norden nicht bilden — jetzt am allerwenigsten, da jeder neue Tag von der stürmischen Erregung des norddeutschen Volkes Kunde brachte, da der preußische Staat haltlos den dämonischen Mächten der Revolution verfallen, sein König nur „an der Seite“, nicht an der Spitze der Nation zu stehen schien. Darüber war Kaiser Franz mit seinem Schwiegersohne durchaus einverstanden, daß nur Aufrührerstifter ein sogenanntes Deutschland wollen könnten. Willig glaubte er alle Märchen der napoleonischen Polizei über das revolutionäre Treiben der preußischen Geheimbünde; noch im März bat sein Gesandter den König von Preußen, natürlich vergeblich, um Auflösung der geheimen Vereine. Von der deutschen Gesinnung seines eigenen Volkes hatte er freilich wenig zu fürchten; der edle Rausch des Jahres 1809 kehrte niemals wieder, das Teutonentum der norddeutschen Dichter und Volksredner erregte bei den ermüdeten Wienern nur Spott und Hohn. Indes selbst die vereinzeltten Spuren patriotischen Sinnes waren dem Despoten unheimlich. Er vergaß es nicht, daß auch einige österreichische Offiziere in russischen Dienst getreten waren. Der gefährliche preußische Verschwörer Justus Gruner war längst auf die Festung geschafft worden, und als im Frühjahr Hans von Gagern mit einigen Patrioten in Vorarlberg und Tirol eine Volkserhebung vorzubereiten versuchte, griff der Kaiser sofort mit Verhaftungen und Ausweisungen ein.

Ein anderer leitender Gedanke der Hofburg war die Furcht vor Rußland. In späteren Jahren gestand Metter-

nich dem preußischen Staatskanzler: seit dem Augenblicke, da die napoleonische Macht ins Wanken gekommen, habe ihn vorwiegend die neue Sorge beschäftigt: „die Unmöglichkeit, zu verhindern, daß eine ungeheure Machtvergrößerung Rußlands das notwendige Ergebnis der Zertrümmerung des französischen Kolosses würde“. Und wie vorteilhaft war es doch andererseits, einen so mächtigen Schwiegersohn zu besitzen — einen so wohlgesinnten Mann, der die Revolution überwunden hatte und mit gleichem Abscheu wie Metternich von dem Jakobiner Stein redete! Auch persönliche Rücksichten spielten mit. Metternich war durch die französische Allianz ans Ruder gelangt; trat ein plötzlicher Wechsel des Systems ein, so mußte fast unvermeidlich sein Gegner Stadion die Leitung der Geschäfte übernehmen. Zudem wichen die Absichten der Hofburg für Deutschlands Zukunft sehr weit ab von den Gedanken des preußischen Staatskanzlers. Hardenberg nahm seine dualistischen⁹⁹ Pläne in vollem Ernst, wünschte für Österreich eine feste Stellung am Oberrhein, für Preußen am Mittel- und Niederrhein, damit also eine gemeinsame Verteidigung des künftigen Deutschen Bundes möglich würde. Und gewiß, war der Deutsche Bund mit Österreich, den jene Zeit erhoffte, überhaupt lebensfähig, so konnte er nur durch ein treues Einvernehmen der beiden führenden Staaten und durch eine ehrliche Abgrenzung ihrer Machtgebiete erhalten werden. Darum sind auch späterhin die Gedanken des friedlichen Dualismus am Berliner Hofe immer von neuem wieder aufgetaucht, solange man noch nicht gänzlich an dem Deutschen Bunde verzweifelte. Der Staatskanzler hatte diese Ideen während der letzten Jahre wiederholt seinem österreichischen Freunde ausgesprochen und schloß aus einigen hingeworfenen Worten halber Zutimmung leichtsinnig auf Metternichs volles Einverständnis. Die vertrauten Hannoveraner Ompteda und Hardenberg wußten jedoch sehr wohl, daß die Hofburg keineswegs gesonnen war, ihrem Nebenbuhler die Hegemonie in Norddeutschland zuzugestehen.

METTERNICHS POLITIK

Metternich erkannte, daß Österreich die durch eine ehrlose Politik verscherzte Kaiserkrone nicht wieder erlangen durfte. Ein erbliches Kaisertum der Lothringer hätte alle Mittelstaaten dem Hause Österreich verfeindet; eine Wahlkrone konnte, da die alten getreuen geistlichen Kurfürsten nicht mehr bestanden, vielleicht dereinst den Hohenzollern in die Hände fallen. Es galt also, durch kluge Schonung der dynastischen Interessen der Mittelstaaten den herrschenden Einfluß in Deutschland zu gewinnen. Darum verzichtete Metternich nicht nur auf Belgien, das in der Hofburg von jeher als ein sehr lästiges Besitztum gegolten hatte, sondern auch auf die Wiedererwerbung der vorderösterreichischen Lande. Durch diesen vorgeschobenen Posten hatte das Kaiserhaus einst die süddeutschen Höfe beständig bedroht und die Geängsteten bald in Preußens, bald in Frankreichs Arme gescheucht. Als ein wohlwollender *primus inter pares*⁹⁷ wollte Österreich fortan, wohl abgerundet an der Adria, mit den alten Feinden Bayern und Württemberg ehrlich Frieden halten und ihnen vor allem das köstlichste Gut, das sie der Gnade Napoleons verdankten, die Souveränität, sicherstellen. Einige Andeutungen dieser politischen Grundsätze gab Metternich schon in seinen Unterredungen mit Knessebeck; noch bestimmter erklärte er etwas später in einer Depesche an Lebzeltern (23. März), den Staaten des Rheinbundes müsse der Besitzstand, die Souveränität und die Unabhängigkeit vollständig gewahrt bleiben.

Aus alledem ergab sich mit Notwendigkeit, daß Metternich die augenblickliche Krisis benutzte, um „den großen Plan einer allgemeinen Pazifikation“⁹⁸ zu verwirklichen, wie Gentz in einem vertrauten Briefe an den Hospodar Karadja aussprach. Es gelang ihm während des Frühjahres, durch geheime Verhandlungen mit Rußland, das österreichische Hilfskorps, das noch an der Seite der Franzosen in Polen stand, in die Heimat zurückzuführen und sich von der französischen Allianz tatsächlich loszusagen. So stand Österreich frei, in beherrschender Flankenstellung, den kriegführenden Mächten zur Seite und konnte hoffen, durch seine Vermittlung

den Ausschlag zu geben. Während Metternich in Paris dringend zum Frieden mahnte, sprach er, dem preußischen Unterhändler gegenüber, ebenso warm für den Anschluß Preußens an Rußland; ja Knesebeck erhielt sogar ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers an den König mit auf den Weg, worin bestimmt erklärt war, der Übertritt Preußens zu den Russen werde das Vertrauen der Hofburg in keiner Weise erschüttern. Die Absicht war klar: wurde Rußland durch Preußens Zutritt verstärkt, so standen die Aussichten für den neuen Krieg annähernd gleich, und Österreich konnte mit seinen Friedensvorschlägen um so leichter durchdringen.

Der schlaue Rechner übersah nur eines: die sittlichen Mächte, die unversöhnlichen Gegensätze, welche über diesem Kampfe walteten; er würdigte weder Napoleons unbeugsamen Cäsarenstolz noch die Naturgewalt des nationalen Hasses, die in Preußen erwacht war. Seine Friedensmahnungen in Paris waren durchaus ernst gemeint, obgleich er sie dem Zaren gegenüber als eine Komödie darstellte, und nichts konnte ehrlicher sein als die Versicherung, welche Kaiser Franz späterhin dem Könige von Bayern gab: „Wenn Frankreich den Frieden gewollt hätte, so hätte es ihn haben können.“ Metternich hoffte noch lange den Krieg gänzlich zu verhindern und gab eine ausweichende Antwort, als Alexander am 12. Februar verlangte, Österreich solle seine Vermittlungsvorschläge nötigenfalls mit den Waffen aufrechterhalten. Indes blieb der Behutsame auch auf den unerwünschten Fall, daß der russisch-französische Krieg von neuem anhub, gefaßt; dann sollte Österreich seine wohlgeschonte Kraft aufsparen, bis die Kriegführenden durch ein schweres unentschiedenes Ringen erschöpft und für die Vorschläge des Vermittlers empfänglich wären. So wurde das alte Kaiserhaus vielleicht ohne alle Opfer, jedenfalls ohne unmittelbare Gefahr, wieder das Zünglein in der Waage Europas, der Friedensbringer und Vermittler des Weltteils; die Macht des kaiserlichen Schwiegersohns ward nicht vernichtet, sondern nur in gewisse Schranken zurückgewiesen, und die Führung in dem Bunde der souveränen deutschen Staaten fiel dem Hause Österreich von selber zu. Radetzky, der beste Kopf des kaiserlichen

Generalstabs, führte noch im März in einer militärischen Denkschrift aus, wie Österreich eine große Armee bereithalten müsse, um die Partei, welche sich seinen Vorschlägen widersetze, niederzuschlagen; ohne Liebe noch Haß stellte er sich über die Parteien und wagte nur die Vermutung, daß Frankreich der „mutmaßliche Gegner“ sein werde. — Genug, Knesebecks Sendung brachte nur einen halben Erfolg. Der begeisterte Verehrer der kaiserlichen Hochherzigkeit trug aus der Hofburg nichts heim als die Zusage, daß Österreich gegen einen preußisch-russischen Bund nicht feindlich auftreten werde.

Weit glücklicher verliefen die Verhandlungen mit Rußland. Major Natzmer traf den Zaren am 13. Januar zu Bobersk in Litauen und bot ihm im Namen des Königs ein Schutz- und Trutzbündnis an, falls Rußland die Weichsel und Oder überschreiten, den Krieg mit ganzer Kraft fortführen wolle. Der Zar strahlte von Zuversicht: der König allein könne Europa retten oder für immer verderben. Er ging auf alles freudig ein, versprach sogleich zehn- bis fünfzehntausend Mann gegen die Oder zu senden und schätzte die Truppen, die bald nachkommen sollten, auf hunderttausend Mann. Erst am 20. Januar langte Natzmer auf weiten Umwegen wieder bei dem Staatskanzler an, da Eugen Beauharnais Verdacht geschöpft und seinen Truppen befohlen hatte, den Adjutanten seines königlichen Bundesgenossen gefangen zu nehmen.

VERLEGUNG DER RESIDENZ

Sofort nach der Rückkehr des Unterhändlers wurden die Vorbereitungen getroffen für die Abreise des Königs nach Breslau und zugleich befohlen, daß alle irgend kriegsfähigen Kadetten nach Schlesien abgehen sollten. Der alte Kommandeur der Pflanzschule des Offizierskorps wußte sich gar nicht mehr zu helfen in der wilden Zeit. Die ganzen Weihnachtsferien über hatten seine Jungen gezecht und gejubelt in einem ununterbrochenen Siegesfeste von wegen der Nachrichten aus Rußland. Nun fuhren die Großen glücklich in mächtigen Korbwagen die hartgefrorenen Straßen dahin, den schlesischen

Bergen zu; die Kleinen aber, die traurig im Hause blieben, legten ihr Taschengeld zusammen für den heiligen Krieg, denn niemand zweifelte, wem es galt. Am 21. Januar feierte das königliche Haus die Konfirmation des Kronprinzen. Wie viele herrliche, ach so bitter getäuschte Hoffnungen hingen damals an dem reichbegabten, geistsprühenden Jüngling! Kein Auge blieb tränenleer; allen war, als ob der Schatten der verklärten Königin unter ihren Kindern erschiene, während das bedeutungsvolle Bekenntnis des Thronfolgers verlesen wurde: „Fest und ruhig glaube ich an den, der zum Übermute spricht: Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen! Das Morgenrot eines besseren Tages bricht an.“ Zwei Tage darauf reiste der König plötzlich nach Breslau ab, und hier, endlich wieder auf freiem preußischen Boden, nicht mehr den Handstreichern französischer Truppen ausgesetzt, konnte er etwas offener auftreten.

In seinen finanziellen Maßregeln war der Staatskanzler freilich auch jetzt wieder unglücklich; ein Versuch, den entwerteten Tresorscheinen durch den Zwangskurs aufzuhelfen, mußte schon nach wenigen Wochen zurückgenommen werden. Rascher schritten die Rüstungen vorwärts. Der König bildete ein „Komitee zur Verstärkung der Armee“, berief dazu Hardenberg, den Kriegsminister Hacke und Scharnhorst, dessen Name schon allen Kundigen sagte, daß es nunmehr ganzer, schwerer Ernst war. Mit Feuereifer ging der geistreiche Hippel, dem der Staatskanzler die Militärsachen übertrug, auf die Entwürfe des Generals ein. Der Waffenschmied der deutschen Freiheit sah nun endlich seine Saaten aufgehen; seine Kräfte schienen verdoppelt, sein ganzes Wesen gehoben und durchleuchtet von stolzer Zuversicht. Tag und Nacht war er tätig, bald in Beratungen und Unterredungen mit dem Könige, bald daheim in seinem weißen Mantel am Schreibtisch kniend. Immer wieder mahnte er, „daß man allerdings wagen muß, daß man aber ohne dies in dieser Welt keine großen Zwecke erreichen und ohne alles Vertrauen zum Glück von ihm nicht begünstigt werden kann“. Auch Boyen, der soeben mit einem verheißungsvollen Briefe Alexanders aus Rußland heimgekehrt war, erinnerte den

noch immer zaudernden König an den kühnen politischen Frontwechsel des Großen Kurfürsten. Schlag auf Schlag folgten nun die entscheidenden Befehle. Am 3. Februar unterzeichnete der König einen Aufruf, der die jungen Männer der eximierten Klassen aufforderte, als freiwillige Jäger in das Heer einzutreten. Schon tags darauf legte Scharnhorst den Operationsplan vor für die preussisch-russische Armee. Am 9. folgte das Edikt, das für die Dauer dieses Krieges alle Befreiungen von der Wehrpflicht aufhob. Wenige Tage später übergab der General dem getreuen Hippel den eigenhändig geschriebenen Entwurf des Landwehrgesetzes.

Unterdessen wurde Knesebeck aus Wien zurückgerufen; er kam mit leeren Händen heim, und der König meinte traurig: „Eine ziemlich allgemeine und gleiche Stimmung geht aus allen Berichten und Nachrichten das Innere betreffend hervor; aber in Wien scheint alles zu schlummern“. Diese Stimmung des Landes drängte ihn vorwärts; er entschloß sich, über seine früheren Pläne hinauszugehen und den Kampf auch ohne Österreich zu wagen. Doch war es nur menschlich, daß er nunmehr seine Hoffnungen herabstimmte. Staatsrat Ancillon, der allezeit furchtsame, hatte schon im Dezember vor den revolutionären Grundsätzen vieler Patrioten gewarnt, er fürchtete namentlich Steins „republikanische“ Gesinnung und suchte jetzt durch eine lange Denkschrift zu erweisen: Ohne den Beistand Österreichs und der deutschen Staaten ließe sich schwerlich mehr erreichen als etwa die Wiedergewinnung der Altmark und der polnischen Provinzen. In einem schwachen Augenblicke stimmte der König dieser Meinung zu. Sein Kleinmut währte jedoch nicht lange. Hardenberg erklärte sich scharf wider Ancillon und trieb den salbungsvollen Schönredner dermaßen in die Enge, daß dieser sich halb verlegen entschuldigte: „Er hätte ja nur von dem möglichen Maximum und Minimum des Kampfpreises gesprochen.“ Genug, Ancillons Denkschrift blieb ohne jede dauernde Wirkung. Knesebeck wurde zum Abschluß des Kriegsbündnisses in das russische Hauptquartier gesendet und empfing am 8. seine neuen Instruktionen. Am 13. ergingen die Weisungen nach Paris, die den

offenen Bruch mit Frankreich herbeiführen mußten: der König verlangte alsbaldige Zahlung der Hälfte seiner Vorschüsse und einen Waffenstillstand dergestalt, daß die Franzosen hinter die Elbe, die Russen hinter die Weichsel zurückgehen, ganz Preußen aber mitsamt den Festungen allein von preußischen Truppen besetzt werden sollte. Friedrich Wilhelm sagte voraus, daß der Imperator auf solche Zumutungen nicht eingehen würde. Lehnte Napoleon ab, so war der Krieg entschieden. Zugleich unterzeichnete der König eine Kabinettsordre, welche das Betragen Yorcks für gerechtfertigt erklärte.

So bereitete die Krone ruhig und umsichtig den Kampf vor. Doch über ihren letzten Absichten lag ein unverbrüchliches Geheimnis. Selbst die Oberregierungscommission, welche der König unter dem Vorsitze des Grafen Goltz in Berlin zurückgelassen, erfuhr kein Wort von den diplomatischen Verhandlungen, sie war angewiesen, mit Marschall Augereau und den französischen Militärbehörden auf freundschaftlichem Fuße zu bleiben. Der ohnehin langsame Verkehr wurde durch die Truppenzüge der Franzosen fast ganz unterbrochen. In den Provinzen wußte man lange nur das eine, daß der König unfrei sei, von französischen Bajonetten umgeben. Wo sollte das hinaus? Ward es nicht hohe Zeit, daß die Nation ohne die Krone und doch für sie handelte, durch einen heroischen Entschluß den König befreite und sich selber zurückgab? Die verzweifelte Frage lag auf aller Lippen, nirgends aber ward die quälende Ungewißheit bitterer empfunden als in dem treuen Altpreußen. Hier diese alten tapferen Grenzhüter der Germanen, denen die roten Mauern ihrer Ordensburgen von den Wundern einer großen Geschichte erzählten — sollten sie tatlos zuschauen, wie der Moskowiter den Franzmann verjagte, um dann vielleicht die schöne Provinz, die schon während des Siebenjährigen Krieges fünf Jahre lang unter russischer Herrschaft gestanden hatte, für immer mit dem Zarenreiche zu vereinigen? Jedermann fühlte, daß irgend etwas geschehen, daß die Provinz sich durch eigene Kraft die Freiheit verdienen müsse. Schon zu Anfang Januar erschienen einige Mitglieder der preussischen Stände bei dem General Wittgenstein und er-

boten sich, Truppen auszuheben, die unter Yorcks Führung an der Seite der Russen kämpfen sollten.

YORCK IN OSTPREUSZEN

Yorck selbst war in der peinlichsten Lage. Er hatte gehofft, sein Abfall würde die Russen zu rastloser Verfolgung des Feindes ermutigen, den König zu einem raschen Entschlusse hinreißen, überall im deutschen Norden den Volkskrieg entzünden. Einige Tage lang gaben sich seine Truppen den frohesten Hoffnungen hin; in Tilsit, an der äußersten Ostmark deutscher Erde, versprach Oberst Below seinen litauischen Dragonern, er werde seinen Säbel nicht niederlegen, bis sie die Türme von Paris gesehen hätten. Aber Wittgenstein betrieb die Verfolgung so saumselig, daß Macdonald sich in Königsberg mit den übrigen Resten der großen Armee vereinigen und dann, wenig belästigt, über die Weichsel zurückgehen konnte. Damit die Bewegung nicht ganz ins Stocken geriete, mußte Yorck sich zu einem zweiten eigenmächtigen Schritte entschließen: am 8. Januar kam er nach Königsberg, übernahm das Kommando der Provinz. Unbeschreiblicher Jubel empfing ihn, aus dem Munde des Studenten Hans von Auerswald nahm er die feierliche Versicherung entgegen, die preußische Jugend sei bereit, für König und Vaterland in den Tod zu gehen. Die Provinz war des besten Sinnes voll, zu jedem Opfer bereit, obgleich sie furchtbar gelitten und soeben noch durch den Marsch der großen Armee über dreiunddreißig Millionen Taler verloren hatte.

Doch was tun ohne die Krone? Dies Volk war monarchisch bis in das Mark der Knochen; wer durfte ihm gebieten anders als im Namen des Königs? Ratlos schwirrten die Meinungen und Vorschläge durcheinander. Einige ständische Deputierte richteten eine Eingabe an den König, beschworen ihn, sich Rußland anzuschließen, den Untergang des ruhmwürdigen deutschen Namens zu verhüten; andere forderten laut, daß der Landtag sich eigenmächtig versammle und die Aushebung der Landwehr anbefehle. Manchen treuen Beamten quälte die Sorge vor der Ländergier der Russen, die doch noch

Feinde waren, also nach Völkerrecht sich des Landes bemächtigen durften. Noch traten sie überall schonend auf; der Ehrgeiz des Zaren war auf Warschau gerichtet, und nichts lag ihm in jenen Tagen ferner als ein arglistiger Anschlag gegen Altpreußen. Als der heißblütige Bär in Königsberg einen Aufruf zur Volksbewaffnung drucken wollte, versagte der russische Kommandant gewissenhaft das Imprimatur: solche Aufrufe dürften nur im Namen des Landesherrn oder seiner Beauftragten erlassen werden. Aber wie lange konnte diese Schonung währen, wenn Preußen sich nicht offen für Rußland erklärte?

Präsident Wißmann eilte mit einigen anderen Beamten nach Berlin, um den Staatskanzler anzuflehen, daß der König um Gottes willen ein entscheidendes Wort spreche, sonst drohe der Aufruhr oder vielleicht die russische Eroberung. Yorck schrieb an Bülow, versuchte ihn zu bereden, daß er mit seinem Korps gegen die Oder und Elbe aufbreche: „Die Armee will den Krieg gegen Frankreich. Das Volk will ihn, der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit. Die Selbständigkeit als ein Geschenk annehmen, heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen!“ Indes begann der eiserne Mann doch unsicher zu werden, als vom Hofe noch immer keine Antwort kam und endlich die Berliner Zeitungen die niederschmetternde Nachricht brachten, die Konvention von Tauroggen sei durch den König verworfen, er selber des Kommandos entsetzt. Der General wagte gleichwohl den Oberbefehl fortzuführen, da ihm die Absetzung nicht amtlich mitgeteilt wurde. Aber die Unkenntnis der wirklichen Absichten der Krone quälte und verstörte das Gemüt des strengen Royalisten; sich auflehnen gegen den Willen des Königs — das hatte er nie gewollt! Wie ein Missetäter ging er umher, von finsternen Ahnungen gepeinigt: Er sah sein ehrenreiches Leben in unverdienter Schande ausgehen und wollte zum mindesten nicht die Schuld eines neuen Ungehorsams auf sich laden. Darum begnügte er sich, sein Korps durch die Kantonpflichtigen der Provinz zu

verstärken; an ein Massenaufgebot dachte er für jetzt nicht mehr. Ein rührender Anblick — die Ratlosigkeit dieser Monarchisten ohne Monarchen! Das treue Volk lief Gefahr, trotz aller Opfer- und Tatenlust eine köstliche Zeit zu verlieren, wenn sich der überlegene Wille nicht fand, der durch einen rettenden Entschluß vollbrachte und gestaltete, was die Tausende ersehnten und hofften.

OSTPREUSZEN BEJUBELT STEIN

Und dieser mächtige Wille kam mit dem Freiherrn von Stein. Der große Patriot hatte schon am 16. Dezember aus Petersburg dem Präsidenten Schön angekündigt, er hoffe bald mit seinem Arndt in Altpreußen einzutreffen: „Jetzt ist es Zeit, daß sich Deutschland erhebe, daß es Freiheit und Ehre wieder erringe, daß es beweise, wie nicht das Volk, sondern seine Fürsten sich freiwillig unter das Joch gebeugt haben.“ Nichts war dem stolzen Deutschen entsetzlicher als die Vorstellung, daß sein Vaterland durch die Russen befreit werden sollte. Obwohl er an den guten Absichten Alexanders selbst nicht zweifelte, so hegte er doch ein starkes Mißtrauen gegen die Pläne der altrussischen Partei; noch späterhin hat er den Staatskanzler dringend gewarnt, ja keine preußische Festung den Russen zu eröffnen. Als er nun bemerkte, wie das altpreußische Volk sich in heißer Ungeduld verzehrte, da ließ er sich von dem Zaren die Vollmacht erteilen, die Leitung der Provinzialbehörden zu übernehmen und die Hilfsquellen des Landes zum Besten der guten Sache nutzbar zu machen — das alles nur vorläufig, bis zum förmlichen Abschluß des preußisch-russischen Bündnisses. Ausdrücklich wurde dem Könige mitgeteilt, nicht ein Russe, sondern einer der getreuesten preußischen Untertanen erhalte diese durch den Drang der Umstände gerechtfertigte Vollmacht. Am 21. Januar erschien Stein in Königsberg, und augenblicklich veränderte sich die Lage. Alle tapferen Herzen genasen bei dem Anblicke des gewaltigen Mannes. Er selber fühlte sich wie in einem unbekannten Lande, da er überall nur Treue, Hingebung,

Tapferkeit, nirgends mehr eine Spur der alten Schlaffheit fand, und sein ehrliches Gemüt bat dem norddeutschen Volke die ungerechten Vorwürfe vergangener Tage ab. Er versicherte bestimmt, der Zweck der russischen Heere sei nicht Eroberung, sondern Wiederherstellung der Selbständigkeit Deutschlands und Preußens, doch forderte er seine Landsleute auf, in „Hinsicht der Größe des Zweckes und der Reinheit der Gesinnungen“ über Formbedenken hinwegzusehen. Das Land wurde sofort als tatsächlich mit Rußland verbündet behandelt, die Öffnung der Häfen und die Aufhebung der Kontinentalsperre angeordnet, eine Anleihe bei der Kaufmannschaft der Hafenstädte aufgenommen, die bare Bezahlung aller Lieferungen mit russischem Papiergelde befohlen.

Zugleich verhandelte Stein mit Yorck, Schön und den Provinzialbehörden über die Anstalten zur Volksbewaffnung; Clausewitz, der mit seinen Russen im Lande stand, erhielt Befehl, den Entwurf eines Landwehrgesetzes auszuarbeiten. Ein Landtag wurde ausgeschrieben — oder vielmehr nur eine formlose „Versammlung“ der ständischen Deputierten, da der gewissenhafte Präsident Auerswald Bedenken trug, in die Rechte der Krone einzugreifen. Schön lehnte behutsam den Vorsitz ab. Am 5. Februar begannen jene anspruchslosen und doch so folgenschweren Verhandlungen des Königsberger Landtags, mit denen die Kolonie des deutschen Mittelalters dem großen Vaterlande die Schuld des Dankes hochherzig heimzahlte. Kurz und gut, nach alter Preußenweise ohne Redepunk und Lärm, ward das Notwendige beschlossen. Graf Alexander Dohna war der Führer des Adels: der würdige Mann mochte jetzt an sich selber und seiner Provinz lernen, wie schwer er einst geirrt, da er als Minister seinen Landsleuten die Fähigkeit zum konstitutionellen Leben absprach. An der Spitze der Bürgerlichen stand der Königsberger Bürgermeister Heidemann. Yorck selbst erschien und legte einem Ausschusse der Stände das Landwehrgesetz vor, das der Lieblingsschüler Scharnhorsts, selbstverständlich ganz nach den Ideen des Meisters, im wesentlichen übereinstimmend mit den Plänen von 1811, entworfen hatte;

und so geschah das Seltsame, daß die Ostpreußen eigenmächtig die nämlichen Gedanken vorausnahmen, welche Scharnhorst um dieselbe Zeit in Breslau für den König niederschrieb. Nicht in allen freilich konnten diese wohlmeinenden Vertreter der bürgerlichen Interessen an die kühnen Entwürfe des militärischen Organisators hinanreichen. Auf den Wunsch der Städte gestattete der Landtag die Stellvertretung, während gleichzeitig in Breslau die Aufhebung aller Befreiungen von der Wehrpflicht ausgesprochen wurde. Auch sollte die ostpreußische Landwehr nur eine Provinzialarmee sein, ausschließlich zur unmittelbaren Verteidigung der Lande diesseits der Weichsel verpflichtet; die Bataillonsführer mußten in der Provinz angesessen sein, eine ständische Generalkommission übernahm die Leitung der gesamten Rüstungen.

Überhaupt war Scharnhorsts Ansicht, daß die Armee das Volk in Waffen, eine regelmäßige Schule der Nation sein solle, noch durchaus nicht in die öffentliche Meinung eingedrungen. In diesen Krieg, aber auch nur in diesen sollten alle Wehrfähigen hinausziehen, denn er war heilig, er galt allen höchsten Gütern des Lebens; nach dem Siege jedoch — das war die natürliche Hoffnung jenes an endlosen Kriegen verkelten Geschlechtes — mußte die Nation durch eine wesentliche Verringerung des Heeres für ihre Opfer belohnt werden. Selbst Arndt, der soeben im Auftrage Steins seine feurige Schrift: „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?“ herausgab, erhob sich nicht über die allgemeine Ansicht. Er schilderte zwar mit beredten Worten, wie in einer Zeit der Entartung der Bauer wehrscheu geworden sei und nun endlich wieder der alte germanische Glaube obenauf komme, „daß ein ganzes Volk waffengerüstet und waffengeübt sein müsse, wenn es nicht Freiheit, Ehre, Gut und Mut verlieren wolle“. Doch zugleich verwahrte er sich dawider, daß man die Landwehr als eine Art Konskription ansehe: „Es ist bloß eine Einrichtung für den Krieg“, und sie wird ermöglichen, daß späterhin vielleicht zwei Drittel der stehenden Heere aufgehoben werden.

Immerhin blieben die Opfer, welche das ausgesogene,

menschenarme Land brachte, staunenswert. Diese eine Provinz von einer Million Einwohnern stellte außer dreizehntausend Mann Reserve für das Yorcksche Korps noch zwanzigtausend Mann Landwehr, ein trefflich berittenes National-Kavallerieregiment und siebenhundert Freiwillige als Stamm für das Offizierskorps. Am 8. Februar, sobald der Landtag die Landwehrordnung angenommen hatte, eilte Stein zu dem Zaren zurück; er sah, daß alles in guten Händen lag und wollte nicht einmal den Schein erregen, als ob die preußische Erhebung ein Werk der Russen sei.

Das alte Ordensland aber hallte wider vom Klange der Waffen, wie vor Zeiten, wenn das Kriegsgeschrei der deutschen Herren die Grenzer zur Heidenjagd aufbot. Was nur den Säbel schwingen konnte, eilte herbei; da galt kein Unterschied des Standes noch des Alters. Alexander Dohna war der Erste, der als Gemeiner in die Landwehr eintrat. Die Universität stand leer, die oberen Klassen der Gymnasien wurden geschlossen. Welch ein Eindruck, als der ehrwürdige Rektor Delbrück in Königsberg seinen Primanern, die zu Felde zogen, zum Abschied Klopstocks Ode von Hermann und Thusnelda vortrug. Wie oft hatte dies gefühlsselige Geschlecht mit tränenden Augen die überschwenglichen Verse von der alten Schlachtengröße der Germanen gehört; jetzt trat es lebhaftig vor aller Augen, das neue Deutschland, hehrer und herrlicher als des Dichters Traumbild, aber auch streng und furchtbar, das Höchste heischend von seinen Söhnen, über Tausende junger Leiber sollte sein Siegeswagen dahingehen. Das alles aber geschah unter ausdrücklichem Vorbehalt der Genehmigung des Königs. Nach Abschluß der Beratungen schrieben die Stände dem Monarchen: „Nur was unser allgeliebter Landesvater will, wollen wir, nur unter seiner erhabenen Leitung Preußens und Deutschlands Schmach rächen, für die Selbständigkeit unseres teuren Vaterlandes kriegend siegen oder sterben.“ Dann beschworen sie ihn nochmals, der Begeisterung seines treuen Volkes freien Lauf zu lassen: „In dem großen Plane der Vorsehung kann die Vernichtung des preußischen Staates nicht liegen. Dieser Staat ist der Welt und der wahren Aufklärung nötig.“



Metternich

Mit diesen Beschlüssen der Altpreußen traf Graf Ludwig Dohna am 21. Februar in Breslau ein.

RUSZLANDS SONDERINTERESSEN

Dort harrete man unterdessen in höchster Spannung auf günstige Nachrichten von Knesebeck, der in Kalisch mit Alexander über das Kriegsbündnis verhandelte. Der König hatte den Zaren über die Wiener Verhandlungen brieflich unterrichtet und ihm ehrlich eingestanden, daß er Napoleon ganz ins Unrecht zu setzen hoffe; „so werde ich folgerecht und meinem Charakter gemäß handeln“. Die Absicht Preußens ging, wie natürlich, auf die Wiedererlangung seiner alten Machtstellung, auf die Aufhebung des Rheinbundes und die Befreiung Deutschland bis zum Rheine. Da trat jene unselige polnische Frage, die so oft schon das gemeinsame Handeln der drei Ostmächte verhindert hatte, trennend zwischen die Freunde. Der Zar war zu allem bereit, nur über das Schicksal des Warschauer Landes wollte er vor dem siegreichen Ende des Krieges sich nicht aussprechen; er deutete an, sein Verbündeter könne für den polnischen Besitz reiche Entschädigung finden in den norddeutschen Rheinbundstaaten, namentlich in Sachsen, wenn dessen König dem französischen Bunde treu bliebe.

Alexander stand längst wieder in geheimem Verkehr mit Czartoryski. Kaum waren die napoleonischen Träume des vielgewandten Polen in den Flammen zu Moskau zunichte geworden, so drängte er sich abermals an seinen kaiserlichen Freund heran, mit jener glücklichen Unbefangenheit, die in der langen Schule jesuitischer Erziehung den Helden sarmatischer Freiheit zur anderen Natur geworden ist, und einigte sich endlich mit dem Zaren über die Aufrichtung eines selbständigen, konstitutionellen Polenreichs unter dem Zepter des russischen Selbstherrschers. Der Zar hoffte eine Zeitlang, die Polen würden auf seinen Ruf sich ihm freiwillig anschließen. Aber keine Hand im Lande rührte sich. Die Masse des Volks hatte in dem rasenden Schicksalswechsel der jüngsten Jahre jeden Willen, jede Hoffnung verloren. Die deutschen Einwanderer, die Juden und wer

von den Polen in ruhigem Gewerbefleiß tätig war, sehnten sich zurück nach der Ordnung und Rechtssicherheit des preußischen Regiments. Der größte Teil des Adels blieb im französischen Lager, gleich ihm sein Herzog, der König von Sachsen. Dem russischen Erbfeinde traute niemand, ja man erfuhr bald, daß eine große Verschwörung gegen die Moskowiter im Werke sei. So fiel denn das Herzogtum Warschau, nach einem kurzen Kampfe gegen die napoleonische Südmarmee, als erobertes Feindesland in Alexanders Hände.

Die Russen betrachteten die Beute bereits als eine neu-gewonnene Provinz; niemand unter ihnen hätte auch nur für möglich gehalten, daß die Besiegten fortan größerer Freiheit genießen sollten als die Sieger. Jeder Widerstand pflegte aber den politischen Schwärmer nur in seinen Träumen zu bestärken. Nach der Gesinnung seiner Russen hatte der Zar niemals viel gefragt; geistreiche Ausländer blieben ihm der liebste Umgang. Auch das Mißtrauen der Polen beirrte ihn nicht; das überschwengliche Glück, das er ihnen zudachte, mußte ihren Starrsinn brechen, wollte er doch sogar die längst mit Rußland vereinigten litauischen Provinzen von dem Zarenreiche abtrennen und der konstitutionellen Krone des weißen Adlers unterwerfen. Grenzenlos erschien ihm jetzt die Macht seines Reiches; „ich weiß es wohl“, sagte er später zu seiner Rechtfertigung, „Rußlands Übermacht beginnt für Europa gefährlich zu werden; um diese Gefahr zu beseitigen, will ich Polen zu einem selbständigen Staate erheben.“ Für jetzt aber mußten diese glänzenden Entwürfe vor aller Welt geheimgehalten werden. Der polnische Freund durfte nicht im kaiserlichen Hauptquartier erscheinen; denn „die Kunde von unseren Plänen“, schrieb der Zar, „würde Österreich und Preußen sofort in Frankreichs Arme treiben“.

Noch mehrere Monate später, als die beiden Monarchen schon viele Wochen lang zusammen im Feldlager gewesen, klagte König Friedrich Wilhelm, er habe trotz wiederholter Fragen von Alexander niemals etwas Bestimmtes über seine polnischen Absichten erfahren können; und der Hannoveraner Ompteda, ein scharfer Beobachter und gründlicher Kenner der Höfe, schrieb

noch zu Ende Juni völlig unbesorgt: Fürst Anton Radziwill und die anderen polnischen Patrioten, die den Zaren umlagerten, würden sicherlich eine schlechte Aufnahme finden. Das Geheimnis blieb gewahrt. Der preußische Hof ahnte vorderhand noch gar nichts von der drohenden Wiederherstellung Polens; er konnte aus den Nachrichten über den Gang der Kalischer Verhandlungen nur den Schluß ziehen, der Zar wünsche einen Teil des Herzogtums Warschau dem russischen Reiche einzuverleiben. Er stand mithin vor der Frage: ob man den Krieg gegen Napoleon wagen dürfe auf die Gefahr hin, beim Friedensschlusse das Vorrücken Rußlands gen Westen und eine schlecht gesicherte deutsche Ostgrenze hinnehmen zu müssen.

MORGENGABE FÜR ALEXANDER

Für den schlichten Verstand des Königs war diese Frage längst keine Frage mehr. Er kannte die polnische Treue. „Danke schön; schon genug haben von dieser Sorte“, pflegte er ärgerlich zu sagen. In dem Augenblicke, da man die Deutschen zu der Befreiung des Vaterlandes aufrufen wollte, durfte eine verständige preußische Staatskunst wahrhaftig nicht jenen unheilvollen slawischen Besitz vollständig zurückfordern. Jeder Strich norddeutschen Landes, den man gegen Warschau, Pultusk und Plock eintauschte, war ein offener Gewinn für die nationale Politik, die man endlich wieder aufgenommen. Nur die Landstriche um Posen und Gnesen, das natürliche Verbindungsglied zwischen Schlesien und Westpreußen, blieben für Preußen unentbehrlich. Verzichtete man aber auf die Position von Warschau, so hatte die Frage, wie weit das preußische Gebiet sich ostwärts erstrecken sollte, nur noch geringe Bedeutung; denn westlich von Warschau bot weder die Prosna noch die Warthelinie eine starke natürliche Grenze. Eine Ostgrenze, welche den preußischen Staat zugleich militärisch gesichert und vor einer allzu starken Beimischung fremdartigen Volkstums bewahrt hätte, ließ sich schlechterdings nicht finden. Man mußte den Mut haben, sich diese unbequeme Wahrheit einzugestehen, und man durfte

die militärischen Bedenken dann den Erwägungen der nationalen Politik opfern, wenn die mittleren Weichsel-lande in Rußlands Hände kamen. Der russische Staat war für Preußen unzweifelhaft ein weniger lästiger Nachbar als weiland die polnische Republik, er war nicht wie diese durch uralten Haß dem preußischen Volke verfeindet, nicht wie diese durch das Gebot der Selbsterhaltung gezwungen, nach der Eroberung von Altpreußen zu trachten. Das weite Reich, das schon so viele andere Häfen besaß, konnte zur Not ohne den Besitz der Weichselmündungen bestehen, wie Deutschland ohne das Rheindelta, Österreich ohne die Donaumündung bestehen kann. Kamen Warschau und Masovien unter Rußlands Herrschaft, so wurden voraussichtlich die Handelsinteressen von Altpreußen wie von Russisch-Polen schwer geschädigt; dennoch konnte die neue Länderverteilung dauern, ein leidliches nachbarliches Verhältnis zwischen Preußen und Rußland war nicht unmöglich. Alle Mißstände an der Ostgrenze wurden reichlich aufgewogen, wenn Preußen auf deutschem Boden eine wohlgesicherte Abrundung erlangte.

In der Tat sah Hardenberg ein, daß irgendein Zugeständnis an die russischen Wünsche unvermeidlich war, und beauftragte seinen Unterhändler, nötigenfalls das vormalige Neu-Ostpreußen dem Zaren preiszugeben. Oberst Knesebeck aber dachte anders, ging eigenmächtig über seine Instruktionen hinaus. Der gelehrte, vielerfahrene Offizier hatte einst die Ideale der Revolution mit Frohlocken begrüßt und war auch in späteren Jahren nicht ganz so hart reaktionär gesinnt, wie man ihm nachsagte; von den Grundgedanken der alten diplomatisch-militärischen Schule ist er gleichwohl niemals losgekommen. Er sah nach der Weise des achtzehnten Jahrhunderts in jeder Nachbarmacht schlechtweg den natürlichen Feind des Nachbarn. Wie er im Felde die Landkarte unablässig durchforschte, von dem Besitze beherrschender Plateaus und Bergrücken entscheidende kriegerische Erfolge erwartete, so hatte er sich auch bei der Lampe ein Bild der europäischen Waage, eine neue, allen Forderungen des Gleichgewichts entsprechende Karte von Europa nieder-

gezeichnet und hielt daran mit doktrinärem Selbstgeföhle fest.

Ein Jahr darauf stellte er für die neue Gebietsverteilung drei leitende Gesichtspunkte auf: „Daß der West sein Übergewicht verliere, daß das Zentrum wieder Gewicht bekomme und daß der Ost nicht in die Fehler des West ver falle.“ Darum muß der preußische Staat die Grenzen von 1805 wieder erhalten, sonst wird er durch Rußland flankiert und vom Ost abhängig: „Die Eigenschaften und Verbindungen der Personen können tempor ell dies etwas mäßigen, aber nie heben.“ Beharrlich kam Knesebeck auf diesen Lieblingsgedanken zurück; er überschätzte wie fast alle seine Zeitgenossen die Aggressivkraft des „russischen Kolosses“. Mit überschwenglichem Entzücken pries er „die Schriftzüge der Natur, die auch hier mit mütterlicher Hand für den Schutz ihrer Kinder sorgte“ und dem preußischen Staate in den Morästen des Narew seine natürliche Grenze vorgezeichnet hat. Zudem hegte der Oberst ein tiefes Mißtrauen gegen Alexander. So hoffnungsvoll er in die geliebte Hofburg gezogen war, ebenso argwöhnisch trat er dem Zaren entgegen und hielt sich verpflichtet, den diplomatischen Fehler vom Jahre 1806 zu vermeiden: Nicht zum zweiten Male sollte Preußen ein russisches Bündnis abschließen, ohne den Freund bindend verpflichtet zu haben. Die Verhandlungen zwischen dem Kaiser und dem hypochondrischen, peinlich bedachtsamen, maßlos eitlen Manne rückten nicht von der Stelle. Vergebens mahnte Hardenberg: Eilen Sie, und nochmals, eilen Sie! Während die freiwilligen Jäger bereits zu den Fahnen strömten und die ostpreußische Landwehr sich versammelte, drohte das kühne Werk der Befreiung Deutschlands noch vor dem Beginne zu scheitern — weil Knesebeck am Bug und Narew die Schriftzüge der mütterlichen Natur entdeckt hatte.

Die Lage war um so ernster, da im russischen Hauptquartiere außer dem Zaren fast niemand den deutschen Krieg ernstlich wollte. Die russischen Generale, vor allem der beschränkte alte Kutusow, schwelgten in übermütigem Selbstgeföhle; sie schrieben die großen Erfolge, die man zumeist den Fehlern Napoleons verdankte,

allein der Überlegenheit der russischen Waffen zu und hielten den Krieg für beendet. Vor einem neuen Angriffe des gedemüthigten Frankreichs glaubte man sicher zu sein; Warschau und vielleicht auch Altpreußen mußten dem russischen Sieger von selbst zufallen. Ging der preußische Hof dem Zaren nicht um einige Schritte entgegen, so kam das Bündnis nicht zustande, und Deutschlands Hoffnungen fielen nochmals zu Boden.

VERTRAG VON KALISCH

Endlich verlor Alexander die Geduld und sandte den Elsasser Freiherrn von Anstett, einen seiner rührigsten Diplomaten, nach Breslau, um mit dem Könige selbst zu verhandeln. Mit Anstett kam auch Stein. Der Zar rechnete auf das richtige Gefühl seines Freundes, und die Hoffnung trog nicht. Auch Hardenberg fand es törricht, über das Fell des noch nicht erlegten Bären allzu heftig zu streiten. Die Generale vollends verlangten raschen Abschluß; Scharnhorst sagte zu Hoppel in seiner großen Weise: „Unsere Aufgabe ist, den Sieg zu sichern; über die Verteilung der Beute wird der Friedenskongreß entscheiden.“ Der König nahm die Vorschläge Alexanders ohne jede Änderung an; Scharnhorst ging mit dem günstigen Bescheide nach Kalisch, und am 28. Februar kam der Bundesvertrag zustande. Der Zar verpflichtete sich, die Waffen nicht niederzulegen, bis Preußen die Macht, welche es vor dem Kriege von 1806 besaß, wieder erlangt habe; er verbürgte seinem Verbündeten den Besitz Altpreußens sowie der polnischen Landstriche, welche die Verbindung zwischen Schlesien und Westpreußen bildeten; er versprach endlich, daß die in Norddeutschland zu erwartenden Eroberungen, mit Ausnahme der Besitzungen des Hauses Hannover, zur Entschädigung Preußens, zur Bildung eines abgerundeten und zusammenhängenden preußischen Staatsgebietes verwendet werden sollten. In einem zärtlichen Briefe dankte Alexander seinem Freunde: er habe, schrieb er, an dieser offenen und schnellen Art das Herz des Königs erkannt.

Der Kalischer Vertrag war durch die Lage der Dinge

vollkommen gerechtfertigt; um einen geringeren Preis ließ sich Rußlands Hilfe nicht erlangen. Wie Cavour das Notwendige tat, als er Savoyen und Nizza preisgab für die Befreiung Oberitaliens, ebenso und mit weit besserem Rechte opferte in ähnlicher Lage König Friedrich Wilhelm der Befreiung Deutschlands einen Teil seiner polnischen Ansprüche, die er selbst als eine Last für Preußen ansah. Er gewann dafür jenes westliche Stück Polens, dessen sein Staat nicht entbehren konnte, und eine feste Zusage vollständiger Entschädigung in Deutschland — ein Versprechen, das Zar Alexander ritterlich gehalten hat. Daß der Vertrag weder die künftige Ostgrenze noch die norddeutschen Entschädigungslande bestimmt bezeichnete, war für Preußen sehr nachteilig, aber ganz unvermeidlich; wer wußte denn in jenem Augenblicke, welche Lande das gute Schwert der Verbündeten erobern würde? Um Preußen nicht allein mit unsicheren Hoffnungen abzuspeisen, wurde nachher zwischen den beiden Verbündeten der Grundsatz mündlich vereinbart und auch tatsächlich ausgeführt, daß alle altpreußischen Gebiete in Deutschland, die man zurückeroberte, sofort wieder unter preußische Verwaltung gestellt werden sollten.

Aus dem Kalischer Bunde erwuchs eine sehr feste Interessengemeinschaft der beiden Höfe. Je weiter die Waffen der Verbündeten westwärts drangen, je mehr deutsches Gebiet zur Entschädigung Preußens frei ward, um so gewisser mußte Rußland seine polnischen Ansprüche steigern; das ließ sich nach den Überlieferungen der russischen Politik nicht anders erwarten und billigerweise auch nicht tadeln, nach einem Siegeszuge, der die Fahnen Rußlands von der Moskwa bis zum Rheine führte. Nicht allein die beredten Mahnungen des Freiherrn vom Stein — wie hoch man auch ihren Einfluß auf Alexanders erregbaren Sinn anschlagen mag — auch nicht allein die stolzen Träume der Weltbefreiung, sondern zu allermeist seine polnischen Pläne bestimmten den Zaren, den deutschen Krieg mit Nachdruck zu führen: Er kämpfte am Rhein für seine polnische Eroberung, wurde durch sein eigenstes Interesse ein treuer Verbündeter der deutschen Patrioten. Der faule Fleck des Kalischer Vertrags lag

allein in jenen Plänen der Wiederherstellung Polens, welche der Zar seinem preußischen Freunde beharrlich verschwieg. Diese Hinterhältigkeit erscheint nicht nur sehr häßlich neben der treuherzigen Offenheit Friedrich Wilhelms; sie erwies sich auch bald als ein politischer Fehler, denn sie erschütterte, als das Geheimnis endlich an den Tag kam, das Vertrauen zwischen den beiden Mächten, brachte das preußisch-russische Bündnis eine Zeitlang ins Schwanken.

Die Lage Preußens blieb freilich nach wie vor dem Vertrage sehr unsicher. Der Zar eilte, das Herzogtum Warschau ganz in Besitz zu nehmen. Preußische Ingenieure und Batterien wirkten mit bei der Belagerung von Thorn und Modlin; dieser polnische Festungskrieg schwächte die für die Feldarmee verfügbaren Streitkräfte und hat, wie die preußischen Offiziere zornig bemerkten, wesentlich dazu beigetragen, daß der Frühjahrsfeldzug in Sachsen verloren ging. Also brachte Preußen harte Opfer für die Eroberung Polens und sah dann ruhig mit an, wie eine von dem Zaren eingesetzte provisorische Regierung die Verwaltung des gesamten Herzogtums leitete. Die Russen waren ihrer Beute sicher, Preußen konnte nur auf die Zukunft hoffen. Über Deutschlands künftige Verfassung ging man vorläufig mit Stillschweigen hinweg; denn Alexander äußerte sich zwar zustimmend, wenn ihm Stein von der Bildung zweier deutscher Großmächte sprach, er wußte jedoch bereits, daß weder Österreich noch England noch Schweden mit solchen dualistischen Plänen einverstanden waren. Auch die Bestimmungen des Vertrags über die militärischen Leistungen der Verbündeten brachten dem preußischen Staate schweren Nachteil. Die Regierung konnte im Februar selbst noch nicht übersehen, welche gewaltigen Streitkräfte der unvergleichliche Opfermut der Nation entfalten würde; sie war hochherzig entschlossen, das Größte zu tun, wollte aber nicht mehr versprechen, als was sie sicher leisten könnte. Zar Alexander dagegen schätzte seine Feldarmee fast auf das Vierfache ihrer augenblicklichen Stärke, teils weil er als die führende Macht der Koalition erscheinen wollte, teils weil er im Rausche seines Cäsarenstolzes sich selber täuschte; man

weiß bei ihm niemals recht, wo der Selbstbetrug aufhört und der Betrug beginnt. Freund und Feind glaubten noch seinen Übertreibungen; zu Anfang Februar, in einer Unterredung mit Knesebeck, rechnete Metternich, Preußen werde wohl die hundertfünfzigtausend Russen durch fünfzig- oder sechzigtausend Mann verstärken können. Die Kalischer Vereinbarung verpflichtete Rußland, hundertfünfzigtausend Mann, Preußen achtzigtausend Mann ins Feld zu stellen. Die wirklichen Streitkräfte der beiden Verbündeten aber standen lange im umgekehrten Verhältnis; Preußen leistete von vornherein weit mehr als der Vertrag bedang, Rußlands Feldarmee erreichte erst gegen den Herbst die vertragsmäßige Stärke. Hardenberg legte beim Abschluß der Verhandlungen geringen Wert auf jene Ziffern, doch sie bildeten bei den späteren Verträgen mit England den Maßstab für die Hilfgelder; sie wurden also für die ohnedies zerütteten Finanzen Preußens sehr schädlich und sie erregten in der diplomatischen Welt den Glauben, als ob Preußen nur die Hilfsmacht Rußlands sei.

Allerhand geringfügige Umstände haben diesen schlimmen Schein gefördert. Das russische Heer glänzte von jeher durch eine Überzahl mit Orden beladener Generale; das verarmte Preußen ließ seine Brigaden durch Obersten, seine Regimenter durch Majore führen; daher fiel, wenn ein Zusammenwirken der Alliierten nötig ward, der Oberbefehl fast immer in russische Hände. Auch die schüchterne Zurückhaltung des Königs, der so willig neben der glänzenden Erscheinung des Zaren verschwand, ja selbst seine edle soldatische Einfachheit war für Preußens diplomatische Stellung nachteilig. Welch ein Abstand, wenn man den leichten Halbwagen des Königs mit kleinem Gefolge daherrollen sah, und nachher den ungeheuren Wagentroß des Zaren oder gar die vielen Tausende von Mauleseln, welche das Gepäck des Kaisers Franz mitsamt dem berücktigten k. k. Leibgrenadier-Streichquartett schleppten! Der Staat, in dessen Heere die sittliche Kraft des großen Krieges lag, erschien vor den Augen der Diplomatie wie eine Macht zweiten Ranges neben den beiden Kaiserhöfen, und in den verwickelten Verhältnissen eines Koalitionskrieges ist der

Schein der Macht fast ebenso wertvoll wie die Macht selber.

DER VORMARSCH DER RUSSEN

Es war die höchste Zeit, daß die Ungewißheit ein Ende nahm. Während Knesebeck in Kalisch zauderte, gerieten die zwischen den kriegführenden Parteien eingeklemmten preußischen Generale aus einer falschen Stellung in die andere. Die Russen drangen westwärts vor, sehr langsam freilich, da sich die Unzulänglichkeit ihrer Streitkräfte mit jedem Tage deutlicher herausstellte. Erst zu Anfang Februar erschienen die ersten Kosaken in der Neumark. Überall nahm das Volk die wildfremden Bundesgenossen mit offenen Armen auf. Welcher Jubel, wenn der Baschkire seinen Bogen und seine Pfeile betasten ließ, wenn der bärtige Kosak, den Mantel behangen mit Ehrenlegionskreuzen und den Fetzen französischer Uniformen, seine Reiterkünste zeigte; glücklich jeder deutsche Junge, den die gutmütigen Kinderfreunde auf ihren Kleppern aufsitzen ließen. Alle Welt sang das neue Lied „Schöne Minka, ich muß scheiden“, das ein gefühlvoller Sohn der Steppe am Ufer des blauen Don gedichtet haben sollte. Besorgte Mütter hielten es freilich für nötig, ihre Kleinen, wenn sie von den Fremden abgeküßt waren, in die Badewanne zu stecken, und als man mit den diebischen Neigungen dieses Kindervolkes näher bekannt wurde, erkaltete die Begeisterung ein wenig.

Mit Sorgen sah Yorck den Vormarsch der Russen; er fühlte, daß man die Befreiung der Marken nimmermehr den Fremden allein überlassen durfte, und brach mit seinem Korps auf, um die Weichsel zu überschreiten. Von ähnlichen Zweifeln wurde General Bülow gepeinigt; der hatte sich wochenlang geschickt zwischen den Zumutungen der Russen und der Franzosen hindurchgewunden, mitten zwischen den Kriegführenden sein Reservekorps verstärkt und völlig selbständig erhalten. Flehentlich bat er den König, das von allen ersehnte befreiende Wort zu sprechen: „Freiwillig werden die größten Opfer gebracht werden, und Quellen werden sich öffnen, die man längst versiegt glaubte!“ Als immer

noch keine bestimmte Antwort erfolgte, entschloß er sich endlich auf eigene Faust zu handeln, verabredete mit Yorck und Wittgenstein (22. Februar) das gemeinsame Vorrücken gegen die Oder. Auch General Borstell, ein gestrenger Mann der alten militärischen Schule und abgesagter Feind der Scharnhorstschen Reformen, begann am Ende einzusehen, daß der blinde Gehorsam in solcher Lage nicht mehr ausreichte; auch er beschworen König: „Lassen Sie uns los“, schrieb nach England um Geld und Waffen und zeigte schließlich (27. Februar) dem Monarchen an, er breche jetzt mit seinen Pommern in die Neumark auf, um mit Yorck und Bülow vereinigt gegen die Hauptstadt vorzugehen. In denselben Tagen kehrte Gneisenau zur See aus England heim, hielt seinen fröhlichen Einzug in Kolberg, der Wiege seines Ruhms, fest entschlossen, die Truppen geradeswegs gegen den Feind zu führen. Noch nie war die Mannszucht des Heeres auf schwerere Proben gestellt worden; alle empfanden es wie eine Erlösung, als endlich Yorck aus Breslau den Befehl erhielt, sich an Wittgenstein anzuschließen, und bald darauf öffentlich von aller Schuld freigesprochen wurde. Am 2. März überschritt Wittgenstein die Oder, am 10. folgten die Preußen. Das Kriegsbündnis trat in Kraft.

Und welcher Wirrwarr unterdessen in der Hauptstadt! Da saß noch immer Goltz mit seiner unglücklichen Regierungskommission, noch immer ohne jede Kenntnis von den Plänen des Staatskanzlers, unablässig bemüht, durch strenge Verbote die Zusammenrottungen und Aufläufe in der krampfhaft erregten Stadt niederzuhalten. Der ängstliche Mann, der nichts sein wollte als ein „einfacher Agent des königlichen Willens“, wußte sich kaum mehr zu helfen, als der Aufruf an die freiwilligen Jäger erschien. Einzelne Vorwitzige fragten wohl: Für und gegen wen? Die ungeheure Mehrzahl durchschaute sofort, was der König meinte, in dichten Scharen drängten sich die Freiwilligen herbei; der Magistrat nahm die Sammlungen für die unbemittelten Krieger in seine Hand; Tausende junge Männer gaben den letzten Linientruppen, die aus Berlin nach Schlesien abzogen, unter kriegerischen Gesängen das Geleite. Am 20. Februar sprengte ein kleiner

Trupp Kosaken durch die östlichen Tore hinein. Mehrere Deutsche hatten sich angeschlossen; einer davon, der junge Alexander von Blomberg, fiel hier als des deutschen Krieges erstes Opfer. Mit Mühe wurden die Massen von einem unzeitigen Straßenkampf abgehalten. Goltz geriet mit dem Prinzen Heinrich und dem patriotischen Kreise, der sich um den kranken Prinzen scharte, in offenen Streit; er ließ sich durch Augereau sogar bereden, die Abreise der Freiwilligen vorläufig zu verbieten. Dafür erhielt er vom Könige einen strengen Verweis; erst als das Kriegsbündnis geschlossen war, wurde der Ratlose durch Hardenberg, aber noch immer im tiefsten Geheimnis, über die Lage aufgeklärt. Napoleon begann erst ernstlich besorgt zu werden, als er von der Bildung der Jägerdetachements hörte; sofort befahl er seinem Stiefsohne, der den Oberbefehl im Nordosten führte, keine weiteren Aushebungen in Preußen mehr zu dulden: die Stellung in den Marken sollte mit aller Kraft behauptet, Berlin nötigenfalls verbrannt werden. In der Tat war Eugen Beauharnais noch stark genug, um den Streitkräften Wittgensteins und der drei vereinigten preussischen Generale die Spitze zu bieten. Aber den Soldaten brannte der Boden unter den Füßen, das dumpfe Getöse dieser grollenden Volksbewegung schlug sie mit Schrecken; sie rechneten, bald werde Berlin mehr bewaffnete Preußen zählen als Franzosen. Am 4. März räumte der Feind die Hauptstadt und die nachsetzenden Russen lieferten ihm noch am Tore ein Gefecht. Am 11. hielt Wittgenstein seinen Einzug, am 17. ritt der Mann von Tauroggen die Linden entlang, streng und finster schweifte sein Blick über die hoch aufjubelnden Massen. Am nämlichen Tage nahm Leutnant Bärsch mit seinen Kosaken die Schlüssel von Hamburg in Empfang; gleich darauf besetzte der lustige Husar Tettenborn, der unterwegs die mecklenburgischen Fürsten zum Anschluß an die Koalition bewogen hatte, die alte Hansestadt mit seinen leichten Truppen, und das freudetrunkene Volk riß die verfluchten französischen Aasvögel von den Mauern herunter. Einige Wochen lang blieben die Deutschen in dem frohen Glauben, die Lande bis zur Elbe seien ohne Schwertstreich befreit.

Den französischen Gesandten hielt der Staatskanzler immer noch mit freundlichen Worten hin; je länger der offene Bruch sich hinausschob, um so sicherer konnte die Ausrüstung der Linienarmee vollendet werden. St. Marsan war dem Hoflager nach Breslau gefolgt und ließ sich nach einigen Verwahrungen sogar über den Aufruf vom 3. Februar beruhigen, da Hardenberg ihm nachwies, daß der mittellose Staat ohne die freiwilligen Opfer seiner Bürger nicht bestehen könne. Noch am 27. erkundigte er sich bei dem Staatskanzler freundschaftlich: was wohl Anstetts „außerordentlicher“ Besuch zu bedeuten hätte. Er sah noch mit an, wie die Scharen der Freiwilligen aus allen Provinzen in der schlesischen Hauptstadt eintrafen, wie der König, „um der herzerhebenden allgemeinen Äußerung treuer Vaterlandsliebe ein äußeres Kennzeichen“ zu geben, das Tragen der Nationalkokarde anordnete und dann an Luisens Geburtstage seinen alten Plan, die Stiftung des Eisernen Kreuzes, ausführte. Der Wohlmeinende wollte nicht glauben, daß dies kleine Preußen den lächerlich ungleichen Kampf wagen könne, und kam erst zur Einsicht, als mit dem Einzuge des Zaren in Breslau (15. März) jede Täuschung unmöglich wurde. Noch beim Abschied beschwor er den Staatskanzler, diesen Fürsten und dies Land, die er lieb gewonnen, nicht ins Verderben zu stürzen; alle diese Knaben und Jünglinge würden den König gegen die Übermacht seines Kaisers nicht schützen. Am 16. März teilte ihm Hardenberg amtlich mit, daß Preußen sich mit Rußland verbündet habe. Der Krieg war erklärt.

„AN MEIN VOLK!“

Am folgenden Tage unterzeichnete Friedrich Wilhelm das Landwehrgesetz und den „Aufruf an Mein Volk“. Es war die Rückkehr zur Wahrheit und zum freien Handeln, wie Schleiermacher in einer freudevollen Predigt sagte. Das treue Volk atmete auf, da nun endlich jeder Zweifel schwand, die allzu harte Prüfung der Geduld und des Gehorsams vorüber war. So hatte noch nie ein unumschränkter Herrscher zu seinem Lande geredet. Ein Hauch der Freiheit, wie er einst die äschyleischen

Kriegslieder der Hellenensöhne erfüllte, wehte durch die schlichten, eindringlichen Worte, die der geistvolle Hippel in guter Stunde entworfen hatte. Mit herzlichem Vertrauen rief der König seine Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern und Litauer bei ihren alten Stammesnamen an und entbot sie zum heiligen Kampfe: „Keinen anderen Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag!“

Und nun stand es auf, das alte waffengewaltige Preußen, das Volk der Slawenkämpfe, der Schwedenschlachten und der sieben Jahre, und ihm geschah, wie jenem Helden der germanischen Sage, der beim Anblick seiner Fesseln so in heißem Zorn entbrannte, daß die Ketten schmolzen. Kein Zweifel, kein Abwägen der Übermacht des Feindes; alle dachten wie Fichte: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern Siegen schlechtweg!“ „Mag Napoleon noch so oft Schlachten gewinnen“ — schrieb Scharnhorst — „die ganze Anlage des Krieges ist so, daß im Verlaufe dieses Feldzuges uns sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann.“ Schon der Aufruf vom 3. Februar hatte Erfolge, welche niemand außer Scharnhorst für möglich gehalten. Es war der stolzeste Augenblick in Scharnhorsts Leben, als er den König einst in Breslau ans Fenster führte und ihm die jubelnden Scharen der Freiwilligen zeigte, wie sie in malerischen Gewimmel, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, ein endloser Zug, sich an den alten Giebelhäusern des Ringes vorüberdrängten. Dem König stürzten die Tränen aus den Augen. Treu und gewissenhaft hatte er seines schweren Amtes gewartet in dieser langen Zeit der Leiden und oftmals richtiger gerechnet als die Kriegspartei; was ihm fehlte, war der frohe Glaube an die Hingebung seiner Preußen, jetzt fand er ihn wieder.

Seit dem 17. März traten auch die breiten Massen des Volkes in das Heer ein. Durch den Wetteifer aller Stände wurde die größte kriegerische Leistung möglich, welche die Geschichte von gesitteten Nationen kennt. Dies verarmte kleine Volk verstärkte die sechsundvierzig-

tausend Mann der alten Linienarmee durch fünfundneunzigtausend Rekruten und stellte außerdem über zehntausend freiwillige Jäger, sowie hundertzwanzigtausend Mann Landwehr, zusammen zweihunderteinundsiebzigtausend Mann, einen Soldaten auf siebzehn Einwohner, unvergleichlich mehr, als Frankreich einst unter dem Drucke der Schreckensherrschaft aufgeboten hatte — das alles noch im Verlaufe des Sommers, ungerechnet die starken Nachschübe, welche späterhin zum Heere abgingen. Natürlich, daß die entlassenen Offiziere sich sofort herbeidrängten, um die Ehre ihrer alten Fahnen wiederherzustellen. Sobald General Oppen auf seinem märkischen Landgute von dem Anrücken des vaterländischen Heeres hörte, nahm er seinen alten Säbel von der Wand und ritt, wie ein Rittersmann in den alten Tagen der Wendenkriege, mit einem Knechte spornstreichs hinüber zu seinem alten Waffengefährten Bülow. Der stellt den herkulischen Mann mit den blitzenden Augen lachend seinen Offizieren vor: „Das ist einer, der das Einhauen versteht“ — überträgt ihm den Befehl über die Reiterei, und einmal bei der Arbeit, bleibt der Wildfang fröhlich dabei, ein unersättlicher Streiter, bis zum Einzuge in Paris.

Neben den alten Soldaten empfand die gebildete Jugend den Ernst der Zeit am lebhaftesten; in ihr glühte die schwärmerische Sehnsucht nach dem freien und einigen deutschen Vaterlande. Kein Student, der irgend die Waffen schwingen konnte, blieb daheim; vom Katheder hinweg führte Professor Steffens nach herzlicher Ansprache seine gesamte Hörschaft zum Werbeplatze der freiwilligen Jäger. Der König rief auch seine verlorenen alten Provinzen zu den Fahnen: „Auch ihr seid von dem Augenblicke, wo mein treues Volk die Waffen ergriff, nicht mehr an den erzwungenen Eid gebunden.“ Da aber eine Massenerhebung in den unglücklichen Landen vorerst noch ganz unmöglich war, so eilten mindestens Ostfriesen und Markaner von der Göttinger Universität zu den preußischen Regimentern, desgleichen die gesamte Studentenschaft aus dem treuen Halle, das unter westfälischer Herrschaft die Erinnerungen an den alten Dessauer und die gute preußische Zeit nicht ver-

gessen hatte. Derselbe Geist lebte in den Schulen. Aus Berlin allein stellten sich dreihundertsiebzig Gymnasiasten. Mancher schwächliche Junge irrte betrübt, immer wieder abgewiesen, von einem Regimente zum andern, und glücklich, wer, wie der junge Vogel von Falkenstein, zuletzt doch noch von einem nachsichtigen Kommandeur angenommen wurde. Die Beamten meldeten sich so zahlreich zum Waffendienste, daß der König durch ein Verbot den Gerichten und Regierungen die unentbehrlichen Arbeitskräfte sichern mußte; in Pommern waren die königlichen Behörden während des Sommers nahezu verschwunden, jeder Kreis und jedes Dorf regierte sich selber, wohl oder übel.

EIN VOLK ERLEBT SICH SELBST

Aber auch der geringe Mann hatte in Not und Plagen die Liebe zum Vaterlande wiedergefunden: stürmisch, wie nie mehr seit den Zeiten der Religionskriege, war die Seele des Volkes bewegt von den großen Leidenenschaften des öffentlichen Lebens. Der Bauer verließ den Hof, der Handwerker die Werkstatt, rasch entschlossen, als verstünde sich's von selber: Die Zeit war erfüllt, es mußte sein. War doch auch der König mit allen seinen Prinzen ins Feldlager gegangen. In tausend rührenden Zügen bekundete sich die Treue der kleinen Leute. Arme Bergknappen in Schlesien arbeiteten wochenlang unentgeltlich, um mit dem Lohne einige Kameraden für das Heer auszurüsten; ein pommerscher Schäfer verkaufte die kleine Herde, seine einzige Habe, und ging dann wohlbewaffnet zu seinem Regimente. Mit Verwunderung sah das alte Geschlecht alle jene herzerschütternden Auftritte, woran der Ernst der allgemeinen Wehrpflicht uns Nachlebende längst gewöhnt hat: Hunderte von Brautpaaren traten vor den Altar und schlossen den Bund für das Leben, einen Augenblick bevor der junge Gatte in Kampf und Tod hinauszog. Nur die Polen in Westpreußen und Oberschlesien teilten die Hingebung der Deutschen nicht; auch in einzelnen Städten, die bisher vom Heeresdienste frei gewesen, stießen die neuen Gesetze auf Widerstand. Das deutsche und litauische

Landvolk der alten Provinzen dagegen war seit dem gestrengen Friedrich Wilhelm I. mit der Wehrpflicht vertraut. Zugleich wurden überall öffentliche Sammlungen veranstaltet, wie sie bisher nur für wohltätige Zwecke üblich waren: dies arme Viertel der deutschen Nation brachte mit der Blüte seiner männlichen Jugend auch die letzten kargen Reste seines Wohlstandes zum Opfer für die Wiederauferstehung des Vaterlandes. Von barem Gelde war wenig vorhanden, aber was sich noch auftreiben ließ von altem Schmuck und Geschmeide, ging dahin. In manchen Strichen der alten Provinzen galt es nach dem Kriege als eine Schande, wenn ein Haushalt noch Silberzeug besaß. Kleine Leute trugen ihre Trauringe in die Münze, empfingen eiserne zurück mit der Inschrift: „Gold für Eisen“; manches arme Mädchen gab ihr reiches Lockenhaar als Opfer.

Eine wunderbare, andächtige Stille lag über dem in allen seinen Tiefen erregten Volke. Den Lärm der Presse und der Vereine kannte die Zeit noch nicht; aber auch im vertrauten Kreise wurde selten eine prahlerische Rede laut. In den Tagen ihres häuslichen Stillebens hatten die Deutschen gern überschwenglichen Ausdruck an nichtigen Gegenstand verschwendet; jetzt ward das Leben selber reich und ernst, jeder empfand die Größe der Tat, die Armut des Wortes. Jeder fühlte, wie Niebuhr gestand, still „die Seligkeit, mit seinem ganzen Volke, den Gelehrten und den Einfältigen, dasselbe Gefühl zu teilen“, und allen ward „liebend, friedlich und stark zumute“. Recht nach dem Herzen seines Volkes hatte Friedrich Wilhelms frommer Sinn den Wahlspruch „mit Gott für König und Vaterland“ der Landwehr gegeben und angeordnet, daß die ausgehobenen Wehrmänner vom Sammelplatze sogleich zu einer kirchlichen Feier geführt wurden. In jeder Kirche des Landes sollte eine Gedächtnistafel die Namen der ruhmvoll gefallenen Söhne der Gemeinde bewahren. Schwer hatte die Hand des lebendigen Gottes auf den Bildungsstolzen gelastet; ergeben und erhoben blickte dies neue Geschlecht wieder mit festem Vertrauen zu „dem alten deutschen Gott“ empor und hoffte mit seinem Dichter:

Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

Als die ersten Freiwilligen nach Breslau zogen, sangen sie noch das Reiterlied der Wallensteiner. Bald aber schuf sich das Heer seine eigenen Gesänge. Unversieglich wie einst den frommen Landsknechten floß den neuen Wehrmännern der Quell der Lieder. Beim Ausmarsch klang es: „Die Preußen haben Alarm geschlagen!“ und dann schlang sich ein dichter Kranz kunstloser Volksweisen um jedes Erlebnis des langen Krieges, bis zuletzt der fröhliche Zapfenstreich: „Die Preußen haben Paris genommen!“ noch einmal ein Zeugnis gab von der kriegsmutigen und doch zugleich tief innerlich friedfertigen Stimmung dieses Volkes in Waffen.

DIE VATERLÄNDISCHE DICHTUNG

Als bald ward es auch auf den Höhen des deutschen Parnasses lebendig. Nur der alte Goethe wollte sich zu der neuen Zeit kein Herz fassen; verstimmt und hoffnungslos zog er sich von dem kriegerischen Treiben zurück und meinte: „Schüttelt nur an euren Ketten; der Mann ist euch zu groß!“ Doch wer sonst im Norden dichterisches Feuer in den Adern fühlte, jauchzte auf „beim Anbruch seines Vaterlands“, wie Fichte sagte. Was politisch gereifte Völker in der Presse, in Reden und publizistischen Abhandlungen aussprechen, gewann in diesem Geschlechte, dem die Dichtung noch immer die Krone des Lebens war, sofort poetische Gestalt; und so entstand die schönste politische Poesie, deren irgendein Volk sich rühmen kann — eine Reihe von Gedichten, an denen wir Nachkommen uns versündigen würden, wenn wir dies Vermächtnis einer Heldenzeit jemals bloß mit ästhetischen Blicken betrachteten. An Kleists mächtige Gestaltungskraft reichten die Dichter des Befreiungskrieges nicht heran; wer aber in der Poesie den Herzenskündiger der Nationen sieht, wendet sich gleichwohl von jenen dämonischen Klängen des Hasses aufatmend hinweg zu den hellen und frischen Liedern, welche die Freude des offenen Kampfes gebar. Welch

ein Segen doch für unser Volk, daß sein gepreßtes Herz wieder froh aufjubeln durfte, daß nach langem, dumpfem Harren und Grollen wieder der Eidschwur freier Männer zum Himmel stieg:

Und hebt die Herzen himmeln
Und himmeln die Hände,
Und schwöret alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Freudig wie die Signale der Flügelhörner tönten Fouqués Verse: „Frischauf zum fröhlichen Jagen!“ — und in Arndts Liede: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ klang das schmetternde Marsch! Marsch! der deutschen Reiter wieder. Keiner hat den Sinn und Ton jener schwärmerischen Jugend glücklicher getroffen als der ritterliche Jüngling mit der Leier und dem Schwerte, Theodor Körner. Jetzt zeigte sich erst ganz, was Schillers Muse den Deutschen war. Ihr hohes sittliches Pathos setzte sich um in patriotische Leidenschaft, ihre schwungvolle Rhetorik ward das natürliche Vorbild für die Jünglingspoesie dieses Krieges. Der Sohn von Schillers Herzensfreunde erschien dem jungen Geschlechte als der Erbe des großen Dichters — wie er so siegesfroh mit den Lützower Jägern in den Kampf hinausritt, ganz durchglüht von deutschem Freiheitsmuth, ganz unberührt von den kleinen Sorgen des Lebens, wie er auf jeder Rast und jeder Beiwacht seine feurigen Lieder von der Herrlichkeit des Krieges dichtete und endlich, den Sang von der Eisenbraut noch auf den Lippen, durch einen tapferen Reitertod den heiligen Ernst seiner Reden bezeugte — in Wort und Tat ein rechter Vertreter jener warmherzigen Männlichkeit, welche die begabten Obersachsen auszeichnet, wenn sie sich nur erst losgerissen haben aus der zahmen Schüchternheit ihres heimatlichen Lebens.

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht —

mit diesen Worten hat Körner selbst den Ursprung und Charakter der großen Bewegung geschildert. Sie blieb

durchaus auf den deutschen Norden beschränkt. Wohl war die Lützowsche Freischar ausdrücklich zur Aufnahme von Nichtpreußen bestimmt, in ihr sollte sich der Gedanke der Einheit Deutschlands verkörpern. Mancher junge Mann aus den Kleinstaaten meldete sich im „Zepter“ zu Breslau, wo die Lützower ihren Werbeplatz aufgeschlagen hatten. Auch zwei süddeutsche Poeten, Rückert und Uhland, stimmten mit ein in den lauten Chor der patriotischen Dichtung. Die Masse des Volkes jedoch außerhalb Preußens empfand von dem Heldenzorne dieses Krieges wenig. Steins Hoffnungen auf eine einmütige Erhebung der Nation erwiesen sich als irrig. Nur in den vormals preußischen Provinzen und in einzelnen, unmittelbar von den Napoleoniden beherrschten Strichen des Nordwestens stand das Volk freiwillig auf, sobald die Heersäulen der Befreier nahten; überall sonst erwartete man geduldig den Befehl des Landesherrn und die Macht der vollendeten Tatsachen. Die Mecklenburger und Anhaltischen Herzöge schlossen sich den altbefreundeten preußischen Nachbarn an; ein weimarisches Bataillon ließ sich gleich beim Anbruche des Krieges von den Preußen gefangennehmen, um nachher, wie die tapferen Strelitzer Husaren, in das Yorcksche Korps einzutreten. Alle anderen Rheinbündner folgten dem Befehle des Protektors, die meisten noch mit dem ganzen Feuereifer napoleonischer Landsknechtsgesinnung. Der deutsche Befreiungskrieg war in seiner ersten, schwereren Hälfte ein Kampf Preußens gegen die von Frankreich beherrschten drei Viertel der deutschen Nation.

Wie einst der Beginn der modernen deutschen Staatenbildung, so ging auch die Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit allein vom Norden aus. Die neuen politischen und sittlichen Ideale der erregten Jugend trugen das Gepräge norddeutscher Bildung; der alte deutsche Gott, zu dem sie betete, war der Gott der Protestanten, all ihr Tun und Denken ruhte, bewußt oder unbewußt, auf dem sittlichen Grunde der strengen Kantischen Pflichtenlehre. Es wurde folgenreich für lange Jahrzehnte der deutschen Geschichte, daß doch nur die norddeutschen Stämme wirklichen Anteil hatten

an den schönsten Erinnerungen dieses neuen Deutschlands, während der Süden erst zwei Menschenalter später des Glückes teilhaftig ward, für das große Vaterland zu kämpfen und zu siegen.

Bald genug zeigte sich die prophetische Wahrheit, die in den harten Worten Fichtes lag: „Auch im Kriege wird ein Volk zum Volke; wer diesen Krieg nicht mitführt, kann durch kein Dekret dem deutschen Volke einverleibt werden.“ Das neue Preußen, sein Staat und sein Heer, hatte sich gebildet im bewußten Gegensatze zu allem ausländischen Wesen; die Staaten des Südens verdankten der Herrschaft Frankreichs ihr Dasein, ihre Institutionen, ihre militärischen Erinnerungen; darum war im Norden die Liebe zum Vaterlande ein starkes, sicheres nationales Gefühl, während im Süden die französischen Ideen noch lange vorherrschten und der Name Deutschland nur ein leeres Wort blieb. Wohl schlug sich der kurmärkische Bauer und der schlesische Weber nur für Weib und Kind und für seinen angestammten König; aber die Blücher, Yorck und Bülow, die er als seine Preußenhelden ehrte, waren doch wirklich die Helden des neuen Deutschlands. Der süddeutsche Landmann wußte nichts von ihnen. Und etwas von den deutsch-patriotischen Gedanken, welche die bewaffnete Jugend der gebildeten Stände erfüllten, drang doch allmählich bis in die niederen Schichten des preußischen Volkes herab. Jener demokratische Zug, der seit der Befestigung der absoluten Monarchie im preußischen Staate lebendig war, verstärkte sich mächtig während dieses Krieges. Wie vormals die gemeinsame Freude an den Werken der deutschen Dichtung die Unterschiede der Stände etwas ausgeglichen hatte, so fanden sich jetzt alle Klassen zusammen in der ungleich wirksameren Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung. Die Geschäfte der Landwehrausschüsse, die Übungen des Landsturms, die öffentlichen Sammlungen und die Liebesarbeit in den Hospitälern brachten auch die Daheimgebliebenen einander näher; der schroffe Junker lernte mit den Bürgersleuten der Kreisstadt freundnachbarlich zu verkehren; wer in dieser Zeit sich hervorgetan, blieb sein Leben lang ein geachteter Mann.

DER DEUTSCHE KRIEG

Vollends das Heer verwuchs zu einer großen Gemeinde, und nach dem Frieden lebte die alte treue Waffenbrüderschaft in den Vereinen und Festen der Kameraden fort. Das eigentümliche scharfe und schneidige Wesen der friderizianischen Armee blieb erhalten, desgleichen das stolze Gefühl aristokratischer Standesehre unter den Offizieren. Aber die alten Berufssoldaten mußten sich gewöhnen, mit den gebildeten jungen Mannschaften ruhig und freundlich umzugehen. Gerade die besten unter ihnen erkannten willig an, wieviel gesunde Kraft dem Offizierskorps aus den Reihen der freiwilligen Jäger zuströmte; mit herzlicher Freude lobte Gneisenau die jungen Freiwilligen: „Es wird mir schwer, mich der Tränen zu enthalten, wenn ich diesen Edelmut, diesen hohen deutschen Sinn gewahr werde.“ Da die Hauptmasse der Freiwilligen aus Studenten und studierten Leuten bestand, so behauptete der jugendliche Ton akademischer Fröhlichkeit auch im Feldlager sein Recht, nur daß er sich der strengen Mannszucht fügen mußte. Wie oft haben die Lützower Jäger den „Landesvater“ gesungen; das alte Lied war ihnen jetzt doppelt teuer, da sie in vollem, heiligem Ernst ihr gutes Schwert zum Hüter weihten für das Vaterland, das Land des Ruhmes. Die jungen Freiwilligen wurden wirklich, wie Scharnhorst vorausgesagt, die besten Soldaten; die Haltung der gesamten Mannschaft ward freier und gesitteter durch den Verkehr mit den gebildeten jungen Männern. Auch der rohe Bauernbursch lernte einige von den schwungvollen Liedern der Freiwilligen. Als dann die Zeit der Siege kam und die Preußen immer wieder in befreite deutsche Städte ihren jubelnden Einzug hielten, als endlich der deutsche Rhein zu den Füßen der Sieger lag, da ahnte selbst der geringe Mann, daß er nicht bloß für seine heimatliche Hofstatt focht. Der Gedanke des Vaterlandes ward lebendig in den tapferen Herzen, die Preußen fühlten sich stolz als die Vorkämpfer Deutschlands. Seit Cromwells eisernen Dragonern hatte die Welt nicht mehr ein Heer gesehen, das so durchdrungen war von heiligem, sittlichem Ernst, und es war nicht wie jene

eine fanatische Partei, sondern ein ganzes Volk. Alle die alten trennenden Gegenstände des politischen Lebens verschwanden in dem Einmut dieses Kampfes: Marwitz, der abgesagte Gegner der Volksheere, übernahm willig den Befehl über eine Landwehrbrigade, hatte seine Lust an dem festen Mute seiner märkischen Bauern.

Alle diese heißen Leidenschaften, die nur ein mannhaftes Volk zum höchsten Wagen entflammen können, waren erwacht, und doch blieb die ungeheure Bewegung in den Schranken der Gesittung. Nichts von jenem finsternen kirchlich-nationalen Fanatismus, der die Erhebung der Russen und der Spanier so unheimlich erscheinen ließ. Dies junge Deutschland, das jetzt mit flammenden Augen seine Speere schüttelte, trug die Kränze der Kunst und Wissenschaft auf seinem Scheitel, und mit gerechtem Stolze durfte Boeckh am Ausgang dieses schlachtenreichen Sommers rufen: „Siehe, hier ist Germanien, mit Waffen so gut wie mit Gedanken gerüstet!“ Die diesen Kampf mit Bewußtsein führten, fühlten sich auserwählt durch Gottes Gnade, das Reich der Arglist und der ideenlosen Gewalt zu zerstören, einen dauerhaften Frieden zu begründen, der allen Völkern wieder erlauben sollte, nach ihrer eigenen Art, in schönem Wettstreit sich selber auszuleben. Der deutsche Krieg galt der Rettung der alten nationalen Formen der abendländischen Kultur, und als er siegreich zu Ende ging, sagte der Franzose Benjamin Constant: „Die Preußen haben das menschliche Angesicht wieder zu Ehren gebracht!“

Über die künftige Verfassung des befreiten Deutschlands hatte dies kindlich treuherzige Geschlecht freilich noch nicht nachgedacht. War nur erst alles, was in deutscher Zunge sprach, wieder beisammen, so konnte es ja gar nicht fehlen, daß ein starkes, einiges, volkstümlich freies Reich sich wieder erhob. Nach den Mitteln und Wegen fragte niemand, jeder Zweifler wäre des Kleinmuts bezichtigt worden, der Krieg, allein der Krieg nahm aller Gedanken in Anspruch. Außer jenen rohen Schmähschriften wider den Feind, welche in keinem schweren Kriege fehlen, erschienen in diesem Frühjahr nur solche politische Schriften, die unmittelbar auf die

Erregung der Kampflust berechnet waren; so Arndts köstliche Büchlein und Pfuels Erzählung von dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland, die erste getreue Darstellung der großen Katastrophe, ein kleines Buch von mächtiger Wirkung. Auch die einzige norddeutsche Zeitung, welche eine bestimmte politische Richtung verfolgte, Niebuhrs Preußischer Korrespondent, befaßte sich nicht näher mit den großen Fragen der deutschen Zukunft.

Nur Fichte wollte und mußte sich Klarheit verschaffen. In der frohen Erregung dieser hoffnungsreichen Tage war dem Philosophen die Majestät des Staatsgedankens aufgegangen. Er erkannte dankbar, daß die Wiedergeburt des alten Deutschlands doch früher erfolgte, als er einst in seinen Reden angenommen, sah mit Freuden seine Hörer allesamt zum Kampfe ziehen, trat selber mit Säbel und Pike in die Reihen des Berliner Landsturms. Und da er nun mit Händen griff, welche Opfer eine geliebte und geachtete Staatsgewalt ihrem Volke zumuten darf, lernte er größer denken von dem Wesen der politischen Gemeinschaft und schilderte in seiner Staatslehre den Staat als den Erzieher des Menschengeschlechts zur Freiheit: ihm sei auferlegt, die sittliche Aufgabe auf Erden zu verwirklichen. Dann verkündete er kurz vor seinem Tode, in dem „Fragmente einer politischen Schrift“, zum ersten Male mit voller Bestimmtheit die Meinung, daß allein dem preußischen Staate die Führung in Deutschland gebühre. Alle Kleinfürsten hätten immer nur ihrem lieben Hause gelebt, auch Österreich brauche die deutsche Kraft nur für seine persönlichen Zwecke. Nur Preußen ist ein eigentlich deutscher Staat, hat als solcher durchaus kein Interesse, zu unterjochen oder ungerecht zu sein; der preußische Staat ist Deutschlands natürlicher Herrscher, er muß sich erweitern zum Reiche der Vernunft, sonst geht er zugrunde. Das Fragment war ein teures Vermächtnis, das der tapfere und einflußreiche Lehrer der norddeutschen Jugend seinen Schülern hinterließ, zugleich ein bedeutungsvolles Symptom der Ahnungen und Wünsche, welche in den Kreisen der Patrioten gärten. Jedoch die Absicht, einzugreifen in die Politik des

Tages, lag dem Idealisten fern. Er schrieb seine prophetischen Gedanken nur nieder, „damit sie nicht untergehen in der Welt“, und erst geraume Zeit nach seinem Tode sind sie veröffentlicht worden. Für die harten Aufgaben des politischen Parteilebens hatte die Zeit noch gar kein Verständnis. Nur das eine Ziel der Vernichtung der Fremdherrschaft stand den Patrioten klar und sicher vor Augen; was darüber hinaus lag, waren hochsinnige Träume, so unbestimmt, so gestaltlos wie das in jenem Königsberger Winter gedichtete Lied: Was ist des Deutschen Vaterland?

DAS PREUSZISCHE VOLKSHEER

Das russische Hauptquartier und die Wiener Hofburg konnten sich nicht genug verwundern, wie unbegreiflich schnell das Werk der preußischen Rüstungen vorstatten ging. In Scharnhorsts Händen liefen alle Fäden des ungeheuren Netzes zusammen, und er verfuhr nach einem festen, seit Jahren durchdachten Plane. Da man rasch mit einer zahlreichen Feldarmee den Angriff beginnen wollte und überdies wünschen mußte, den beiden anderen Ostmächten durch die baldige Aufstellung starker Streitkräfte die Leistungsfähigkeit Preußens zu zeigen, so ergab sich als erste Aufgabe die Vermehrung der Linientruppen. Darum wurde schon seit dem Dezember die Bildung der Reservebataillone betrieben und vollendet. Wesentlich demselben Zweck diente das Aufgebot der freiwilligen Jäger; sie sollten den Stamm bilden für die Offiziere und Unteroffiziere der Armee, und in der Tat ist ein großer Teil der Generale und Stabsoffiziere, welche späterhin in müden Friedensjahren die Gesinnungen einer großen Zeit dem Heere erhielten, aus der Schule jener Freiwilligen hervorgegangen.

Die Einberufung der Freiwilligen ließ sich allenfalls noch vor den Franzosen beschönigen, ohne daß man die diplomatische Maske völlig abnahm. Sie erfolgte unter kluger Schonung der tief eingewurzelten Vorurteile, welche sich der allgemeinen Dienstpflicht noch entgegenstimmten. Die Söhne der höheren Stände kurzab als

Gemeine einzustellen, ging schlechterdings nicht an; deshalb wurden die Freiwilligen, die sich selber ausrüsteten, in besondere, den Regimentern zugeteilte Jägerdetachements eingereiht und durch die grüne Jägeruniform vor der Masse der Mannschaft ausgezeichnet, sie erfuhren eine ihren Standesgewohnheiten entsprechende Behandlung, erhielten eine besonders sorgfältige Ausbildung und das Recht, nach einigen Monaten ihre Offiziere selbst zu wählen. Darauf erfolgte die Aufhebung aller Vorrechte und die Verordnung vom 22. Februar, die jede Umgehung der Wehrpflicht mit strengen Strafen belegte. Auch diese Schritte konnten zur Not noch vor dem französischen Gesandten entschuldigt werden. Sie erregten viel Unwillen in dem treuen Volke — denn wozu der Zwang, da doch freiwillig so viel mehr geleistet wurde, als der König verlangte? — und doch waren sie unerläßlich. Der Staat mußte für die Linie und die Landwehr mit Sicherheit auf alle Wehrfähigen zählen können, auch in den Bezirken, welche geringeren Eifer zeigten.

Dann erst, als die diplomatischen Verhandlungen abgebrochen, die Cadres⁹⁹ der Linie schon formiert und nahezu gefüllt waren, erschien das Landwehrgesetz, das einer offenen Kriegserklärung gleichkam. Scharnhorsts Landwehrplan war von Haus aus in einem größeren Sinne gedacht als die Entwürfe des Königsberger Landtags. Auch er rechnete, wie die Ostpreußen, zunächst auf die Tätigkeit der Kreis- und Provinzialstände, wendete die Grundsätze der neuen Selbstverwaltung auf das Heerwesen an. In jedem Kreise traten zwei ritterschaftliche, ein städtischer und ein bäuerlicher Deputierter zu einem Ausschusse zusammen, um aus der Gesamtheit der Männer zwischen siebzehn und vierzig Jahren, die nicht in der Linie dienten, die Landwehrmänner auszuwählen; zwei Generalkommissare, ein königlicher und ein ständischer, leiteten die Aushebung und Ausrüstung in jeder Provinz. Die Mannschaften trugen an Kragen und Mütze die Farben ihrer Provinz, die Offiziere die Uniform der Landstände. Die Formation der Bataillone und Kompanien folgte so weit als möglich den Grenzen der Kreise und Gemeinden, dergestalt, daß der Nachbar

in der Regel mit dem Nachbar in einem Gliede stand; die Offiziere bis zum Hauptmann aufwärts wurden gewählt, die Stabsoffiziere, zum Teil auf Vorschlag der Stände, vom Könige ernannt. Gleichwohl war diese *armée bourgeoise*, wie Napoleon sie höhnend nannte, keineswegs bloß ein für die Verteidigung der nächsten Heimat bestimmtes Provinzialheer. Vielmehr wurde die Landwehr auf die Kriegsartikel verteidigt und zu allem verpflichtet, was dem stehenden Heere oblag; sie war uniformiert — freilich sehr einfach, mit der Dienstmütze und der Litewka, die sich aus dem blauen Sonntagsrocke der Bauern leicht zurechtschneiden ließ — und der König behielt sich vor, die einzelnen Wehrmänner oder auch ganze Bataillone zur Feldarmee heranzurufen. Die gesamte männliche Bevölkerung bis zum vierzigsten Jahre sollte also, wenn es not tat, zur Verstärkung der offensiven Streitkräfte des Staates dienen; die Ostpreußen mußten auf Befehl des Königs ihren enger gedachten Entwurf abändern, ihre Landwehr ebenfalls zum Dienste außerhalb der Provinz verpflichten. Die Mehrzahl der Mannschaften bestand aus Bauern und kleinen Leuten, zumal in Schlesien, wo fast alle gebildeten jungen Leute bei den freiwilligen Jägern eingetreten waren. Die Offiziere waren zumeist Gutsbesitzer, zum Teil auch Beamte oder junge Freiwillige, nur wenige darunter militärisch geschult. Für die Ausrüstung konnte der erschöpfte Staat nur kümmerlich sorgen; das erste Glied des Fußvolks trug Piken, bewaffnete sich erst im Verlaufe des Kriegs zum Teil mit erbeuteten feindlichen Gewehren.

Monate mußten vergehen, bis eine solche Truppe in der Feldschlacht verwendet werden konnte. Während des Frühjahrsfeldzugs wurde die Landwehr nur notdürftig eingeübt oder zum Festungskriege benutzt; erst nach dem Waffenstillstand rückte sie in größeren Massen ins Feld. Auch dann noch bildete die Linie, der ja alle höheren Führer und die technischen Truppen ausschließlich angehörten, selbstverständlich den festen Kern des Heeres. Kleist hatte unter den einundvierzig Bataillonen seines Korps sechzehn Landwehrbataillone, Bülow unter der gleichen Zahl nur zwölf; nur in Yorcks Korps über-

wog die Landwehr — mit vierundzwanzig Bataillonen unter fünfundvierzig. Die Wehrmänner hatten noch eine Zeitlang mit den natürlichen Untugenden ungeschulter Truppen zu kämpfen: beim ersten Angriff hielten sie nicht leicht stand, wenn ein unerwartetes Bataillonsfeuer sie in Schrecken setzte; kam es zum Handgemenge, dann entlud sich die lang verhaltene Wut der Bauern in fürchterlicher Mordgier; nach dem Siege waren sie schwer wieder zu sammeln, da sie den geschlagenen Feind immer bis an das Ende der Welt verfolgen wollten. Nach einigen Wochen wurde ihre Haltung sicherer, und gegen den Herbst hin begann Napoleons Spott über „dies Gewölk schlechter Infanterie“ zu verstummen. Die kampfgegewohnten Bataillone der Landwehr waren allmählich fast ebenso kriegstüchtig geworden wie das stehende Heer, wenngleich sie weder mit der Disziplin noch mit der stattlichen äußeren Haltung der Linientruppen wetteifern konnten und immer unverhältnismäßige Verluste erlitten: — eine in der Kriegsgeschichte beispiellose Tatsache, die nur möglich ward durch den sittlichen Schwung eines nationalen Daseinskampfes. Schwerer natürlich gelang die Ausbildung der Landwehrreiter; doch haben auch sie unter kundigen Führern manches Vortreffliche geleistet. Marwitz ließ seine märkischen Bauernjungen ihre kleinen Klepper nur auf der Trense reiten, ohne Kandare und Sporen, störte sie nicht in ihren ländlichen Reiterkünsten, verlangte nur, daß sie Pferd und Waffen mit Sicherheit zu brauchen lernten, und brachte diese naturwüchsige Kavallerie nach kurzer Zeit so weit, daß er von ihr im Felddienste alles fordern konnte.

Nach der Einberufung der Landwehr vergingen wieder fünf Wochen, bis am 21. April das Gesetz über den Landsturm unterzeichnet wurde. Die Cadres der Landwehrebataillone mußten erst formiert sein, bevor man zum Aufgebote der letzten Kräfte des Volkes schreiten konnte. Scharnhorst stand damals schon fern von Breslau im Feldlager. Schwerlich ist der General ganz einverstanden gewesen mit Form und Inhalt dieses von einem Zivilbeamten Bartholdi verfaßten Gesetzes, das einem gesitteten Volke Unmögliches zumutete und, vollständig

durchgeführt, der Kriegführung beider Teile das Gepräge fanatischer Barbarei hätte geben müssen. Ausdrücklich war der furchtbare Grundsatz ausgesprochen, daß dieser Krieg der Notwehr jedes Mittel heilige. Sobald der Feind herannahte, sollten auf das Geläute der Sturmglocken alle Männer vom fünfzehnten bis zum sechzigsten Jahre aufstehen, ausgerüstet mit Piken, Beilen, Sensen, Heugabeln, mit jeder Waffe, die nur stechen oder hauen konnte; denn auf die Länge habe der Verteidiger in jedem Terrain immer das Übergewicht. Der Landsturm wird verpflichtet zur Späherei und zum kleinen Kriege: der Feind muß wissen, daß alle seine zerstreuten Abteilungen sofort erschlagen werden. Der Feigling, der Sklavensinn zeigt, ist als Sklave zu behandeln und mit Prügeln zu bestrafen. Auf Befehl des Militärgouverneurs müssen ganze Bezirke verwüstet, Vieh und Geräte weggeschafft, die Brunnen verschüttet, das Getreide auf dem Halme verbrannt werden. Wird eine Gegend überrascht, so sind alle Behörden alsbald aufgelöst — offenbar eine Erinnerung an die tragikomischen Erfahrungen von 1806. Wer genötigt ward, dem Feinde einen Eid zu leisten, ist an den erzwungenen Schwur nicht gebunden. Auch diesen ungeheuren Anforderungen kam das treue Volk mit Freuden nach, soweit es möglich war. In jedem Kreise trat eine Schutzdeputation zusammen zur Leitung des Landsturms. Die müden Alten und die unbärtigen Jungen übten sich eifrig im Gebrauche ihrer rohen Waffen sowie in der freien Kunst des Pfeifens, die den Landstürmern anempfohlen war. Mit Vorliebe pflegte dies Volksheer unbesetzte Höhen zu erstürmen — so machte man seinem Namen doch Ehre. In dem Berliner Landsturm exerzierten die Professoren der Universität zusammen in einer Kompagnie — einer reisigen Schar, die allerdings mehr durch wissenschaftlichen Ruhm als durch kriegerische Kunstfertigkeit glänzte; ja es geschah, daß sogar die Berliner Damen aufgeboten wurden zum Bau der Feldschanzen im Süden der Hauptstadt. Die Errichtung des Landsturmes brachte den großen militärischen Vorteil, daß nach und nach fast die gesamte Linie und Landwehr für den Feld- und Festungskrieg verfügbar

wurde. Von der Ostsee bis zu den Riesenbergen standen auf allen Höhen die Fanale, von Landstürmern behütet.

Das Volksaufgebot erwies sich nützlich im Wach- und Botendienste, auch zum Wegfangen der Marodeure und Versprengten. Im offenen Kampfe dagegen ist der Landsturm nur ganz ausnahmsweise verwendet worden: so erklangen während der ersten Apriltage, noch bevor das Gesetz erschienen war, die Sturmglocken in allen Dörfern an der Havel, und bewaffnete Bauernhaufen schlossen sich freiwillig den Truppen an, die gegen Magdeburg zogen. In den großen Städten rief die fanatische Härte des Gesetzes begründete Beschwerden hervor. Da überdies die Gefahr anarchischer Zügellosigkeit sehr nahe lag, das bürgerliche Leben der Arbeitskräfte nicht entbehren konnte und die Beamten der alten Schule vor bewaffneten Volkshaufen ein instinktives Grauen empfanden, so wurden schon im Laufe des Sommers die übertriebenen Ansprüche des Edikts durch einige neue Erlasse gemildert. Der Landsturm stand fortan unter den Kriegsartikeln und diente wesentlich zur Ausbildung der Reservebataillone für die Landwehr; in den großen Städten fiel er ganz hinweg, aus dem brauchbarsten Drittel seiner Mannschaft wurden Bürgerkompagnien für den Sicherheitsdienst gebildet. Gleichwohl war die Errichtung des Landsturms sehr folgenreich. Sie belebte in dem Volke das Bewußtsein, daß dieser heilige Krieg die gemeinsame Sache aller sei; wie vielen wackeren Alten ist es ein Trost geblieben bis zum Grabe, daß sie doch auch die Waffen für das Vaterland getragen hatten. Noch stärker war die Wirkung auf die Feinde, die nach ihren spanischen Erfahrungen nichts so sehr fürchteten als einen Krieg aller gegen alle. Schon der glücklich gewählte Name dieses Volksaufgebots erregte Schrecken im Lager der Rheinbündner; wie unheimlich klang das Landsturmlied:

Ha, Windsbraut sei willkommen,
Willkommen Sturm des Herrn!

Die übereilte Räumung der Marken im Frühjahr und nachher die unsicheren Operationen der Marschälle auf

ihren Zügen gegen Berlin erklären sich nur aus der unbestimmten Angst vor einer Massenerhebung.

Ein wunderbarer Anblick, wie dieser von allen Geldmitteln entblößte Mittelstaat so mit einem Male wieder eintrat in die Reihe der großen Militärmächte. Nur ein Meister konnte allen den ungestümen Kräften, die so urplötzlich aus den Tiefen unseres Volkslebens hervorbrachen, Form, Maß und Richtung geben. Unbeirrt durch Widerspruch und Verkennung, führte Scharnhorst seine militärisch-politischen Pläne durch, und ihm gelang, was in der modernen Geschichte für unmöglich gegolten hatte: ein ganzes Volk zu einem kriegsfertigen Heere umzubilden. Ihm ward das höchste Glück, das dem großen Menschen beschieden ist: er durfte endlich zeigen, was er vermochte. Er wußte, daß die Geschicke seines Landes auf seinen Schultern lagen, und einmal doch kam ein Wort des Stolzes über die Lippen des Anspruchslosen: „Ich verfare despotisch“, so schrieb er seiner Tochter, „und lade viel Verantwortung auf mich, aber ich glaube dazu berufen zu sein.“

DIE KLEINLICHEN BUNDESGENOSSEN

Hardenbergs diplomatische Künste, die Schwankungen am Hofe und das Warten auf Österreich hatten den Ausbruch des Krieges um einige Wochen verzögert. Und doch fühlte sich Napoleon überrascht; Maret selbst gestand dem Gesandten Krusemark beim Abschied: sein Kaiser hätte die Gefahr nicht für so nahe gehalten. Durch den Abfall Preußens wurden die Kriegspläne des Imperators verändert. An einen Angriff auf das Zarenreich ließ sich vorerst nicht mehr denken, die nächste Aufgabe war die Vernichtung Preußens. Schon am 27. März ließ Napoleon der Hofburg die Aufteilung des preußischen Staates vorschlagen, dergestalt, daß Schlesien an Österreich zurückfiele, Sachsen und Westfalen durch je eine Million preußischer Untertanen vergrößert würden und dem Hause Hohenzollern nur noch ein Kleinstaat mit einer Million Einwohnern an der Weichsel verbliebe. Auf die preußische Kriegserklärung ward mit blutigen Beleidigungen erwidert: Wenn Preußen sein

Erbe zurückfordere, so wisse die Welt, daß dieser Staat alle seine Erwerbungen in Deutschland nur der Verletzung der Gesetze und Interessen des deutschen Reichskörpers verdanke. Und in einem veröffentlichten Berichte an den Kaiser erhob Maret die Anklage: der preußische Hof versammle um sich die Chorführer jener fanatischen Partei, welche den Umsturz der Throne und die Zerstörung der bürgerlichen Ordnung predige. Diese Kriegserklärung, so schloß er höhrend, ist der Dank „für den Tilsiter Vertrag, der den König wieder auf seinen Thron erhob, und für den Pariser Vertrag von 1812, der ihn zur französischen Allianz zuließ!“

In einem solchen Kampfe war jeder Ausgleich undenkbar. Und wie unsicher standen die Aussichten für das große Wagnis! Mit Österreich kamen die Alliierten keinen Schritt weiter. Auf wiederholte dringende Mahnungen ließ sich Metternich endlich am 2. April dahin aus: von einem sofortigen Bruche mit Frankreich könne keine Rede sein; dagegen sei Kaiser Franz bereit, mit den Verbündeten zusammenzuwirken, falls Napoleon die von Österreich beabsichtigten Friedensvorschläge zurückweise. Selbst der junge Graf Nesselrode, der soeben anfang, im Rate des Zaren eine Rolle zu spielen, allezeit ein warmer Freund Österreichs, fand diese Erklärung nichtssagend und ungenügend.

Auch Großbritanniens Hilfe blieb aus. Englische Subsidien waren für den Krieg ebenso unentbehrlich wie der gute Wille Hannovers für den Bestand des künftigen Deutschen Bundes; deshalb wurde die Wiederherstellung der welfischen Besitzungen in Deutschland im Kalischer Verträge ausdrücklich ausbedungen. Die glückliche Insel, die allein unter allen Staaten Europas dem Imperator standhaft die Anerkennung verweigert hatte, galt bei allen deutschen Patrioten als die feste Burg der Freiheit, ihre schlaue und gewalttätige Handelspolitik „als ein heroisches Ringen um die höchsten Güter der Menschheit!“ Mit glühender Begeisterung ward das hochsinnige Welfenhaus verherrlicht. Graf Münster träumte von einem freien Welfenreiche Austrasien, das alle deutschen Lande zwischen Elbe und Schelde umfassen sollte, und fand mit diesem tollen Plane bei manchem deutschen

Patrioten Anklang. Wie oft hatte England einst, als Pitt noch lebte, dem preußischen Staate glänzende Erwerbungen, vornehmlich den Besitz der Niederlande verheißen, wenn er sich dem Bunde gegen Frankreich anschlosse. Nun endlich stand Preußen in Waffen, und nichts schien dem Staatskanzler sicherer, als daß England jetzt mit vollen Händen dem neuen Bundesgenossen entgegenkommen würde.

Das „Ministerium der Mittelmäßigkeiten“ aber, das die Erbschaft Pitts angetreten, hatte von seinem großen Vorfahren nur den zähen Haß gegen die Revolution überkommen, nicht den freien und weiten politischen Blick. Diese Hochtorys bildeten den Herd der europäischen Reaktion, sie erwarteten, wie Lord Castlereagh einmal trocken aussprach, von dem großen Kampfe einfach „die Wiederherstellung der alten Zustände“, verfolgten mit ängstlichem Mißtrauen jede junge Kraft, die im Weltteil sich regte, blickten mit grenzenlosem Hochmut auf die zur Knechtschaft bestimmten Völker des Festlands herab. „Die konstitutionelle Verfassung“, sagte Castlereagh, „ist nicht geeignet für Länder, die sich noch in einem Zustande verhältnismäßiger Unwissenheit befinden; das äußerst gewagte Prinzip der Freiheit muß man eher hemmen als befördern.“ Das Aufsteigen der russischen Macht war dem Kabinett von St. James schon längst unheimlich, und kaum minder erschrocken als Kaiser Franz beobachtete der Prinzregent die stürmische Begeisterung der norddeutschen Jugend, den stolzen Freimut der preußischen Generale. Schwer besorgt schrieb Wellington über die fieberische Erhitzung des preußischen Heeres, das allerdings nicht, wie die Peninsula-Regimenter des eisernen Herzogs, durch den Idealismus der neunschwänzigen Katze in Zucht gehalten wurde.

Da die alte Schwäche der englischen Staatsmänner, die Unkenntnis der festländischen Verhältnisse, in diesem Torykabinett unglaublich reich entwickelt war, so wurde Englands deutsche Politik in Wahrheit durch den Grafen Münster, den vertrauten hannoverschen Rat des Prinzregenten geleitet. Die Tage waren vorüber, da Graf Münster durch seine ausdauernde Feindschaft gegen das

napoleonische Weltreich sich die Achtung des Freiherrn vom Stein verdient hatte; seit Preußen sich erhob, traten nur noch die kleinlichen Züge seines politischen Charakters hervor: der Welfenneid gegen den stärkeren Nachbarn und die gehässigen alten Vorurteile wider „den preußischen Prügel und Ladestock“. Hardenbergs gemäßigte dualistische Pläne erschienen ihm fast noch schrecklicher als Steins unitarische Träume; nun und nimmer durfte die Welfenkrone sich einer höheren Macht beugen. Da sein alter Lieblingsplan, Preußen als eine Macht dritten Ranges auf die Lande zwischen Elbe und Weichsel zu beschränken, durch die Macht der Ereignisse vereitelt und damit das Welfenkönigreich Austrasien leider unmöglich geworden war, so sollte der preußische Staat zum mindesten die englischen Subsidien teuer bezahlen, er sollte nicht nur mit seinem guten Schwerte Hannover für die Welfen zurückerobern, sondern dies Land, das selbst nach seiner Befreiung nicht das mindeste für den deutschen Krieg geleistet hat, auch noch durch altpreußische Provinzen vergrößern. Ohne solche Verstärkung, erklärte der welfische Staatsmann vertraulich, könne Hannover neben Preußen nicht in Sicherheit und Ruhe leben. Der Prinzregent ging auf diese Gedanken um so eifriger ein, da seiner Tochter Charlotte das Thronfolgerrecht in England zustand und mithin der welfische Mannsstamm erwarten mußte, bald wieder auf seine deutschen Erblände beschränkt zu werden; in seinen Briefen freilich versicherte er salbungsvoll, daß er nicht aus persönlichem Interesse handele, sondern sich lediglich verpflichtet fühle, sein Kurland für die Leiden der Franzosenherrschaft zu belohnen. Sir Charles Stewart, der zu Anfang April nach Deutschland hinüberkam, war beauftragt, das Hildesheimer Land, das die Welfen schon im Jahre 1802 nur ungern den Hohenzollern gegönnt hatten, sowie die altpreußischen Gebiete Minden und Ravensberg für das Welfenreich zu verlangen.

Der alternde Staatskanzler war, trotz seiner raschen Feder, der erdrückenden Arbeitslast seines Amtes nicht mehr gewachsen und doch nicht gewillt, seine Herrscherstellung über den Ministern aufzugeben. In dem Strudel

von Arbeiten und frivolen Zerstreuungen sah er seinen königlichen Herrn allzu selten, der Geschäftsgang in der Staatskanzlei begann schleppend und nachlässig zu werden. Leichtfertige Freigebigkeit den welfischen Ansprüchen gegenüber ließ sich ihm gleichwohl nicht vorwerfen. Fast ein Vierteljahr lang hat er diese widerwärtigen Verhandlungen geführt, erst durch Niebuhr, nachher persönlich. Welch ein Anblick! Dies reiche England, das sich stolz den Vorkämpfer der Freiheit Europas nennt, läßt seinen tapfersten Bundesgenossen, der zum Verzweiflungskampfe stürmt, monatelang in unerträglicher Bedrängnis, feilscht mit ihm um Seelen und Schillinge — und dies wegen der dynastischen Laune eines unfähigen Fürsten, die das Wohl des englischen Staates nicht im entferntesten berührt! Genug, als der Feldzug begann, war man noch immer nicht im reinen und der preußische Staat in erdrückender Geldnot.

Selbst das mit Rußland bereits verbündete Schweden hatte mit Preußen noch keinen Vertrag abgeschlossen. Als die Schweden einst den schlaun Karl Johann Bernadotte zu ihrem Thronfolger wählten, erwarteten sie bestimmt, der napoleonische Marschall würde, getreu den alten Traditionen schwedischer Politik, sich an Frankreich anschließen und mit Napoleons Hilfe das verlorene Finnland von den Russen zurückgewinnen. Der kluge Kronprinz ging jedoch andere Wege. Er sah, daß sein Ackerbauland die Kontinentalsperre nicht ertragen konnte, desgleichen, daß die Wiedereroberung von Finnland sehr unwahrscheinlich war. Darum beschloß er, durch die Erwerbung von Norwegen sein neues Vaterland zu entschädigen, seine junge Dynastie im Volke zu befestigen. Schon seit dem Beginne des russischen Krieges stand er mit dem Zaren im Bündnis. Seitdem wurde der Kopenhagener Hof von Rußland, England und Schweden dringend aufgefordert, Norwegen aufzugeben und der großen Allianz beizutreten; selbstverständlich sollten die Dänen sich schadlos halten an jener großen Entschädigungsmasse, die man Deutschland nannte. Der russische Gesandte in Stockholm versprach dem dänischen Geschäftsträger, dem jungen Grafen Wolf Bau-dissin, im Namen Englands: beide Mecklenburg, das

schwedische und vielleicht auch das preußische Pommern, „zwei Dörfer in Deutschland für eines in Norwegen“. Bernadotte selbst ging noch weiter und verhiess: Mecklenburg, Oldenburg, Hamburg und Lübeck. Zum Heile für Deutschland vertraute Friedrich VI. von Dänemark auf Napoleons Glück und fand monatelang keinen festen Entschluß. Dem Gradsinne König Friedrich Wilhelms waren diese häßlichen nordischen Händel von Haus aus widerwärtig. Er hoffte Dänemark durch ehrliche Mittel für die Koalition zu gewinnen, wollte seine Hand nicht bieten zu der Beraubung des kleinen Nachbarn und verweigerte die Genehmigung, als sein Gesandter in Stockholm einen Allianzvertrag abgeschlossen hatte, der den Schweden die Eroberung von Norwegen verbürgte. So geschah das Sonderbare, daß Bernadotte im Frühjahr mit einem kleinen schwedischen Heer in Stralsund landete, um Norwegen in Deutschland zu erobern, und doch mit Preußen noch nicht verbündet war. England gewährte dem zweideutigen Bundesgenossen für seine schwache Schar freigebig eine Million Pfund Sterling Subsidien.

DIE HALTUNG DER RHEINBUNDSTAATEN

Was ließ sich vollends von den Staaten des Rheinbundes erwarten! Mit Bayern verhandelte der Staatskanzler insgeheim schon seit dem Januar. Der Untergang der dreißigtausend Bayern, die in den Schneefeldern Rußlands ihren Tod gefunden, hatte den Münchener Hof doch tief erschüttert. Obgleich Montgelas die norddeutschen Patrioten leidenschaftlich haßte, auch den Gesandten Hertling anwies, dem Hoflager nach Breslau zu folgen und sich fest an St. Marsan anzuschließen, so begann er doch der Opfer für den Protektor müde zu werden, seit sie nichts mehr einbrachten. Die Königin, Kronprinz Ludwig, Anselm Feuerbach und mehrere andere einflußreiche Männer warben rührig für die gute Sache. Ein schweres Hindernis der Verständigung räumte Hardenberg gewandt hinweg. Er wußte, daß König Max Joseph auf den Besitz der fränkischen Markgrafschaften großen Wert legte und deshalb vorm Jahre den Abschluß

des preußisch-französischen Bündnisses mit großer Besorgnis betrachtet hatte. Rasch entschlossen gab er jetzt die Zusage, das königliche Haus werde seine fränkischen Stammlande nicht zurückfordern; beide Teile setzten dabei voraus, daß Preußen durch die vormals pfalz-bayrischen Provinzen am Niederrhein entschädigt werden sollte. Schon war Montgelas bereit, einen Neutralitätsvertrag abzuschließen, da hörte er von Napoleons ungeheuren Rüstungen und von Österreichs zuwartender Haltung. Bei solcher Ungleichheit der Streitkräfte schien ihm Preußens Niederlage sicher. Er brach ab und erfüllte wieder mit gewohntem Eifer seine Vasallenpflicht gegen den Beherrscher des Rheinbundes.

Während die Alliierten also vergeblich versuchten, den mächtigsten Staat des Südens durch freundschaftliche Verhandlungen zu gewinnen, kündigten sie den norddeutschen Staaten schärfere Maßregeln an. Der Breslauer Vertrag vom 19. März bedrohte — ganz im Sinne jener Petersburger Denkschrift Steins — alle deutschen Fürsten, die sich nicht in bestimmter Frist dem Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes anschließen, mit dem Verlust ihrer Staaten; ein Zentralverwaltungsrat unter dem Vorsitz des Freiherrn sollte in sämtlichen norddeutschen Landen — allein Hannover und die vormals preußischen Provinzen ausgenommen — provisorische Regierungen einrichten, die militärischen Rüstungen leiten und die Staatseinkünfte für die Verbündeten einziehen. Den Süden ließ man stillschweigend aus dem Spiele, da Hardenberg an seinen dualistischen Plänen gewissenhaft festhielt und demnach dem österreichischen Hofe in Süddeutschland nicht vorgreifen wollte. In Wien, in London und an allen Rheinbundshöfen erregte dieser erste Versuch praktischer deutscher Einheitspolitik stürmischen Unwillen. Man fragte zornig, ob dieser Jakobiner Stein deutscher Kaiser werden solle. Metternich und Münster waren sofort entschlossen, die Wirksamkeit der unheimlichen unitarischen Behörde zu beschränken.

Noch schärfer redete die Kalischer Proklamation des russischen Oberbefehlshabers Kutusow vom 25. März. Sie sprach die Hoffnung aus, kein deutscher Fürst werde

der deutschen Sache abtrünnig bleiben und also „sich reif zeigen der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen“. Ein junger Obersachse, Karl Müller, hatte das pathetische Schriftstück entworfen, ein fanatischer Teutone, der den Generalstab gern in ein Hildamt verwandeln, die Generaladjutanten zu Hauptwernolden umtaufen wollte. Ganz so haltlos und verschwommen wie die vaterländischen Träume der begeisterten Jugend waren auch die Verheißungen für Deutschlands Verfassung, welche der Feldmarschall im Namen der verbündeten Monarchen gab. Er versprach, daß die Wiedergeburt des ehrwürdigen Reichs allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben, der Zar nur seine schützende Hand darüber halten solle. „Je schärfer in seinen Grundlagen und Umrissen das Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können!“ — Hochtönende, wohlgemeinte Worte, nur schade, daß sie jedes klaren Sinnes entbehrten. Sie sollten nachher in einem Menschenalter der Verbitterung und Verstimmung eine ganz ungeahnte Bedeutung gewinnen. Auf sie vornehmlich beriefen sich späterhin die enttäuschten Patrioten, um zu beweisen, daß die Nation von ihren Fürsten betrogen sei — während doch leider der ureigene Geist des deutschen Volkes selber von den unerläßlichen Vorbedingungen der deutschen Einheit damals noch ebensowenig ahnte wie seine Fürsten.

Die Drohungen der Verbündeten entsprangen der richtigen Erkenntnis, daß die Satrapen Napoleons nur noch für die Sprache der Gewalt empfänglich waren. Aber sollten die starken Worte wirken, so mußte die Tat der Drohung auf dem Fuße folgen. Und sie folgte nicht. Seine natürliche Gutmütigkeit und die stille Rücksicht auf Österreich verhinderten den König, durch die Entthronung seines sächsischen Nachbarn rechtzeitig den deutschen Fürsten ein warnendes Beispiel zu geben. Als die Aufforderung an Friedrich August von Sachsen herantrat, daß er um Deutschlands willen den Treu-

bruch wiederholen sollte, den er im Herbst 1806 um seines Hauses willen begangen hatte, da war die Lage des schwachen Fürsten allerdings schwierig; er mußte früher als die anderen Rheinbundkönige einen Entschluß fassen, in einem Augenblicke, da der Ausgang des Krieges noch unsicher war, und er konnte nicht hoffen, das durch die Russen eroberte Warschau wiederzugewinnen. Es lag jedoch in seiner Hand, durch rechtzeitigen Anschluß sich einen Ersatz für seinen polnischen Besitz zu sichern; der Zar hatte sich dazu längst bereit erklärt. Die Entschädigung für eine so unsichere Krone konnte freilich nicht bedeutend sein; Warschau war, wie jedermann wußte, nur vorläufig in Friedrich Augusts Hände gegeben bis auf weitere Verfügung des Imperators; niemals hatte der wettinische Herzog sich unterstanden, den vornehmen polnischen Königswählern und ihrem wilden Deutschenhasse entgegenzutreten, niemals gewagt, seinen polnischen Truppen irgendeinen Befehl zu geben. Friedrich August wollte trotzdem von dieser polnischen Krone, die schon so viel Unheil über Sachsen gebracht, nicht lassen und hielt zudem die Niederlage seines „Großen Alliierten“ für undenkbar. Er tat beim Heranrücken der Verbündeten, was er schon in der Kriegsgefahr des Jahres 1809 getan: er floh mit seinem Grünen Gewölbe aus dem Lande. Auf die dringende Frage des Königs von Preußen, ob er „ein Widersacher der edelsten Sache“ bleiben wolle, gab er eine nichtssagende Antwort und verwies auf seine bestehenden Verbindlichkeiten.

Sein Minister Graf Senfft — eine jener aufgeblasenen Mittelmäßigkeiten, woran die diplomatische Geschichte der Mittelstaaten so reich ist — entwarf den kindischen Plan einer mitteleuropäischen Allianz, welche Frankreich und Rußland zugleich demütigen und Preußen auf der Stufe einer Macht dritten Ranges darniederhalten sollte; er fühlte jedoch, daß man des Schutzes bedurfte und versuchte daher, sich an die abwartende Neutralitätspolitik Österreichs anzuschließen. Dies Beginnen war nicht nur unausführbar, da Sachsen unvermeidlich den Kriegsschauplatz bilden mußte, sondern auch eine Verletzung des Völkerrechts. Sachsen befand sich noch im

Zustande des Krieges gegen Rußland, also auch gegen Preußen; soeben noch kämpften sächsische Truppen in den Gassen von Lüneburg mit Dörnbbergs tapferen Scharen. Nach einer selbstverständlichen Regel des Völkerrechts darf aber eine kriegführende Macht nicht ohne die Genehmigung des Feindes sich für neutral erklären, weil sonst jeder Besiegte sich den Folgen seiner Niederlage entziehen könnte. Dem österreichischen Hofe wurde diese Erlaubnis erteilt, da Napoleon sowohl wie die Alliierten ihn schonen wollten und auf seinen Beitritt hofften; von dem sächsischen Könige verlangten beide Teile sofortigen Anschluß.

Fast die gesamte sächsische Armee stand in Torgau unter den Befehlen Thielmanns, der beauftragt war, den wichtigen Elbepaß keinem der beiden kämpfenden Teile zu öffnen. Der General war ein tapferer Soldat, aber eitel, großsprecherisch, maßlos ehrgeizig; ein eifriger Diener Napoleons, hatte er sich neuerdings urplötzlich der deutschen Sache zugewendet. Es stand in seiner Gewalt, durch einen eigenmächtigen, verwegenen Entschluß, nach dem Vorbilde Yorcks, seinem Könige Thron und Heer zu retten, den Verbündeten den Beginn der Operationen wesentlich zu erleichtern. Er aber tat zu viel für einen sächsischen General, zu wenig für einen deutschen Patrioten. Insgeheim verhandelte er mit den Preußen und spielte ihnen sogar einige Fährten in die Hände, welche den Übergang der Alliierten über die Elbe ermöglichten; doch seine Truppen mit dem deutschen Heere zu vereinigen, wagte er nicht. In solcher Lage waren die Verbündeten unzweifelhaft berechtigt, Sachsen als Feindesland zu behandeln: sie traten jedoch mit übel angebrachter Milde auf, nahmen das Land nur im Namen des landesflüchtigen Fürsten in Verwahrung. Scharnhorst vornehmlich hat diesen Fehler verschuldet; er beurteilte die Gesinnung des sächsischen Hofes unrichtig, nach den Schilderungen seines Jugendfreundes, des Generals Zeschau, der zu den nächsten Vertrauten Friedrich Augusts zählte. Auch Stein hoffte noch auf die freiwillige Bekehrung der Albertiner. Wohl schalt er grimmig auf die Mattherzigkeit „dieser weichen sächsischen Wortkrämer“, die von der Begeisterung des

preußischen Volkes kaum angeweht wurden, auf den Stumpfsinn der Dresdner Philister, denen unter allen Schickungen einer ungeheuren Zeit nichts so wichtig war wie die Zerstörung ihrer Elbbrücke. Aber statt das besetzte Land, dem Breslauer Verträge gemäß, sofort der Diktatur des Zentralverwaltungsrates zu unterwerfen, ließ Stein die von dem flüchtigen Könige eingesetzte Regierungskommission ruhig gewähren und verschmähte sogar, die Staatskassen mit Beschlag zu belegen.

Also trat die geplante deutsche Zentralbehörde in ihrem ursprünglichen radikalen Sinne niemals ins Leben; der erste Versuch unitarischer Politik geriet nach halbem Anlauf ins Stocken. Noch ehe der große Krieg begann, ward schon erkennbar, welche Macht der Partikularismus im Volke und in den Dynastien noch besaß. Die Fremdherrschaft war reif zum Untergange: für den Staatsbau der deutschen Einheit fehlte noch der Boden.

V.

DIE FELDZÜGE

ZEITEN der Not heben den rechten Mann rasch an die rechte Stelle. Da der König in seiner Schüchternheit sich nicht getraute, nach dem Brauche seiner Vorfahren das Heer selber zu führen, so durfte nur ein Mann den Befehl über die preußische Hauptarmee übernehmen — der erste Feldsoldat der deutschen Heere, General Blücher. Wohin waren sie doch, die Träume der gebildeten Menschenfreunde vom ewigen Frieden? Gereift und gekräftigt in harter Prüfung glaubten die Deutschen wieder an den Gott, der Eisen wachsen ließ, und jene einfachen Tugenden ursprünglicher Menschheit, die bis an das Ende der Geschichte der feste Grund aller Größe der Völker bleiben werden, gelangten wieder zu verdienten Ehren: der kriegerische Mut, die frische Kraft des begeisterten Willens, die Wahrhaftigkeit des Hasses und der Liebe. In ihnen lag Blüchers Stärke, und diese Nation, die sich so gern das Volk der Dichter und der Denker nannte, beugte sich vor der Seelengröße des bildungslosen Mannes; sie fühlte, daß er wert war, sie zu führen, daß der Heldenzorn und die Siegesfreude der Hunderttausende sich in ihm verkörperten. Was hatte der Alte nicht alles durchgemacht in dem halben Jahrhundert, seit die Belling-Husaren einst den schwedischen Kornett einfingen und der alte Belling selber den unbändigen Junker in Kunst und Brauch der friderizianischen Reiter unterrichtete. Er hatte an der Peene gegen die Schweden, bei Freiberg gegen

die Kaiserlichen, in Polen gegen die Konföderierten gefochten, war auf jenem unblutigen Siegeszuge durch Holland dem Bürger und Bauer überall ein wohlwollender Beschützer gewesen und dann während der rheinischen Feldzüge von Freund und Feind bewundert worden. Die schneidige Tollkühnheit, die behende List, die unermüdliche Ausdauer des alten Zieten lebten wieder auf in dem neuen Könige der Husaren. Sein Leben lang blieb er der Ansicht, für das Fußvolk genüge zur Not der nachhaltige Mut, der Reiterführer aber bedürfe einer angeborenen Begeisterung, um die seltenen und flüchtigen Augenblicke, die seiner Waffe eine große Wirkung erlaubten, immer sofort mit Ungestüm zu ergreifen.

Seit dem Jahre 1806 und dem kühnen Zuge auf Lübeck war er die Hoffnung der Armee; Scharnhorst lernte damals an Blüchers Seite, daß man mit Mut und Willenskraft alles auf der Welt überwinde, und sagte zu ihm: „Sie sind unser Anführer und Held und müßten Sie uns in der Sänfte vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!“ Und es war unendlich mehr als die Tapferkeit des Haudegens, was die Treuen und Furchtlosen so unwiderstehlich anzog. Aus Blüchers ganzem Wesen sprach die innere Freude des geborenen Helden, jene unverwüstliche Zuversicht, welche das widerwillige Schicksal zu bändigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmut seinen feurigen Schimmel tummelte; gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen, tiefdunkeln flammenden Augen, um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafteste Lebenslust. Ging es zur Schlacht, so schmückte er sich gern mit allen seinen Orden wie für ein bräutliches Fest, und niemals in allen den Fährlichkeiten seines Kriegerlebens ist ihm auch nur der Einfall gekommen, daß eine Kugel ihn hinstrecken könnte. Gewaltig war der Eindruck, wenn er zu sprechen anhub mit seiner schönen, mächtigen Stimme, ein Redner von Gottes Gnaden, immer der höchsten Wirkung sicher, mochte er nun in gemütlichem Platt mit Wachtstuben-

späßen und heiligen Donnerwettern die ermüdeten Truppen aufmuntern oder den Offizieren klar, bündig, nachdrücklich seine Befehle erteilen oder endlich in festlicher Versammlung mit schwungvollen Worten einen vaterländischen Ehrentag verherrlichen. Wer täglich mit ihm verkehrte, wurde ihm ganz zu eigen; seine geliebten roten Husaren hatte er so bis auf den letzten Mann in seiner Gewalt, daß nach der unglücklichen Ratkauer Kapitulation kein einziger der roten Husaren nach Frankreich geführt werden konnte: alle entkamen den Siegern, die meisten schlichen sich nach Ostpreußen zu ihrem Könige durch.

Blücher kannte Land und Leute des deutschen Nordens wie niemand sonst unter den preußischen Generalen. Während eines langen wechselreichen Dienstlebens war er in jeder Landschaft vom Rheine bis zur polnischen Grenze heimisch, auch als Landwirt mit den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens wohl vertraut geworden. Überall, wohin er kam, gewann er die Herzen, wie er so fröhlich lebte und leben ließ, mit hoch und niedrig zechte und spielte, immer aufgeknöpft und guter Dinge und doch gewiß, sich niemals wegzuerwerfen. So stärkte ihm die Schule des Lebens den deutsch-vaterländischen Sinn, den einst Klopstocks Oden in der Seele des Jünglings geweckt hatten. Wie fest er auch an seinen preußischen Fahnen hing, er fühlte sich doch immer, gleich Stein, schlechtweg als einen deutschen Edelmann. Grenzenlos war sein Zutrauen zu der unverwüstlichen Kraft und Treue seines Volkes. Das Herz ging ihm auf, wo er die ursprüngliche Frische und Freiheit germanischen Wesens fand; daher seine Vorliebe für das freie Volk der Friesen und das selbstbewußte Bürgertum der Hansestädte, sein Abscheu wider den Kastenstolz und die vaterlandlose Gesinnung des münsterländischen Adels. Im Alter beklagte er oft, daß er über dem Saus und Braus des lustigen Husarenlebens seine Bildung so ganz vernachlässigt habe. Ein angeborener Freisinn, der sichere Instinkt eines großmütigen königlichen Herzens ließ ihn gleichwohl fortschreiten mit der wachsenden Zeit. Lange vor den Reformen von 1807 hatte er die Prügelstrafe bei seinen roten Husaren tatsächlich abgeschafft; der pedan-

tische Zwang unnützer Paradekünste war ihm ein Greuel, und frühe schon sprach er aus, daß die Armee zu einem Volksheere werden müsse. Von dem junkerhaften Wesen seiner mecklenburgischen Standesgenossen blieb er ganz frei. Wie er selber seine Erfolge allein der eigenen Tüchtigkeit verdankte, so hieß er freudig alles willkommen, was die persönliche Kraft, die freie Tätigkeit, das Selbstvertrauen in der Nation erweckte. Steins Reformen und namentlich die Städteverordnung fanden an ihm einen beredten Verteidiger. So wurzelte auch sein grimmiger Haß gegen die Fremdherrschaft in dem starken Selbstgeföhle einer freien Seele: er empfand es wie eine persönliche Entwürdigung, daß er auf deutschem Boden sich nach dem Belieben französischer Gewalthaber richten sollte, und wetterte: „Ich bin frei geboren und muß auch so sterben.“

Der alte Kriegsmann zählte zu jenen echten historischen Größen, die bei jeder näheren Kenntniss gewinnen. Welche Schärfe des politischen Blicks in dem barbarischen Deutsch seiner vertrauten Briefe! In jeder politischen Lage findet er sich rasch zurecht, erkennt sofort den springenden Punkt im Gewirr der Ereignisse, weissagt mit prophetischer Sicherheit den letzten Ausgang. Niemals läßt er sich täuschen durch die Überklugheit der Haugwitzschen Politik, niemals glaubt er an die Möglichkeit einer ehrlichen Verständigung zwischen Preußen und Napoleon. Im Frühjahr 1807, nach einem einzigen Gespräch mit Bennigsen, weiß er augenblicklich, was sein Staat von den Russen zu erwarten hat, und ruft ingrimmig: „Wir sind verraten und verkauft!“ Und dann die langen Jahre der Knechtschaft: oft genug ist er der Verzweiflung nahe, doch immer wieder ermannt er sich zu dem frohen Glauben: er werde sein Preußen wieder im alten Glanze sehen, dieser Napoleon müsse herunter und ihm selber sei bestimmt, dazu mitzuhelfen: „Der deutsche Mut schläft nur, sein Erwachen wird fürchterlich sein!“ Wohl hat auch Blücher in dieser Zeit des Harrens manche der holden Täuschungen geteilt, welche die tapferen Herzen der Kriegspartei in die Irre führten; er setzte gern bei allen Deutschen Heldensinn, der ihn selber beseelte, voraus

und traute sich's zu, mit sechzehntausend Mann die westlichen Provinzen wiederzuerobern. Doch wie übereilt auch manche der Erhebungspläne waren, die er damals mit seinem Lieblingssohne Franz unermüdlich entwarf: das Wesentliche, die innere Schwäche des napoleonischen Weltreichs, erkannte er richtig. Die Kleinmeister entsetzten sich über den Jüngling im Greisenhaar, der noch zuweilen auf den Hofbällen mit den eleganten jungen Gardeoffizieren eine Quadrille tanzte; tiefere Naturen fühlten bald, daß dies ausgelassene Treiben nur der natürliche Ausdruck eine unbändigen überschäumenden Lebenskraft war. Die Patriotenpartei verließ sich auf ihn als auf ihre treueste Stütze. Stein hatte sich ihm schon vor Jahren in herzlicher Freundschaft angeschlossen; er schätzte das treffende, immer aus der Fülle lebendiger Erfahrung geschöpfte Urteil des Generals und ahnte in ihm denselben kühnen Schwung der Seele, denselben Mut der Wahrheit, der in seiner eigenen Brust lebte.

Ganz frei von Menschenfurcht, mit unumwundenem Freimut sagte Blücher jedem seine Meinung ins Gesicht; und doch lag selbst in seinen gröbsten Worten nichts von Steins verletzender Schärfe. Seine Zornreden kamen so gutlaunig und treuherzig heraus, daß sich selten jemand gekränkt fühlte und selbst der König sich von ihm alles bieten ließ. Denn bei allem Ungestüm war er von Grund aus klug, nicht bloß im Kriege so verschlagen und aller Listen kundig, daß ihn Napoleon ärgerlich „le vieux renard“¹⁰⁰ nannte, sondern auch ein gewiegtter Menschenkenner, der jeden an der rechten Stelle zu packen wußte. Die Kunst des Befehlens verstand er aus dem Grunde; von der Mannschaft durfte er das Unmögliche verlangen, wenn sein „Vorwärts!“ aus seinen Augen blitzte, und auch von dem trotzigsten Selbstgeföhle seiner Generale erzwang er sich Gehorsam, da er stets nur an die Sache dachte, nach jedem Mißerfolge alles hochherzig auf seine Kappe nahm und bei Streitigkeiten der Untergebenen immer gutmütig vermittelte. Die unverwüstliche Kraft des Hoffens und Vertrauens wurzelte bei ihm wie bei Stein in einer schlichten Frömmigkeit. Obgleich er nach Husarenart den Herrgott zuweilen

einen guten Mann sein ließ und alles scheinheilige Wesen verabscheute, so blieb er doch in tiefster Seele seines einfältigen Glaubens froh; in schweren Stunden tröstete sich der Bibelfeste gern an einem tapferen Worte der Apostel. Und wie weitab lag doch die Schlaglust dieses gütigen, menschenfreundlichen Mannes von der herzlosen Roheit des Landsknechtes! Für die Kranken und Verwundeten zu sorgen, war ihm heilige Christenpflicht. Der junge Kronprinz vergaß es nie, wie ihn der alte Held einmal auf einem Schlachtfelde tief ergriffen bei der Hand genommen und ihm all den fürchterlichen Jammer ringsum gezeigt hatte: das sei der Fluch des Krieges, und wehe dem Fürsten, der aus Eitelkeit und Übermut solches Elend über seine Brüder bringe!

Blücher wußte längst, „daß er das Zutrauen der Nation und die Liebe des Heeres für sich hatte“, daß ihm die Führung der Armee gebührte. Als nun die heiß-ersehnte Stunde schlug und das Reich der tausendmal verfluchten „Sicherheitskommissare und Faultiere“ zu Ende ging, da fühlte er sich verjüngt trotz seiner siebenzig Jahre und dachte froh an die langlebige Heldenkraft des Derfflingers und des Dessauers und die vielen anderen glorreichen Grauköpfe der preußischen Kriegsgeschichte. Glückselig wiegte er sich auf den hohen Wogen dieser brausenden Volksbewegung; wie tat es ihm wohl, daß der frische Luftzug der Wahrhaftigkeit wieder durch das deutsche Leben ging und jeder tapfer von der Leber weg sprach. „Dichten Sie man druf“, sagte er seelenvergnügt zu einem patriotischen Poeten, „in solchen Zeiten muß jeder singen, wie es ihm ums Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel!“

So war der Held, den die Stimme der Nation zum Führer wählte — ein rechter Germane, nur germanischen Menschen ganz verständlich in der rauhen Größe, der formlosen Ursprünglichkeit seines Wesens. Die Franzosen haben ihm niemals auch nur jene bedingte Anerkennung geschenkt, welche der anhaltende Erfolg selbst dem Besiegten abzuzwingen pflegt. Er selber konnte in die feine romanische Art sich nicht finden und meinte noch, als die Wut des Kampfes längst verbraucht

war: „Dies Volk ist mich zuwider!“ — während ihm der laute Freimut und der derbe Humor „des närrischen Volkes“ der Engländer von Herzen behagten. Sobald der Krieg begann, widmete er sich mit ganzer Kraft seinem Berufe und legte sogar die geliebten Spielkarten aus der Hand, um sie nie wieder zu berühren bis vor dem Einzuge in Paris. Er kannte die Gebrechen seiner Bildung und wußte, daß er eines methodisch geschulten Kopfes bedurfte, der ihm die Gedanken für die Kriegführung angab. So hatte er im Feldzuge von 1806 die Ideen Scharnhorst ausgeführt; neidlos, in aufrichtiger Bescheidenheit erkannte er die geistige Überlegenheit des Freundes an und freute sich, ihn auch diesmal als Generalquartiermeister an seiner Seite zu sehen. Mit diesem hellen Kopfe und seiner eigenen Verwegenheit dachte er der ganzen Welt zu trotzen — denn einen vielköpfigen Kriegerat hat der Alte nie gehalten.

UNTER RUSSISCHEM OBERBEFEHL

Doch vorläufig stand er selbst noch unter russischem Oberbefehle. Nach dem Tode des unfähigen alten Feldmarschalls Kutusow übernahm General Wittgenstein die Führung des verbündeten Heeres, ein tapferer wohlmeinender Soldat ohne die Gaben des Feldherrn. Das russische Hauptquartier war, stolz auf die Erfolge des jüngsten Jahres, wenig geneigt, auf die Ratschläge der Preußen zu hören. Schon am Tage nach dem Aufrufe des Königs brach Blücher aus Breslau auf, überschritt die Elbe bei Dresden, unterwarf fast ganz Sachsen bis auf die Festungen und rückte in den ersten Tagen des April bis in die Altenburger Gegend; seine leichten Truppen schweiften weit nach Westen, über Gotha hinaus. Gleichzeitig näherten sich im Norden Yorck und Bülow der Elbe, schlugen den Vizekönig Eugen in dem glänzenden Gefechte von Möckern — dem ersten größeren Treffen, das den Franzosen zeigte, daß sie nicht mehr mit dem Heere von 1806 zu tun hatten — und gingen im Anhaltischen auf das linke Ufer des Stromes über.

Wenn Scharnhorst und seine Freunde anfangs hofften, es werde gelingen, vor Napoleons Ankunft einen großen

Teil von Westdeutschland zu besetzen und überall die Volksbewaffnung in Gang zu bringen, so mußten sie bald erkennen, wie wenig die verfügbaren Streitkräfte vorderhand noch für so großartige Entwürfe ausreichten. Ein glücklicher Angriff des kleinen Dörnbergischen Korps auf Lüneburg gab zwar ein erhebendes Zeugnis von der Tapferkeit des jungen Heeres — die Soldaten priesen den ersten Ritter des eisernen Kreuzes, Major Borcke, die Poeten besangen das Heldenmädchen Johanna Stegen, das den Kämpfern im dichten Kugelregen Pulver und Blei zutrug — jedoch das vereinzelte Unternehmen hatte keine bleibenden Folgen. Eine Schilderhebung der Patrioten im Bremischen wurde durch Vandamme, den rohesten und wütesten der napoleonischen Generale, rasch niedergeworfen und grausam bestraft. Auch von den Festungen diesseits der Elbe waren bis zu Ende April nur Thorn und Spandau den Franzosen entrissen. Eine kühne Kriegführung, wie sie Scharnhorst verlangte, konnte gleichwohl die Armee des Vizekönigs im Magdeburger Lande vernichten, bevor Napoleons Hauptheer herankam. Aber das russische Hauptquartier blieb wochenlang unbeweglich in Polen. Der Zar bedurfte längerer Zeit, um seine Armee, deren Schwäche mit seinen eigenen prahlerischen Angaben in lächerlichem Widerspruche stand, zu verstärken; auch wollte er Polen nicht verlassen, bevor die Ruhe in dem aufgeregten Lande durch eine genügende Truppenmacht gesichert war. Dazu die Unlust seiner Generale und die peinlichen Zweifel über die Absichten Österreichs, das aus seiner starken Flankenstellung heraus den Verbündeten hochgefährlich werden konnte. Erst am 24. April zog das russische Hauptheer in Dresden ein, um sich dann nach langsamen Märschen südlich von Leipzig mit Blücher zu vereinigen.

Mittlerweile hatte Napoleon seine Rüstungen mächtig gefördert. Wohl lagen Tausende der erprobten Veteranen im russischen Schnee begraben. Die jungen Konskribierten standen den alten Kameraden weit nach, viele hatte man in Ketten zu den Regimentern schleppen müssen; auch die Marschälle begannen der unendlichen Kriegsarbeit satt zu werden und sehnten sich nach friedlichem Genusse der erbeuteten Schätze. Die Über-

legenheit der sittlichen Spannkraft und des kriegerischen Feuers, die vordem den napoleonischen Heeren eigen gewesen, war jetzt ganz und gar auf die Preußen übergegangen. Immerhin blieb das Weltreich, das seit Jahren von keinem Feinde betreten worden, durch seine unermesslichen Hilfsquellen den Verbündeten weitaus überlegen. Während Bertrand aus Italien durch Bayern heranzog, versammelten sich die übrigen Korps der Franzosen und Rheinbündner am Niederrhein, bei Frankfurt und im Würzburgischen. In den letzten Tagen des April rückte Napoleon selbst mit dem Hauptheere auf der Frankfurt-Leipziger Straße durch Thüringen ostwärts und vereinigte sich am 29. bei Naumburg mit der Armee des Vizekönigs. Er gebot über eine Feldarmee von mindestens hundertachtzigtausend Mann, ungeachtet die Garnisonen der deutschen Festungen, und die Verbündeten konnten ihm zunächst nur etwa achtundneunzigtausend Mann entgegenstellen. Scharnhorst wünschte anfangs die Schlacht in der freien Ebene von Leipzig, wo die überlegene Reiterei der Verbündeten zur vollen Wirksamkeit gelangen konnte. Das russische Hauptquartier dagegen beschloß, südlich von dem alten Lützener Schlachtfelde, in dem sumpfigen, von Gräben, Hecken und Hohlwegen durchschnittenen Wiesenlande bei Großgörschen, das zur Entfaltung großer Reitermassen wenig Raum bot, einen Vorstoß gegen die rechte Flanke des nach Leipzig vorrückenden Feindes zu wagen. Scharnhorst gab zuerst den einfach kühnen Rat: man solle die Übermacht des Feindes schon auf dem Anmarsch überraschen, seine Marschkolonnen durch einen Flankenangriff durchbrechen. Der verwegene Plan konnte nur durch die höchste Schnelligkeit und Einfachheit der Ausführung gelingen. General Diebitsch, der in Wittgensteins Auftrag die Anordnungen traf, leitete jedoch den Anmarsch so unglücklich, daß die Korps von Blücher und Yorck einander durchkreuzten.

DIE SCHLACHT VON GROSZGÖRSCHEN

Erst um Mittag des 2. Mai konnten die Preußen den Angriff beginnen auf die zwischen den Büschen ver-

steckten vier Dörfer Groß- und Kleingörschen, Rahna und Caja, welche Ney mit gewaltiger Übermacht hielt. Unter brausendem Hurraruf stürmten ihre Regimenter heran, noch niemals waren die französischen Legionen einem solchen Ungestüm kriegerischer Begeisterung begegnet. Nichts von der natürlichen Unsicherheit junger Truppen; ein Sturm des Zornes schien jeden fortzureißen; niemand konnte sich auszeichnen, so groß war die Tapferkeit aller! Nach zweistündigem mörderischen Kampfe wurden drei von den Dörfern den Franzosen entrissen. Da eilte Napoleon selbst von der Leipziger Straße herbei, versuchte mit frischen Truppen die Schlacht herzustellen. Er mußte mit ansehen, wie die preußische Garde durch einen zweiten furchtbaren Angriff die vier Dörfer sämtlich nahm; kam die Reserve der Verbündeten rechtzeitig heran, so war die Marschlinie der Franzosen durchbrochen, ihrem Hauptheere eine schwere Niederlage bereitet. Auf einen Augenblick wurde der Imperator unsicher. „Glaubt Ihr, daß mein Stern untergeht?“ fragte er zweifelnd seinen Berthier, und beim Anblick des Todesmutes der Preußen entfuhr ihm der Ausruf: „Diese Tiere haben etwas gelernt.“ Doch Wittgensteins Reserven blieben aus; das Korps von Miloradowitsch wurde durch ein unglückliches Mißverständnis dem Schlachtfelde ferngehalten, und die russischen Garden erschienen erst auf der Walstatt, als mit dem Anbruch der Nacht der Kampf zu Ende ging. Die Reiterei der Verbündeten gelangte nicht zu entscheidendem Eingreifen, da Wittgenstein sich völlig unfähig zeigte, die Leitung des Heeres in der Hand zu behalten, und eigentlich niemand den Oberbefehl führte; ihr Fußvolk verbiß sich in den blutigen Kampf um die Dörfer, der bei der Überlegenheit der feindlichen Infanterie keinen günstigen Ausgang versprach. Währenddem zog Napoleon von Norden her neue Verstärkungen heran, und gegen sieben Uhr fühlte er sich stark genug, um, nach seiner Gewohnheit, unter dem Schutze einer mächtigen Artilleriemasse einen entscheidenden Stoß zu wagen. Als die Finsternis hereinbrach, behaupteten sich die Preußen nur noch in Großgörschen, die drei anderen Dörfer waren von den Franzosen zurückgenommen, der

Feind hielt das Heer der Alliierten in weitem Bogen umklammert. Ein letzter verzweifelter Angriff der Reiterei, von Blücher auf gut Glück in das Dunkel der Nacht hinein geführt, scheiterte an der Ungunst des Terrains.

Noch war die Schlacht nicht gänzlich verloren; jedermann im preußischen Lager erwartete die Wiederaufnahme des Gefechts für den folgenden Morgen; aber hatten die Verbündeten schon am Abend mit ihren siebenzigtausend Mann gegen eine fast zweifache Übermacht gefochten, so mußten sie am nächsten Tage, wenn Napoleon alle seine Streitkräfte aus der Leipziger Umgegend herangezogen hatte, einem noch ungleicheren Kampfe entgegensetzen. Unverfolgt traten sie den Rückweg nach der oberen Elbe an. Mindestens zehntausend Mann von den Verbündeten und eine weit größere Anzahl Franzosen waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Die Truppen fühlten sich unbesiegt, sie hatten selber mehrere Trophäen erbeutet und keine einzige in den Händen des glücklichen Gegners zurückgelassen; überall, wo sie den Feind in gleicher Anzahl getroffen, waren sie ihm überlegen gewesen. Die Kosaken riefen auf dem Rückzuge fröhlich ihr: Pascholl! Franzos kaput! Im preußischen Heere lebte das stolze Bewußtsein, daß man unter fremden und unfähigen Führern die Ehre der Fahnen wiederhergestellt, den Siegern von Jena sich ebenbürtig erwiesen habe. Hingerissen von dem Anblick der wieder erwachten deutschen Waffengröße sang Arndt sein Lied auf den Tag von Großgörschen:

Tapfre Preußen, tapfre Preußen,
Heldenmänner, seid begrüßt!
Beste Deutsche sollt ihr heißen,
Wenn der neue Bund sich schließt!

Unter den Opfern des blutigen Tages war auch Scharnhorst. Im Siebenjährigen Kriege hatte ein grausames Geschick fast alle preußischen Heerführer dahingerafft; während des Befreiungskrieges blieben sie sämtlich verschont. Nur dieser Eine fiel — der mächtige Geist, aus dessen lichtem Haupte das deutsche Volksheer ge-

panzert aufstieg wie Pallas aus dem Haupte des Zeus. Er wollte die leichte Wunde, die er bei Großgörschen empfangen, nicht ruhig heilen lassen. Seit man die Schwäche der russischen Armee und die Lauheit ihrer Führer vor Augen sah, stand im preußischen Hauptquartiere die Überzeugung fest, daß nur Österreichs Beistand den Sieg verbürge. Bald nach der Schlacht kündigte der König in einem Parolebefehle seinen Truppen an: „In wenigen Tagen wird uns eine neue mächtige Hilfe zur Seite stehen.“ Scharnhorst wußte, auf wie schwachen Füßen diese Hoffnung stand, und beschloß daher, trotz der Warnungen der Ärzte, selber nach Wien zu gehen und durch persönliche Überredung den österreichischen Staatsmännern den entscheidenden Entschluß zu entreißen. Unterwegs verschlimmerte sich die Wunde. Während er in Böhmen einsam auf dem Krankenbette lag, schweiften seine Gedanken hinüber zu dem vaterländischen Heere. Soviel herrliche Kraft war vergeudet durch die Fehler der russischen Heeresleitung; er hatte die Preußen gerüstet und fühlte, daß er sie zum Siege führen würde, wenn man ihn frei gewähren ließ an Blüchers Seite. Der sterbende Mann konnte den großen Ehrgeiz, der ihn verzehrte, nicht länger in seiner verschlossenen Brust verbergen und schrieb an seine Tochter — nur für sie, damit sie wisse: „wie Dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr dasein sollte: An Distinktionen ist mir nichts gelegen. Da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages!“ Es sollte nicht sein. Am 28. Juni erlag er seiner Wunde; seine letzten Worte weissagten den Deutschen die Freiheit. Tragischer hat keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte. Ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle-Alliance, kein Sedan, und der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen! Erschütternd trat das große Rätsel des Menschenschicksals den Überlebenden vor die Seele; immer wieder, wenn sie dieses Toten gedachten, überkam sie die Ahnung, daß unser Leben nicht abschließt mit dem letzten Atemzuge. Wie

oft hat Blücher nach erfochtenem Siege in feuriger Rede den Schatten seines Scharnhorst angerufen, er solle niederschauen auf die Vollendung seines Werkes! Dem Dichter aber erschien der Gefallene wie ein Siegesbote, den die befreiten Germanen ihren Ahnen nach Walhalla sendeten:

Nur ein Held darf Helden Botschaft tragen.
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an!

NAPOLEON IN SACHSEN

So viele Ehre die Schlacht von Großgörschen den jungen preußischen Truppen brachte, sie war doch eine Niederlage, verhängnisvoll durch ihre politischen Folgen. Der Ruf der napoleonischen Unüberwindlichkeit stand nunmehr wieder aufrecht; kein Gedanke mehr an einen Abfall der rheinbündischen Höfe. Friedrich August von Sachsen war soeben erst, am 20. April, durch einen geheimen Vertrag zu Österreich und der Politik der bewaffneten Vermittlung übergetreten. Auf die Nachricht von Napoleons Siege kehrte er sofort, noch bevor eine drohende Mahnung des Protektors ihn ereilte, wieder zu den Fahnen zurück, denen sein Herz immer angehangen; hatte er doch schon vor Wochen seinen Obersten Odeleben in das französische Hauptquartier gesandt, um dem Imperator als Führer durch Thüringen zu dienen! Senfft, der Vertreter der Neutralitätspolitik, ward entlassen, die Armee und das Land dem großen Alliierten zur Verfügung gestellt. General Thielmann erhielt Befehl, Torgau den Franzosen zu öffnen und trat, da seine Truppen den Weisungen ihres Königs unbedingt gehorchten, allein zu den Verbündeten über, nur begleitet von dem genialen Aster, dem deutschen Vauban. Der Besitz der sächsischen Festungen erlaubte den Franzosen, den Krieg um Monate zu verlängern. Ein hartes Strafgericht erging über die treuen Preußen in Kottbus, die im März, als Blüchers Heer einzog, sich

sofort jubelnd der deutschen Sache angeschlossen, zahlreiche Freiwillige unter die Fahnen ihres alten Landesherrn gestellt hatten. Sobald die sächsische Herrschaft zurückkam, wurde das Kottbuser Land von den Franzosen in Belagerungszustand erklärt, eine Anzahl der angesehensten Patrioten, der wackere Landrat von Normann voran, auf die Anzeige der sächsischen Beamten in das Gefängnis geworfen und den Familien der Freiwilligen, bei Strafe der Vermögenseinziehung, anbefohlen, ihre Söhne zur Heimkehr aufzufordern. Diese boshafte Verfolgung erfüllte die Bewohner des Landes mit so ingrimmigem Hasse, daß sie nach der Wiederbefreiung den König baten, er möge sie der Kurmark, nicht der Provinz Sachsen zuteilen: „Wir wünschen nie wieder mit den sächsischen Behörden in ein näheres Verhältnis zu treten, auch dann nicht, wenn sie den königlich preussischen Untertanen zugesellt werden sollten.“

Auf Befehl Napoleons eilte Friedrich August selbst aus Prag herbei, um durch die Spaliere französischer Truppen in der sächsischen Hauptstadt einzuziehen, und das neutrale Österreich ließ den abtrünnigen Bundesgenossen ungehindert in das napoleonische Feldlager zurückkehren. Der Imperator empfing ihn um so freudiger, da er aus dem Hergange erriet, daß Kaiser Franz noch keineswegs entschlossen war, zu den Verbündeten überzutreten. Fortan fuhr der sächsische Hof wieder mit vollen Segeln im Fahrwasser der französischen Allianz: er hoffte abermals, auf Preußens Kosten sich zu vergrößern, und erbat sich bei dem Protektor für den Fall des Friedens: Glogau und einen Strich von Schlesien, dergestalt, daß Kursachsen mit Warschau ein zusammenhängendes Gebiet bilden sollte. König Friedrich Wilhelm aber sagte schon im Mai einem sächsischen Edelmann voraus: der Untergang der albertinischen Krone werde die unvermeidliche Folge solcher Treulosigkeit sein.

Die Verbündeten waren mittlerweile über die Elbe in die Oberlausitz zurückgewichen. Napoleon folgte; sein Heer stand zerstreut auf der weiten Linie von Dresden bis Wittenberg. Er faßte jetzt zum ersten Male den Plan zu einem Angriff auf Berlin — einen Gedanken, der seitdem in allen Berechnungen dieses Feldzuges immer

wiederkehrte: während er selbst der Armee der Alliierten ostwärts folgte, sollte Ney durch einen raschen Zug gen Norden den gehäßtesten und gefährlichsten der Feinde in seiner Hauptstadt bedrohen. Das preußische Hauptquartier war auf das Ärgste gefaßt und traf bereits Anstalten, Berlin nötigenfalls im Straßenkampfe durch den Landsturm zu verteidigen. Die Armee jedoch blieb mit den Russen vereinigt; der König wollte die Stellung in der Nähe der österreichischen Grenze behaupten, er hoffte durch einen Sieg des vereinigten Heeres die zaudernde Hofburg zum Anschluß zu bewegen. In der Tat war ein Erfolg möglich, wenn Wittgenstein sogleich mit seinem gesammelten Heere einen Angriff auf Napoleon unternahm, bevor dieser seine Armee vereinigt hatte. Die russische Führung aber, die in jenen Tagen wesentlich durch die dilettantischen Einfälle des Zaren selber bestimmt wurde, beschloß, dem Rate der preußischen Generale zuwider, bei Bautzen eine Defensivschlacht anzunehmen und gewährte also dem Imperator, der die Gedanken der Gegner alsbald durchschaute, genügende Zeit, um seine Streitkräfte zu versammeln und auch Neys Armee zurückzurufen. Während die Hauptarmee untätig bei Bautzen stand, sollten die zwei schwachen Korps von Yorck und Barclay de Tolly durch ein Ausfallgefecht die heranrückenden, dreifach überlegenen Heersäulen Neys und Lauristons zurückwerfen. Mit höchster Kühnheit versuchte Yorck sich des unmöglichen Auftrags zu entledigen; durch das blutige Waldgefecht bei Königswartha (19. Mai) hat er sich zuerst den Namen des Schlachtengenerals, seinen altpreußischen Regimentern ein furchtbares Ansehen bei Freund und Feind gesichert; wunderbar zäh und verwegen hielt er aus in dem ungleichen Kampfe und brachte seine kleine Schar in guter Ordnung wieder zu dem Hauptheere zurück. Aber mit entsetzlichen Opfern hatten die Preußen die Torheit des Zaren bezahlen müssen; mehr als die Hälfte der Brigade Steinmetz lag auf dem Schlachtfelde, und die Vereinigung Neys mit der französischen Hauptarmee war doch nicht verhindert.

SCHLACHT BEI BAUTZEN

So konnte denn Napoleon am 20. Mai seine gesamten hundertsiebzigtausend Mann gegen die achtzigtausend Alliierten zur Schlacht vorführen. Die Verbündeten erwarteten den Angriff in weitgedehnter Stellung auf dem steilen rechten Ufer des tiefen Spreetals, mit der Front nach Westen; ihr linker Flügel lehnte sich an jene waldigen Höhen des Lausitzer Gebirges, von denen einst Laudon gegen das Hochkircher Lager herniedergestürzt war, der rechte stand ungedeckt in der freien Ebene. Napoleon griff am ersten Schlachttage den linken Flügel der Gegner an, überschritt den Fluß, besetzte Bautzen und verleitete also den Zaren zu dem Glauben, daß die Franzosen die Entscheidung auf der Linken der Alliierten suchten, das verbündete Heer vom Gebirge abschneiden wollten. Die Absicht des Imperators ging aber vielmehr dahin, den bloßgestellten rechten Flügel der Verbündeten, zu werfen, dann ihr Zentrum zu umklammern und die geschlagene Armee zu dem gefahrvollen Rückzuge südwärts ins Gebirge hineinzuzwingen. Während nun die Russen ihre wohlgesicherte Linke noch mehr verstärkten, warf sich Napoleon am zweiten Schlachttage mit Macht auf den schwachen rechten Flügel unter Barclay de Tolly, schlug ihn gänzlich und drang dann gegen die Kreckwitzer Höhen vor, welche Blücher mit dem Zentrum hielt. Nach langem mörderischen Kampfe war auch diese Position fast umgangen, die Linien der Verbündeten bildeten bereits einen weit zurückgebogenen Haken. Da erkannte Knesebeck die Gefahr einer völligen Niederlage; er bestand darauf, daß die Schlacht abgebrochen wurde, und rettete so das Heer. Gegen drei Uhr trat Blücher in musterhafter Ordnung den Rückzug an, und als der Abend hereinbrach, hatte der Sieger durch die blutige Arbeit zweier Tage nichts weiter gewonnen als den Besitz des Schlachtfeldes. „Was?“ — rief er grimmig — „kein Ergebnis, keine Trophäen, keine Gefangenen nach einer solchen Schlächtere!“ Vierzigtausend Mann waren gefallen, davon fünfundzwanzigtausend Franzosen; die Flammen der brennenden Dörfer ringsum beleuchteten die gräßliche Walstatt.

Sofort nach dem unfruchtbaren Siege nahm Napoleon seine alten Pläne wieder auf und entsendete Oudinots Korps gegen Berlin; der aber wurde von Bülow und Oppen nach einem wütenden Kampfe in der brennenden Vorstadt von Luckau zurückgeworfen (4. Juni). Es war das erste jener vier blutigen Treffen und Schlachten, wodurch Preußen sich in diesem Sommer den Besitz seiner Hauptstadt sicherte. In denselben Tagen jedoch ging das befreite Hamburg wieder an die Franzosen verloren. Die unkriegerischen Gewohnheiten der reichen Handelsstadt rächten sich in der Zeit der Not. Der schwerfällige, bedachtsame Senat wußte nichts anzufangen mit dem tapferen Bürger Mettlerkamp und den vielen anderen wackeren Patrioten, die sich zur Verteidigung der Vaterstadt erboten. Tettenborns Leichtsinns hatte für die Sicherung des gefährdeten Platzes wenig getan; Bernadotte wollte, da er in Pommern das versprochene russische Hilfskorps nicht vorfand, seine kleine schwedische Armee nicht auf das Spiel setzen und unterließ jeden Entsatzversuch. Schon am 30. Mai konnte Davoust in die rebellische „gute Stadt des Kaiserreichs“ wieder einziehen. Eine Schreckensherrschaft brach herein, wie der deutsche Boden sie noch nie gesehen; Standgerichte und Brandschatzungen zeigten den deutschen Bürgern, was es heiße, dem Kaiser der Franzosen den Gehorsam aufzusagen. Der offene Platz wurde rasch mit Festungswerken umgeben, wobei die unglücklichen Bewohner selber schanzen mußten, und durch die Vertreibung von fünfundzwanzigtausend armen Leuten für eine lange Verteidigung eingerichtet. Die feste Elblinie von Dresden bis zur See war wieder in Frankreichs Händen.

In einem Kriegsrate der Monarchen zu Lauban vertrat Hardenberg, unterstützt von den preußischen Generalen, die Ansicht, daß die alliierte Armee, statt geradeswegs nach Osten zurückzugehen, vielmehr südwärts nach Schweidnitz an die Abhänge des Riesengebirges ausbiegen solle. So gab man zwar, alles auf eine Karte setzend, die Hauptmasse der preußischen Monarchie rücksichtslos dem Feinde preis, doch man hielt die Verbindung mit Österreich fest und damit die letzte Möglich-

keit des Sieges. Der Rat ward befolgt. Dann ließ Blücher in der Ebene von Haynau seine Reiter plötzlich aus einem Hinterhalte gegen die Spitzen der nachdrängenden französischen Armee vorbrechen (26. Mai) und warf die Feinde so weit zurück, daß sie die Fühlung mit den Alliierten verloren und die veränderte Richtung des Rückzugs nicht bemerkten. Mit Befremden entdeckte Napoleon nach einigen Tagen, daß die Verbündeten in seiner rechten Flanke standen. Wie gern hat der greise preußische Held noch in späteren Tagen dieses ersten fröhlichen Empfanges gedacht, den er dem Feinde auf preußischem Boden bereitet; zum ersten Male in diesem Feldzuge lächelte ihm das Glück, und seiner Lieblingswaffe allein verdankte er den schönen Erfolg. Zuversichtlich wie er, sah das gesamte preußische Heer neuen Schlachten entgegen; in allen den hartnäckigen Kämpfen dieses Rückzugs zeigte der deutsche Soldat eine unverwüstliche Freudigkeit und Frische. Mehr als zwanzig Gefechte und zwei große Schlachten waren geschlagen, fünfzig Kanonen und viele Gefangene den Franzosen abgenommen, Napoleon aber hatte keine einzige Trophäe in seinen Händen. Anders war die Stimmung im russischen Lager. Die von Haus aus mäßige Kriegslust der Generale erlahmte gänzlich, seit sie sich wieder in die äußerste Ostecke Deutschlands zurückgedrängt sahen; abermals, wie vor sechs Jahren, vernahm man die unmutige Frage: wozu uns opfern für fremde Zwecke? Barclay de Tolly, der unterdessen den Oberbefehl übernommen, erklärte bestimmt, sein erschöpftes Heer bedürfe der Ruhe, müsse in Polen wiederhergestellt und verstärkt werden. Blücher aber wollte sich dann von den Russen trennen und südlich am Fuße der Glatzer Berge dem Feinde standhalten. Schon war der Abmarsch der Russen über die Oder angeordnet, das Kalischer Bündnis drohte auseinanderzugehen. Da brachte ein schwerer Mißgriff Napoleons den Alliierten die Waffenruhe, die ihre Rettung werden sollte.

DER WAFFENSTILLSTAND VON PLÄSWITZ

Wie laut er auch in seinen Bulletins prahlte, so unterschätzte Napoleon doch nicht die Gefahren seiner scheinbar so glänzenden Lage. Wohl hielt er alle Lande des rechten Elbufers, dazu die Lausitz und einen Teil von Schlesien in seiner Gewalt, jedoch er sah auch die zunehmende Verwilderung seines Heeres und fürchtete die unberechenbaren Mächte eines verzweifelten Volkskrieges. Wenn er jetzt, mit den Kränzen zweier neuer Siege um die Stirn, die Hand zum Frieden bot, so ließ sich vielleicht ein Abkommen erreichen, das dem Kaiserreiche seine konstitutionellen Grenzen sicherte, und der Vernichtungskampf gegen Preußen mochte nach einiger Zeit unter günstigeren Umständen wieder aufgenommen werden. Der so oft erprobte beste Bundesgenosse des kaiserlichen Frankreichs, die Zwietracht der Ostmächte, konnte wohl auch diesmal noch seine Dienste tun. Von den Vermittlungsversuchen seines Schwiegervaters versprach sich der Imperator nichts Gutes; er vergaß es nicht, daß Schwarzenberg ihm vor kurzem ins Gesicht gesagt: Die Politik hat diesen Ehebund geschlossen, die Politik kann ihn auch lösen! Dieser heimtückischen Hofburg, die ohne den Mut, zu schlagen, nach Ländergewinn trachte, gönnte er keinen Vorteil. Vielmehr hoffte er eine Zeitlang auf den Wankelmut Alexanders, den er schon vor der Bautzener Schlacht vergeblich durch lockende Friedensvorschläge zu gewinnen versucht hatte. Der bewährte Caulaincourt sollte die Unterhandlungen mit Rußland führen: vielleicht wiederholten sich die Tilsiter Vorgänge, wenn man dem Zaren „eine goldene Brücke baute“, wenn Warschau zwischen Rußland und Preußen aufgeteilt, der preußische Staat über die Oder zurückgeschoben und also dem Zaren völlig unterworfen würde! Trog diese Hoffnung, so mußten freilich — Napoleon und seine Marschälle fühlten es wohl — die Verbündeten aus dem Waffenstillstande größeren Gewinn ziehen als der Imperator selber. Aber auch für den Fall der Fortsetzung des Krieges schien ihm die Waffenruhe unentbehrlich. Er brauchte Zeit, um sein Heer, namentlich die Reiterei zu ver-

stärken, und er wollte durch starke Rüstungen in Illyrien sich gegen den Abfall Österreichs sicherstellen. Diese beiden Beweggründe gab er seinen Generalen als die entscheidenden an. Am 4. Juni schloß er den Waffenstillstand von Pläswitz. Wie scharf er auch rechnete, er täuschte sich über die Kräfte des preußischen Staates und über das Wesen dieses Krieges, das jede halbe Lösung ausschloß. Er wußte nicht, daß die Verbündeten im geheimen Einverständnis mit Österreich den Waffenstillstand annahmen und mit wachsender Zuversicht auf den Beitritt der Hofburg zu der Koalition hofften. Schon am 16. Mai hatte Knesebeck mit den Russen Toll und Wolkonsky einen neuen Feldzugsplan verabredet, der durchaus auf die Mitwirkung Österreichs berechnet war.

Graf Metternich stand am Ziele seiner Wünsche. Eine seltene Gunst des Glücks fügte alles nach seinen Hoffnungen, warf dem Staate, der für die Befreiung der Welt noch nichts getan, die Entscheidung in den Schoß. Die kämpfenden Teile hielten einander durchaus das Gleichgewicht, wie man in Wien immer vorausgesagt; sie mußten, trotz Napoleons Widerwillen, die Vermittlung der Hofburg annehmen. Nun konnte Österreich ihnen nach seinem Ermessen den Frieden auferlegen oder, falls wider Verhoffen die Waffen nochmals aufgenommen wurden, mit seiner wohlgeschonten Kraft als führende Macht in die Koalition eintreten. Stein und Arndt, Blücher und die gesamte preußische Armee empfingen die Nachricht von der Einstellung der Feindseligkeiten mit tiefem Unmut: nichts entsetzlicher als ein fauler Friede nach solchen Opfern! Der Ingrimms wuchs noch, als man erfuhr, daß die Lützower Freischar in den ersten Tagen der Waffenruhe von Rheinbündnern verräterisch überfallen und fast vernichtet worden war. Der König hielt es für nötig, sein treues Volk durch eine Proklamation zu beruhigen: der Waffenstillstand, sagte er stolz, sei angenommen, damit die Nationalkraft sich völlig entwickeln könne; wir haben den alten Waffenruhm wiedergewonnen, bald werden wir stark genug sein, auch unsere Unabhängigkeit zu erkämpfen. Zugleich befahl er bei Spandau ein verschanztes Lager

anzulegen, damit Preußen im Notfalle, nach den Plänen der Kriegspartei von 1811, den Verzweiflungskampf allein fortsetzen könne. Auf Gneisenaus Wunsch verfaßte Clausewitz seine köstliche Schrift über den Frühjahrsfeldzug und führte darin den Nachweis, daß die Streitkräfte der Alliierten während der Waffenruhe unverhältnismäßig wachsen müßten. Ebenso faßte Hardenberg die Lage auf; sein Tagebuch enthält hinter der Nachricht vom Waffenstillstande die lakonische Bemerkung: „War doch gut.“ Wie er Napoleons Stolz kannte, hielt er für ganz undenkbar, daß der noch unbesiegte Imperator auf Österreichs Friedensvorschläge eingehen würde; seine Zuversicht war um so fester, da ihm durch Stadion beruhigende Mitteilungen über die freundlichen Absichten der Hofburg zukamen.

BÜNDNIS MIT ENGLAND

Während Österreich sich anschickte, den Weltfrieden zu vermitteln, führte der Staatskanzler die Verhandlungen mit England weiter und schloß am 14. Juni den Vertrag von Reichenbach, kraft dessen die beiden Mächte sich verpflichteten, die Unabhängigkeit der von Frankreich unterdrückten Staaten wiederherzustellen. Schritt für Schritt hatte er mit der welfischen Habgier ringen müssen, und wenn er schließlich zur Hälfte nachgab, so befand er sich in der Lage des Bedrängten, der in höchster Geldnot einem Wucherer Wucherzinsen zahlt. Ohne die englischen Subsidien war Preußen völlig außerstande, den Krieg fortzuführen, das hatte Hardenberg schon im Februar dem britischen Kabinett erklärt. Das Torykabinett konnte sich auf die ergebene Mehrheit in beiden Häusern unbedingt verlassen; was hätte es dem preußischen Staatskanzler gefrommt, den Beistand der Opposition anzurufen? Als er einmal dem General Stewart vorhielt, das Parlament und die englische Nation würden ein so kleinliches Verfahren in großer Sache sicherlich nicht billigen, da erwiderte jener mit unfreiwilligem Humor: „Ich bin weder von der Nation noch von dem Parlament hierher geschickt worden, sondern von S. K. Hoheit dem Prinzregenten!“ Stewart

und sein Amtsgenosse, der hölzerne, steif pedantische Lord Clancarty trugen die Überlegenheit des Bezahlenden mit der ganzen ihrem Volke eigentümlichen Rücksichtslosigkeit zur Schau. Dazu die bodenlose Unwissenheit dieser Torys; aus Clancartys Briefen mußte Hardenberg ersehen, daß der Lord den Kalischer Vertrag entweder nie gelesen oder gröblich mißverstanden hatte. Von selbst verstand sich, daß Preußen nur halb so viel Subsidien erhalten sollte wie Rußland, das überdies, dank seiner geographischen Lage, vor welfischen Landforderungen bewahrt blieb; die unglücklichen Ziffern des Kalischer Vertrags zeigten jetzt ihre praktische Bedeutung. Endlich einigte man sich über 666 666 Pfund Sterling, wofür Preußen achtzigtausend Mann ins Feld stellen sollte; und diese für einen solchen Krieg armselige Summe, um ein Drittel niedriger als die an Schweden bewilligten Subsidien, ward mit Abzug des Wechselkurses, der fast dreißig vom Hundert betrug, ausbezahlt, so daß Preußen nur dreieinhalb Millionen Taler erhielt. Erst nach widerwärtigen Verhandlungen erreichte der Gesandte Jacobi in London, daß der Wert der gelieferten Waffen nicht auch noch von den Subsidien abgezogen wurde.

Gegen die Abtretung altpreußischer Gebiete sträubte sich das Pflichtgefühl des Königs. Er wollte zur Not Hildesheim, das nur vier Jahre lang preußisch gewesen, den Welfen überlassen, doch weder die getreuen Ravensberger noch das feste Minden, das der Kriegskunst jener Zeit als der Schlüssel der Weserlinie galt. Auch als die welfischen Unterhändler statt dessen die Abtretung von Ostfriesland vorschlugen, blieb der König standhaft; es kam zu einem heftigen Auftritt zwischen ihm und dem Staatskanzler. Die Welfen mußten sich zuletzt begnügen mit dem Versprechen, daß Preußen ihrem Stammlande eine Abrundung von zweihundertsechzig- bis dreihunderttausend Seelen, einschließlich Hildesheim, verschaffen werde. Die Aussichten der preußischen Diplomatie wurden von Tag zu Tag trüber; sie hatte neue drückende Verpflichtungen übernommen und zum Entgelt wieder nur die allgemeine Zusage erlangt, daß Preußen „zum mindesten“ ebenso mächtig werden solle wie vor dem Kriege

von 1806. Einen Tag darauf schloß Rußland sein Kriegsbündnis mit England. Der Zar blieb für die Friedenswünsche seiner Generale wie für Napoleons Anerbietungen ganz unzugänglich: der Ruhm des Weltbefreiers und die polnische Königskrone standen so glänzend vor seiner Seele, daß er der Ermahnungen Steins jetzt kaum bedurfte, und der Kanzler Rumjanzoff, der alte Gegner der Koalition, entmutigt um Entlassung bat. Die preussischen Patrioten fanden sich nach kurzer Verstimmung rasch wieder zusammen in der frohen Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche, wie Niebuhr zu sagen pflegte; sie bemerkten bald, wie sehr die Waffenruhe der Ausbildung der Landwehr zugute kam. In Schlesien entfaltete Gneisenau im Verein mit dem wackeren Präsidenten Merckel eine gewaltige Tätigkeit, so daß bei Ablauf des Stillstands achtundsechzig Bataillone Landwehr formiert waren. Blücher schrieb ihm zufrieden: „Landwehren Sie man druff, aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie sich wieder zu mich!“

WAS ÖSTERREICH VORSCHLAG

Wie diese Rüstungen, so bewiesen auch die Friedensvorschläge des Zaren und des Königs, daß die Verbündeten nicht gesonnen waren, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Sie verlangten: Wiederherstellung der alten Macht von Preußen und Österreich, Auflösung des Rheinbundes und des Herzogtums Warschau, Rückgabe der Nordseeküste, endlich die Unabhängigkeit von Holland, Spanien und Italien. Es waren im wesentlichen die Pläne von Bartenstein; nur ein ungeheurer Krieg konnte sie verwirklichen. Ganz anders sah Kaiser Franz die Lage an. Ihm graute vor diesem Kriege, vor dem Enthusiasmus der norddeutschen Jugend; aus tiefster Seele hatte er seinem Schwiegersohne zu der Großgörschener Schlacht Glück gewünscht und die Hoffnung ausgesprochen, dies erste Treffen werde viele Leidenschaften abgekühlt, viele Chimären zerstört haben. Furchtbar war ihm der Gedanke, daß er die unmilitärischen Gewohnheiten seines schläfrigen Schreiberlebens aufgeben und, wie die beiden verbündeten

Monarchen, ins Feldlager gehen sollte. Regungen der Zärtlichkeit für seine Tochter in Paris beirrten freilich den Hartherzigen nicht, dem die Diplomaten nachrühmten, er habe ganz politische Eingeweide. Aber wozu ein wagnisvoller Krieg, wenn man im Frieden die Überlegenheit Frankreichs ein wenig einschränken und eine glänzende Stellung an der Seite des mächtigen Schwiegersohnes erlangen konnte?

Auch unter den Staatsmännern war die Friedenspartei noch stark vertreten. Ihr eifrigster Wortführer war der jetzt ganz in blasierte Stumpfheit versunkene Gentz; als nachher die Kriegspartei siegte, behauptete er freilich mit erstaunlicher Dreistigkeit, daß er selber den rettenden Entschluß herbeigeführt hätte. Noch am 24. Juni schrieb er vertraulich an Karadja: die Hofburg hege die Überzeugung, daß die Mittel zur Niederwerfung der französischen Übermacht noch nicht reif seien; er fand es sonderbar, daß die Alliierten, während sie Österreich zur Friedensvermittlung aufforderten, gleichzeitig mit England ein Kriegsbündnis schlossen. Metternich sah diesmal weiter als sein Kaiser. Er ahnte, daß Österreich selber in Preußens Niederlage mit verwickelt werden mußte, wenn dieser Staat den Kampf bis zur Vernichtung fortführte; auch die dämonischen Mächte der Revolution im preußischen Heere konnten nur dann niedergehalten werden, wenn Kaiser Franz in die Koalition eintrat. Aber noch hatte er einen festen Entschluß nicht gefaßt, seine angeborene Vorliebe für krumme Wege noch nicht überwunden. Am 30. Mai gestand er seinem Vertrauten, dem Hannoveraner Hardenberg: ein dauernder Friede sei für jetzt doch unmöglich; genug wenn man diesmal zu einem vorläufigen Frieden gelange, der den drei Ostmächten die Operationsbasis von der Ostsee bis zur Adria verschaffe und ihnen für die Zukunft einen entscheidenden Krieg ermögliche.

In diesem Sinne waren auch die Friedensvorschläge gehalten, welche der Vermittler den Verbündeten vorlegte; sie zeigten unzweideutig, daß die Hofburg von kriegesischen Entschlüssen noch weit entfernt, daß ihre bisherigen Verhandlungen mit Napoleon keineswegs eine Komödie gewesen waren. Österreichs Wünsche be-

schränkten sich auf vier Punkte: Aufhebung des Herzogtums Warschau, das unter die Ostmächte verteilt werden sollte; Verstärkung des preußischen Staates durch diese Teilung, durch die Rückgabe von Danzig und durch die Räumung der Festungen; Rückfall der illyrischen Provinzen an Österreich; dazu die Wiederherstellung von Hamburg und Lübeck und für den unwahrscheinlichen Fall, daß England sich zu einem allgemeinen Frieden bereit fände, auch noch die Herausgabe der deutschen Nordseeküste. Alle Herzenswünsche der Hofburg kamen in diesem Programme an den Tag. Mit Illyrien erhielt Österreich seine adriatische Machtstellung wieder; durch die Auflösung von Warschau verschwand jener Herd polnischer Verschwörungen, welchen Metternich immer als hochgefährlich für die drei Ostmächte angesehen hatte; Preußen aber empfing durch die neue Teilung Polens gerade jene Provinzen zurück, an denen dem Könige wenig lag, wurde kaum wieder eine Macht zweiten Ranges; der Rheinbund endlich blieb erhalten, nach Metternichs altem Grundsatz, daß man die kleinen Höfe durch nachgiebige Güte gewinnen müsse.

REICHENBACHER VERTRAG

Welche Zumutung für die Verbündeten! Sie schwankten lange, verhandelten seit dem 10. Juni mit Stadion im Hauptquartier zu Reichenbach und gleichzeitig in wiederholten persönlichen Zusammenkünften mit dem kaiserlichen Hofe, der seine Residenz in die Schlösser an der böhmisch-schlesischen Grenze verlegt hatte. Trotz aller Bedenken blieb Hardenberg des zuversichtlichen Glaubens, daß Napoleon niemals in die bescheidenen Bedingungen willigen werde; forderten sie doch von ihm, was er noch in starker Hand festhielt! Am 27. Juni unterzeichneten endlich Stadion, Nesselrode und Hardenberg den Reichenbacher Vertrag, welcher die österreichischen Vorschläge guthieß, aber zugleich der Hofburg zum ersten Male eine halbwegs sichere Verpflichtung auferlegte. Österreich mußte versprechen, falls Napoleon die Friedensbedingungen bis zum 20. Juli nicht annähme,

sobald die Waffen zu ergreifen, mit mindestens hundertfünfzigtausend Mann an dem Feldzuge teilzunehmen und einen gemeinsamen Kriegsplan mit den Verbündeten zu vereinbaren; trat der Kriegsfall ein, so sollte der von den Alliierten ursprünglich vorgeschlagene Plan einer gründlichen Neugestaltung Europas als das Ziel des gemeinsamen Kampfes gelten, und man verpflichtete sich, diesen Plan im weitesten Sinne auszulegen. So war die Hofburg doch für einen Fall gebunden. Die Alliierten aber behielten freie Hand; sie erklärten unzweideutig, daß sie ohne die Auflösung des Rheinbundes und die Wiederherstellung der alten Macht Preußens sich nicht beruhigen würden, und der österreichische Bevollmächtigte erhob keinen Einspruch dawider.

Unterdessen war Metternich nach Dresden gegangen, um Napoleon für die Einteilung der Friedensverhandlungen zu gewinnen. Dort ging es hoch her, im Palaste Marcolini; der gesamte kaiserliche Hofstaat war versammelt, Talma und die Mars spielten vor dem Imperator. Die französische Nation sollte glauben, daß ihr Beherrscher den Frieden ernstlich wolle und sich auf die langen Verhandlungen eines großen europäischen Kongresses einrichte. In Wahrheit war all sein Sinnen nur noch auf die Wiederaufnahme des Krieges gerichtet; die Anwendungen friedlicher Gedanken verflogen, seit er den guten Fortgang seiner gewaltigen Rüstungen sah und die unbeirrte Festigkeit des Zaren erkannte. Als er mit dem Abgesandten des vermittelnden Hofes in einer langen Unterredung unter vier Augen sich besprach, da brach sein beleidigter Stolz und der verhaltene Zorn über alle die getäuschten Hoffnungen, die er einst an die österreichische Familienverbindung geknüpft, in so leidenschaftlichen und gehässigen Worten durch, daß Metternich jetzt ernstlich zu zweifeln begann, ob eine Verständigung mit diesem Manne möglich sei. Die Überhebung des Imperators, der sich längst gewöhnt hatte, die Habsburg-Lothringer als „störrische Vasallen der Krone Frankreich“ zu behandeln, erschien dem weltkundigen österreichischen Diplomaten wie Raserei; und dabei sagte sich der vollendete Weltmann mit stillbefriedigtem Lächeln, dieser unbändig polternde Allgewaltige sei doch

nur ein Plebejer. Trotzdem trennte man sich zuletzt mit der Zusage, daß ein förmlicher Friedenskongreß in Prag zusammentreten, der Ablauf des Waffenstillstandes aber vom 20. Juli auf den 10. August hinausgeschoben werden solle. Napoleon hatte seine Rüstungen noch nicht beendet, und auch die Hofburg hieß jede Vertagung willkommen, da ihr Heer sich noch in unfertigem Zustande befand.

Darauf neue peinliche Erwägungen im Hauptquartiere der Alliierten, denen weder der Kongreß noch die Verlängerung der Waffenruhe gelegen kam. Am 4. Juli traf Hardenberg mit Nesselrode, Metternich und Stadion im Schlosse Ratiborschitz zusammen. Es entspann sich eine lange stürmische Verhandlung; Nesselrode gesteht, daß er im ganzen Verlaufe seiner langen diplomatischen Laufbahn kaum je einer bewegteren Sitzung beigewohnt habe. Die Alliierten legten schließlich die Leitung der Prager Verhandlungen vertrauensvoll in Österreichs Hände, da Metternich drohte, sein Kaiser werde sonst vielleicht in bewaffneter Neutralität verharren; aber sie erklärten zugleich ihren festen Entschluß, den Krieg im äußersten Falle auch ohne Österreich fortzusetzen. Damit war Österreichs Eintritt in den Kampf nahezu entschieden. Denn offenbar konnten Metternichs Pläne nur gelingen, wenn er sich von den Verbündeten nicht gänzlich trennte; wurden die Waffen wieder aufgenommen und der österreichische Hof blieb neutral, so mußte er fürchten, von den Früchten der Siege der Koalition ausgeschlossen, doch in die Folgen ihrer Niederlagen mit verwickelt zu werden. Eine politische Notwendigkeit, die stärker war als eines Menschen Wille, drängte den Wiener Hof aus seiner zuwartenden Haltung heraus. Gleichwohl kehrten noch im Juli, ja bis zur Stunde der letzten Entscheidung, bange Augenblicke des Zweifels wieder. Im preußischen Hauptquartiere sprach Ancillon nach seiner kleinmütigen Weise für den Frieden, und Knesebeck führte in einer Denkschrift aus: auf die Auflösung des Rheinbundes sei für jetzt nicht zu hoffen, der preußische Staat könne aber zur Not auch ohne Magdeburg bestehen, wenn er nur auf dem rechten Elbufer durch Mecklenburg und Schwedisch-Pommern wohl

abgerundet würde und eine feste Position an der Weichsel erhielte! Der König selbst dachte mutiger, hielt dem Kaiser Franz in einem eigenhändigen Briefe vor: der preußische Staat müsse in Deutschland erheblich vergrößert werden, wenn Österreich an ihm einen starken und zuverlässigen Nachbar haben wolle.

Währenddem ward man auch mit Schweden endlich handelseinig. Da Dänemark wieder förmlich zu dem französischen Bündnis zurückkehrte, so fielen Friedrich Wilhelms Bedenken hinweg, und er verbürgte durch den Vertrag vom 22. Juli der Krone Schweden, die nunmehr dem Kalischer Bunde beitrat, die Erwerbung von Norwegen. Ein geheimer Artikel verhiess den Dänen nötigenfalls auf deutschem Boden eine Entschädigung für Norwegen. Hardenbergs Leichtsinn fand daran kein Arg; er meinte, diese Entschädigung könne höchstens in einem kleinen Fetzen Landes bestehen, da man ja Dänemark durch die Waffen bezwingen wollte, und glaubte zu wissen, daß Schwedisch-Pommern auf keinen Fall den Kaufpreis für Norwegen bilden werde. Hatte ihm doch Bernadotte mündlich versichert, Schweden sei geneigt, den letzten Rest seiner deutschen Besitzungen an Preußen abzutreten. Aber was war auf solche unbestimmte Zusagen des Treulosen zu geben?

NAPOLEONS HOCHMUT

Mit jedem neuen Tage wuchsen die Hoffnungen auf Österreichs Beitritt; auch die Nachricht von Wellingtons strahlendem Siege bei Vitoria und der gänzlichen Befreiung Spaniens wirkten ermutigend auf die Hofburg. Nach der Ratiborschitzer Unterredung gelangte Metternich zu der Einsicht, daß man die Rolle einer dritten Partei nicht mehr weiter spielen dürfe. Am 13. Juli enthüllte er seine kriegesischen Pläne zum ersten Male seinem kaiserlichen Herrn: selbst für den Fall, daß die Verbündeten die Friedensvorschläge verwürfen und Napoleon sie annähme, würde Österreich der Koalition nicht mehr fern bleiben können, ohne sich in der öffentlichen Achtung herabzusetzen. Der noch immer durchaus friedfertige Kaiser ließ sich auf diese unwillkommene

Möglichkeit noch nicht ein; er versprach nur, für das vorgelegte Friedensprogramm standhaft einzutreten, obschon ihm einzelnes darin übertrieben schien.

Napoleon war unterdessen nach Mainz gegangen, auf Frankreichs klassischen Boden, wie er das linke Rheinufer zu nennen pflegte. Noch einmal hielt er dort großen Hof; Dalberg und die Fürsten von Baden, Darmstadt, Nassau überbrachten persönlich ihre untertänigen Glückwünsche zu den Siegen des Frühjahrs. Er freute sich an dem Anblick seiner herrlichen Truppen und kehrte dann nach Dresden zurück mit dem stolzen Bewußtsein, daß er wieder stark genug sei, um der Welt Gesetze zu geben. Im Rausche seines Stolzes tat er geffissentlich alles, was den vermittelnden Hof beleidigen und verletzen mußte, also daß Kaiser Franz zuletzt geradezu durch die gekränkte Fürstenehre genötigt ward, mit dem Schwieger-
sohne zu brechen.

Die Gesandten der Alliierten in Prag, Anstett und Humboldt, hatten beide sehr beschränkte Vollmacht und waren insgeheim beide entschlossen, den Verhandlungen jedes mögliche Hindernis in den Weg zu legen. Niemand war für eine solche Aufgabe besser geeignet als Humboldt, der Meister aller dialektischen Künste; auch er fühlte sich ergriffen von der Begeisterung der Zeit, soweit seine kühle Natur dazu fähig war, und legte willig seine gelehrten Arbeiten zur Seite, um einmal ganz der Politik zu leben. Napoleons Hochmut überhob ihn jedoch aller Anstrengung. Mehrere Tage lang mußte er mit Anstett warten, bevor ein französischer Bevollmächtigter eintraf; endlich erschien Narbonne, aber ohne genügende Beglaubigung. Wieder vergingen einige Tage, bis Caulaincourt am 28. Juli ankam. Dann begann ein Austausch von diplomatischen Noten über die Form der Verhandlungen; die französischen Bevollmächtigten warfen dabei mit hämischen Bemerkungen nach allen Seiten hin um sich und setzten den leeren Formenstreit hartnäckig fort bis zum letzten Tage der Waffenruhe, dergestalt daß auf diesem wunderlichsten aller Kongresse nicht einmal eine gemeinsame Sitzung der Bevollmächtigten stattfinden konnte.

Der offenbare Hohn, der aus dem Auftreten der

Franzosen sprach, sagte dem österreichischen Minister genug. Er fühlte, daß sein Hof nicht mehr zurückkonnte, und traf in der Stille seine Maßregeln, um dem Kaiserhause einen reichen Kriegslohn zu sichern. Noch während des Kongresses wurde zu Prag am 27. Juli mit den Verbündeten eine geheime Vereinbarung geschlossen, wonach Österreich das Königreich Italien und Illyrien erhalten sollte; der König von Sardinien erhielt sein Erbe zurück, Mittelitalien zusamt Genua wurde unter den Erzherzögen der österreichischen Vetternschaft aufgeteilt; Sizilien blieb den von England beschützten Bourbonen. Ja die Verbündeten versprachen sogar, im voraus alles gutzuheißen, was Österreich auf der Halbinsel tun würde. Einige Wochen darauf trat auch England diesem Vertrage bei. Die Absicht des britischen Kabinetts war einfach, die französische Herrschaft aus Italien zu verdrängen; eine italienische Nation wollten die Tories nicht anerkennen, auch über die Ansprüche des Papstes ging man gleichmütig hinweg. Der russische Hof, der alte Gönner Piemonts, der unter Kaiser Paul die italienischen Pläne Österreichs so lebhaft bekämpft hatte, sagte sich von seinen bewährten Traditionen los, da die Freundschaft des Wiener Kabinetts jetzt über allen anderen Rücksichten stand. Die preußischen Staatsmänner aber fanden das Ansinnen Metternichs ganz unbedenklich. Daß die Hofburg die alten Thugutschen Projekte wieder aufnehmen würde, galt dem Staatskanzler von vornherein als selbstverständlich. Er hat sogar Österreich aufgefordert, die Italiener zum Freiheitskampfe aufzubieten; in Knesebecks Denkschriften hieß es kurzab: „Was Österreich in Italien verlangt, liegt ja in der Natur der Dinge.“

Die Stellung des Vermittlers, der also bereits durch zwei geheime Verträge seine Unparteilichkeit aufgegeben hatte, wurde täglich unhaltbarer; das Possenspiel des Kongresses drängte zum Ende. Vier Tage vor Ablauf der Waffenruhe wendete sich Napoleon noch einmal mit einer vertraulichen Anfrage an Österreich allein — offenbar nur, um nachher der friedenslustigen französischen Nation seine Versöhnlichkeit beweisen zu können. Als Metternich darauf ein Ultimatum stellte,

das die Reichenbacher Vorschläge in etwas schärferer Fassung wiederholte, gab der Imperator eine im wesentlichen ablehnende Antwort und ließ diese absichtlich zu spät von Dresden abgehen, so daß sie erst am 11. August in Prag eintreffen konnte. Der Waffenstillstand war abgelaufen, ohne daß Frankreich die Friedensbedingungen angenommen hatte. Mit dem letzten Glockenschlage des 10. August erklärten Humboldt und Anstett, ihre Vollmacht sei erloschen, der Kongreß beendet. Die Verpflichtungen von Reichenbach traten nunmehr in Kraft, der Trotz Napoleons hatte Österreich in das Lager der Koalition getrieben.

Jener große europäische Bund, woran die Staatsmänner seit achtzehn Jahren immer vergeblich gearbeitet, jetzt stand er endlich in Waffen: alle die vier alten Großmächte, mit ihnen Schweden und demnächst auch die wiederbefreiten Staaten der iberischen Halbinsel. Und diesmal führte nicht das Ungefähr diplomatischer Verwicklungen die Höfe zusammen, sondern eine hohe Notwendigkeit: es galt, die Freiheit der Welt, das lebendige Nebeneinander der Nationen, worauf die Größe der abendländischen Gesittung beruht, wiederherzustellen. Wohl traten mit England und Österreich zwei Mächte in das Bündnis ein, denen jedes Verständnis abging für die Sehnsucht des norddeutschen Volkes. Sonderbar genug stach die gewundene Sprache des österreichischen Kriegsmanifestes von dem herzerwärmenden ehrlichen Tone der preußischen Aufrufe ab. Wie war doch Gentzens reicher Geist in Wien verknöchert und verdorrt, daß er jetzt mit byzantinischem Redeschwall den kaiserlichen Schwiegervater verherrlichte, der, über gewöhnliche Bedenklichkeiten weit erhaben, für das heilige Interesse der Menschheit hingegeben habe, was seinem Herzen das Teuerste war! Auch die bitteren Bemerkungen des Manifestes über die dem regelmäßigen Gange der Regierungen zuvoreilenden ungeduldigen Wünsche der Völker ließen ahnen, daß der Krieg durch Österreichs Teilnahme seinen Charakter verändern, manche Hoffnung der Patrioten in Enttäuschung enden würde. Doch es stand nicht anders, ohne Österreichs Zutritt konnte die Koalition sich gegen das Weltreich nicht behaupten.

Der Ausgang des Prager Kongresses war ein großer diplomatischer Erfolg; Friedrich Wilhelm wußte, daß er ihn gutenteils der Gewandtheit seines Staatskanzlers verdankte. Erleichterten Herzens eilte Humboldt in jener verhängnisvollen Mitternacht des 10. August auf den Hradschin, um das verabredete Zeichen zu geben: bald flammten die Fanale auf den Kuppeln der Riesenberg und trugen noch in derselben Nacht nach Schlesien hinüber zu dem aufjubelnden preußischen Heere die frohe Kunde, daß in sechs Tagen der Krieg von neuem beginne.

BEGINN DES HERBSTFELDZUGES

Durch den glücklichen Fortgang der preußisch-russischen Rüstungen und durch den Zutritt von hundertzehntausend Mann Österreichern wurde endlich das Gleichgewicht der Kopfstärke zwischen den beiden Parteien annähernd hergestellt. Die Koalition verfügte über eine Feldarmee von über 480 000 Mann, worunter etwa 165 000 Preußen und nahezu ebensoviel Russen, sie war dem Feinde namentlich durch die Stärke ihrer Reiterei und Artillerie überlegen. Napoleon hatte sein Heer auf 440 000 Mann gebracht. Die Fürsten des Rheinbundes leisteten willig Heeresfolge, zumal da der Protektor wieder den Schirmherrn des Partikularismus spielte und ihnen die Gefahr der Wiederherstellung des alten deutschen Reichs, des Verlustes der Souveränität in finsternen Farben schilderte. Nur der Münchener Hof zeigte eine verdächtige Saumseligkeit; er nahm die Kriegserklärung Österreichs zum Vorwande, um die Hauptmasse seines Heeres im Lande zurückzuhalten, stellte nur eine schwache Division auf den norddeutschen Kriegsschauplatz. Verließ das Glück die französischen Fahnen, so war Bayern zum Abfall vorbereitet. Unter den unglücklichen Truppen des Rheinbundes nahm der Unmut überhand seit den teuer erkauften fruchtlosen Siegen des Frühjahrs. Napoleon traute ihnen nicht, am wenigsten den Westfalen. Trotzdem sah er dem Kriege mit Zuversicht entgegen. Die geringe Überzahl der Feldarmee der Verbündeten wurde reichlich aufgewogen

durch den Besitz der Festungen des Nordostens, deren Einschließung fast die Hälfte der preußischen Landwehr, sowie einen großen Teil des russischen Heeres in Anspruch nahm, vornehmlich aber durch die günstige zentrale Stellung an der Elblinie, die von Glückstadt und Hamburg bis hinauf nach Dresden und Königstein in Napoleons Händen war. Fast auf der nämlichen Stelle hatte einst König Friedrich sechs Jahre lang eine ungleich bedrohlichere Übermacht in Schach gehalten; warum sollte dem Kriegsfürsten des neuen Jahrhunderts nicht auch gelingen, durch gewandte Benutzung der kurzen inneren Operationslinien, die er beherrschte, die Gegner zu überraschen, ihre weit voneinander getrennten Heere vereinzelt zu schlagen?

Den sittlichen Kräften der Koalition erwuchs aus dem Beitritt Österreichs kein Gewinn. Die kaiserlichen Truppen schlugen sich tapfer wie zu allen Zeiten; von der stürmischen Begeisterung des norddeutschen Volkes empfanden sie wenig, weniger sogar als die Russen, die nicht nur ihren alten Ruhm unerschütterlicher passiver Todesverachtung wieder bewährten, sondern auch durch das lange Zusammenleben mit den Preußen und durch die Gunst des Glücks nach und nach Freude gewannen an dem unwillig begonnenen deutschen Kriege. Der Geist von 1809 erwachte nicht wieder. Die Völker Österreichs sahen sich ungern aufgestört aus der bequemen Ruhe der jüngsten vier Jahre, sie sprachen ihre Furcht vor einem neuen Einbruche der französischen Eroberer so lebhaft aus, daß Erzherzog Johann seinen Grazern Mut einsprechen mußte; sie bemitleideten die ausziehenden Soldaten und behielten von den Taten dieses Krieges nichts im Gedächtnis, während die Erinnerung an Aspern und Wagram in aller Herzen fortlebte. Die breite Kluft, welche das geistige Leben der Österreicher von den übrigen Deutschen trennte, wurde durch den Befreiungskrieg nicht überbrückt. Nur anstandshalber, nur um nicht allzu weit hinter Preußen zurückzubleiben, ließ auch Kaiser Franz eine deutsche Legion für Freiwillige aus dem Reiche bilden, ein Freikorps, das niemals irgendeine Bedeutung erlangte. Die altgewohnte, unbehilfliche Schwerfälligkeit der Führung und Verwaltung des öster-

reichischen Heeres erregte wieder den Spott der französischen Soldaten über die Kaiserlicks; glänzenden Kriegsruhm erwarb sich, außer einigen kühnen Reiteroffizieren, kein einziger der k. k. Generale.

ÖSTERREICH ERHÄLT DIE FÜHRUNG

Da die Hofburg den Krieg nur mit halbem Herzen führte, beständig in Angst vor der nationalen Begeisterung der Preußen und den polnischen Plänen des Zaren, so konnte sie auch ihren tüchtigsten Feldherrn nicht verwenden; überdies war Erzherzog Karl seinem mißtrauischen kaiserlichen Bruder verdächtig und als alter Gegner der russischen Allianz dem Petersburger Hofe unwillkommen. Fürst Schwarzenberg erhielt den Oberbefehl, ein tapferer Reiterführer und ehrenhafter Kavalier, der mit feinem diplomatischen Takte die mächtigen streitenden Interessen im großen Hauptquartier auszugleichen, unter den schwierigsten Verhältnissen, trotz der Anwesenheit von drei Monarchen die buntscheckige Masse der verbündeten Heere leidlich zusammenzuhalten verstand; doch dem Genie Napoleons fühlte er sich nicht gewachsen, der große Ehrgeiz des geborenen Feldherrn blieb ihm fremd. Sein trefflicher Generalstabschef Radetzky besaß geringen Einfluß; in der Regel gaben die Generale Duca und Langenau den Ausschlag im Kriegsrathe, zwei Theoretiker aus Lloyds behutsam methodischer Kriegsschule, denen nichts schrecklicher war als das Wagnis der Feldschlacht. Noch war der Zauber des napoleonischen Namens ungebrochen. Selbst Zar Alexander begann zu glauben, daß die neufranzösische Kriegskunst allein durch ihre eigenen Schüler zu überwinden sei; er setzte sein Vertrauen vornehmlich auf Bernadotte und zwei andere französische Überläufer, Moreau und Jomini, ja er erwartete sogar, daß diese Abtrünnigen Zwiespalt und Parteikampf im napoleonischen Heere hervorrufen könnten — eine Hoffnung, die an dem ehrenwerten Patriotismus der Franzosen zuschanden wurde. Nur im preußischen Lager lebte das leidenschaftliche Verlangen nach großen, durchschlagenden Entscheidungen und das stolze Selbstver-

trauen, das den Sieg verbürgt; aber erst im Verlaufe des Kriegs, nach errungenem Erfolge erlangten die preussischen Heerführer, die bedeutendsten militärischen Talente der Koalition, Macht und Ansehen.

Die Absicht Metternichs, seinem Hofe die führende Stellung in der Allianz zu verschaffen, erfüllte sich vollständig. Wie der Oberbefehl der gesamten Streitkräfte dem Fürsten Schwarzenberg anvertraut wurde, so berücksichtigte auch der neue, auf Grund der Verabredungen vom Mai festgestellte Kriegsplan in erster Linie die Interessen Österreichs. General Toll, der fähigste Generalstabs-offizier der russischen Armee, vereinbarte am 12. Juli zu Trachenberg mit Knesebeck und dem schwedischen Kronprinzen die Bildung dreier Heere, deren jedes aus Truppen der verschiedenen Nationen gemischt sein sollte, während Blücher umgekehrt seine Preußen unter seinem eigenen Befehle zu vereinigen wünschte. Die Hauptarmee von zweihundertfünfunddreißigtausend Mann versammelte sich an der Nordgrenze von Böhmen unter Schwarzenbergs unmittelbarer Führung; dadurch wurde Kaiser Franz seiner schwersten Sorge ledig, eine Verlegung des Kriegsschauplatzes nach dem Inneren Österreichs war kaum noch zu befürchten. In den Marken und an der Niederelbe stand die Nordarmee unter Bernadotte, über hundertfünzigtausend Mann, in Schlesien Blücher mit fünfundneunzigtausend Mann. Alle drei Heere sollten die Offensive ergreifen und ihren Sammelplatz im Lager des Feindes suchen; wendete sich Napoleon von seinem Stützpunkte Dresden aus mit überlegener Macht gegen eine der drei Armeen, so wich diese aus und die beiden anderen bedrohten ihn in Rücken und Flanke. So hatte das alte Europa doch endlich etwas gelernt von der neuen großartigen Kriegsweise: nicht mehr die Besitznahme einzelner geographischer Punkte, sondern die Besiegung des Feindes wurde als der Zweck der Operation bezeichnet. Freilich stimmten die überbehutsamen Vorschriften für die Ausführung wenig zu der Kühnheit des strategischen Grundgedankens. Der schlesischen Armee dachte das große Hauptquartier nur die bescheidenen Aufgaben eines großen Observationskorps zu, da sie die schwächste von allen war und der

stärksten Position des Feindes gegenüberstand; mit Mühe erwirkte sich Blücher die Erlaubnis, unter außerordentlich günstigen Umständen eine Schlacht anzunehmen. Seine Offiziere klagten über die bescheidene Rolle, die man ihnen zuwies, und beneideten ihre nach Böhmen zur Hauptarmee abmarschierenden Kameraden; der alte Held aber nahm sich vor, seine Vollmacht im allerweitesten Sinne auszulegen. Ein Glück übrigens, daß man im großen Hauptquartiere die feindlichen Streitkräfte um volle hunderttausend Mann unterschätzte; so gewannen die Bedachtsamen doch einigen Mut.

Auch Napoleon war über die Stärke und die Stellungen der Verbündeten schlecht unterrichtet; er suchte ihre Hauptarmee in Schlesien und schlug die Kopffzahl der Nordarmee viel zu niedrig an. Sein nächstes Ziel blieb noch immer die Vernichtung der preußischen Macht. Derweil der Imperator selbst die schwierige Aufgabe übernahm, von Dresden aus zugleich die böhmische und die schlesische Armee zurückzuhalten, sollte Oudinot Berlin erobern, die Landwehr entwaffnen, die preußische Volkserhebung völlig niederwerfen. Glückte dieser Schlag, so schien es möglich, Stettin und Küstrin zu verstärken, vielleicht selbst Danzig zu entsetzen; der Zauderer Bernadotte wich dann unzweifelhaft an die Küste zurück, Preußen und Rußland aber mußten ihre gesamten Streitkräfte in den bedrohten Nordosten werfen und sich von Österreich trennen. Also wurde die Koalition gelockert, und vielleicht gelang es dann der diplomatischen Kunst Napoleons, sie gänzlich zu zersprengen. Da er an den vollen Ernst der Hofburg auch jetzt noch nicht glaubte, so vermied er absichtlich einen Zug gegen Böhmen; Kaiser Franz durfte an der wohlwollenden Mäßigung des liebevollen Schwiegersohnes nicht zweifeln. Die Befürchtung, daß er umgangen und vom Rheine abgeschnitten werden könne, wies der Kriegserfahrene lachend zurück: „Ein Heer von vierhunderttausend Mann umgeht man nicht.“ Er wußte wohl, welchen Vorteil ihm die Einheit des Oberbefehls und die konzentrierte Stellung seines Heeres boten, und zog, was irgend verfügbar war, nach Obersachsen heran. Nur das Korps

Davousts wurde aus politischen Gründen an der Niederelbe zurückgehalten, denn das feste Hamburg durfte um keinen Preis einer englischen Landungsarmee zum Brückenkopfe dienen.

SIEG AN DER KATZBACH

Während Oudinot den Marsch nach den Marken antrat, wendete sich Napoleon zunächst gegen die schlesische Armee, in der Hoffnung, den tatenfrohen Blücher zu einer Schlacht zu verleiten. Der preußische Feldherr wich der Übermacht aus und ging erst nach einigen Tagen wieder zum Angriff vor, als Napoleon mit einem Teile seines Heeres nach Dresden zurückeilte, um die heranrückende böhmische Armee abzuwehren. Macdonald, der in Schlesien zurückgeblieben, wähnte die Verbündeten noch im vollen Rückzuge und marschierte am 26. August, keiner Schlacht gewärtig, gegen Jauer; seine Truppen drängten die Vorhut der Preußen zurück, überschritten die vom Regen hoch angeschwellten Gewässer der Katzbach und der wütenden Neiße, stiegen dann sorglos an den steilen Talrändern empor auf die Hochebene, die sich über dem Zusammenfluß der beiden Gebirgsbäche erhebt. Droben aber stand Yorck, hinter sanften Anhöhen versteckt, mit dem Zentrum des Blücher'schen Heeres; er ließ einen Teil der Feinde auf die Hochebene heraufkommen und brach alsdann urplötzlich mit zermalmendem Ungestüm aus dem Hinterhalte hervor, auf seinem rechten Flügel von Sackens Russen kräftig unterstützt. Ein furchtbares Blutbad begann. Der überraschte Feind stand eingepreßt in dem Winkel zwischen den beiden Gebirgswässern; Kolben und Bajonett bildeten die einzigen Waffen des Fußvolks, da die Musketen im Regen versagten. Bei Anbruch der Nacht warf Katzelers Reiterei die aufgelösten Trümmer des feindlichen Heeres in das Tal der wütenden Neiße hinunter, Tausende fanden den Tod in den wilden Wogen. Nur die Saumseligkeit Langerons, der mit seinem russischen Korps auf dem linken Flügel dem Kampfe fernblieb, rettete die Armee Macdonalds vor gänzlichem Untergange. Gneisenau aber gedachte jener Schreckensnacht

nach der Schlacht von Jena und befahl, die letzte Kraft von Roß und Mann an die Verfolgung zu setzen. Erschöpft von der Schlacht und den Hin- und Hermärschen der jüngsten Tage lagerten die siegreichen Truppen während der Nacht auf dem aufgeweichten Boden ohne Feuer, hungernd und frierend, in abgerissenen dünnen Kleidern, die meisten ohne Schuhe; ihrer viele erlagen der übermenschlichen Anstrengung. Dann brach man auf, den Geschlagenen nach. Am 29. wurde die Division Puthod bei Plagwitz von den Nachsetzenden erreicht und völlig zersprengt, noch bevor sie das Wildwasser des Bobers überschreiten konnte; auch die irische Legion, die unter französischem Banner gegen den englischen Todfeind focht, fand ihr Grab in den Wellen des deutschen Flusses. So hielt die wilde Jagd noch tagelang an, immer bei strömendem Regen, verlustreich für die Sieger, verderblich für die Fliehenden, bis endlich am 1. September Blücher seinem Heere triumphierend verkünden konnte, das gesamte schlesische Land sei vom Feinde gesäubert.

Die Schlacht an der Katzbach war der erste wahrhaft fruchtbare Sieg dieses Feldzugs. Sie befreite Schlesien, sie hob die Zuversicht im Heere der Verbündeten und brachte dem Werke Scharnhorsts eine glänzende Rechtfertigung, da die neue Landwehr sich den besten Linientruppen ebenbürtig zeigte; sie erweckte, was jedem nationalen Kriege unentbehrlich ist, die Freude an einem volkstümlichen Helden, zu dem der kleine Mann bewundernd aufschauen konnte. Der Name Blüchers war in aller Munde.

GNEISENAU

Wer den Dingen näherstand, wußte freilich, daß die Kriegspläne des alten Helden aus Gneisenaus Kopfe stammten. So war der königliche Mann nun doch der Marschall von Schlesien geworden, wie ihm Clausewitz geweißt. Er hatte einst in unheilvollen Tagen auf den Wällen Kolbergs die geschändeten preußischen Fahnen zuerst wieder zu Ehren gebracht. Jetzt wußte er die schlesische Armee so ganz zu durchdringen mit der

feurigen Tatkraft seines heldenhaften Geistes, daß dies kleinste Heer der Koalition bald der Schwerpunkt ihrer Streitkräfte wurde; denn das stand ihm außer Zweifel, daß ein Mutiger schaffen könne. Bald hatte sich zwischen ihm und Blücher jenes menschlich schöne Verhältniß unverbrüchlichen Vertrauens gebildet, das für Deutschlands Geschicke ebenso segensreich werden sollte wie vormals die Freundschaft von Luther und Melanchthon, von Schiller und Goethe. Willig ging der Alte auf die Ideen seines Generalquartiermeisters ein und fand sich darin zurecht, als wären sie sein eigenes Werk. Der Jüngere aber wahrte mit feinem Takte das Ansehen des Kommandierenden, befahl immer nur in Blüchers Namen, hielt sich so bescheiden zurück, daß seine Frau selber lange nichts von der eigentlichen Wirksamkeit ihres Gatten erfuhr, und ertrug es ohne Murren, daß er der Mannschaft fast ebenso unbekannt blieb wie einst P. von Westphalen den Soldaten Ferdinands von Braunschweig. Beim Ausbruch des Krieges hatte er nur die Karten von Westdeutschland und Frankreich mit ins Feldlager genommen — so bestimmt rechnete er auf einen raschen Siegeszug; nun warf ihn das Geschick wieder in diese Ostmark Deutschlands, wo er einst seine besten Jahre im Einerlei subalternen Dienstes verbracht hatte. Die Langeweile jener öden Zeit kam ihm jetzt zugute; er kannte Weg und Steg im Lande, er wußte, daß die heimtückischen kleinen Bäche des Riesengebirges bei Unwetter rasch zu reißenden Strömen werden, und baute darauf seinen Plan. Nichts schien ihm erbärmlicher als das Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren; kaum war Schlesien befreit, so faßte er alsbald das Ziel der Vereinigung der drei Armeen ins Auge. Nur so konnte eine große Entscheidung erzwungen werden, und dieses letzten Erfolges fühlte sich der Kühne so sicher, daß er schon im September, zu einer Zeit, da die meisten kaum auf die Eroberung von Dresden zu hoffen wagten, seinen Offizieren voraussagte, sie sollten noch in diesem Herbst Trauben am Rhein pflücken. Er nannte Napoleon gern seinen Lehrer, denn von ihm hatte er gelernt, die Künstelei der alten militärischen Schule zu verachten; erst in der Hauptstadt des Feindes hoffte er die Waffen

niederzulegen. So stand er unter den Heerführern der Verbündeten als der Pfadfinder des Sieges, wie ihn der Meißeß Christian Rauchs dargestellt hat, mit vorge-strecktem Arm hinweisend auf des Krieges letztes Ziel, der einzige Mann, der sich der Feldherrngröße Napoleons gewachsen fühlte. Fortiter, fideliter, feliciter¹⁰¹! — so lautete der hochgemute Wahlspruch seines Wappens.

Die Begeisterung der Jugend und die Gunst der Frauen wendeten sich der heiteren Kraft und Frische des genialen Mannes von selber zu; vor den älteren Kameraden mußte er sich erst durch den Erfolg rechtfertigen. Die drei Korpsführer der schlesischen Armee fügten sich ungern den Weisungen des jungen Generalmajors; immerhin war Sackens Eigensinn und Langerons Ungehorsam noch erträglicher als das gallige Tadeln und Klagen Yorcks. Der Hochkonservative hatte den alten Groll gegen die Reformpartei noch nicht überwunden, nannte Blücher einen rohen Husaren, Gneisenau ein phantastisches Kraftgenie, schalt über die Heerverderber, die den erschöpften Truppen unmögliche Entbehrungen und Gewaltmärsche zumuteten, forderte wiederholt seinen Abschied. Blüchers Hochherzigkeit ließ sich von alledem gar nicht anfechten; er meinte gleichmütig: „Der Yorck ist ein giftiger Kerl, er tut nichts als räsonnieren, aber wenn es losgeht, dann beißt er an wie keiner.“

Unbeirrt von Blüchers vorwärtsdrängendem Ungestüm wie von den besorgten Warnungen der Generale schritt Gneisenau seines Weges. Durch den Sieg an der Katzbach entwaffnete er den Widerstand. Der Tadel wagte sich nicht mehr so laut hervor, obschon er nicht gänzlich verstummte; und als auch im weiteren Verlaufe des Krieges fast immer die schönsten Kränze diesem kleinen Heere zufielen, da galt es bald als ein Ruhm, der schlesischen Armee anzugehören. Ein frohes Selbstgefühl verband alle ihre Glieder, sie wußte, daß sie wirklich, wie Clausewitz sagte, die stählerne Spitze war an dem schwerfälligen eisernen Keile der Koalition. Selbst die Russen verspürten etwas von der eigentümlichen Siegesfreudigkeit, die von Blüchers Hauptquartier ausstrahlte. Einige ihrer Führer, wie Sacken und der tollkühne

Reitergeneral Wassiltschikow, lebten mit den Preußen in vertraulicher Kameradschaft; die Kosaken begrüßten den greisen Feldherrn mit endlosen Hurrarufen, wo er sich zeigte, und erzählten einander, der Alte sei eigentlich ein Kosakenkind, am blauen Don geboren.

Einem jungen Deutschen mochte wohl das Herz aufgehen in dem Heldenkreise, der sich um Blücher versammelte. Da standen neben Yorck die Brigadeführer Steinmetz, jener Horn, dem die Franzosen vorm Jahre den Namen des preußischen Bayard gegeben hatten, und der Bruder der Königin Luise, Karl von Mecklenburg; die verwegenen Reiterführer Jürgaß und Sohr, der Liebling Blüchers Katzeler und der tolle Platen mit seiner ewig brennenden Pfeife; unter den Jüngeren Schack und Graf Brandenburg, der Minister von 1848, jene beiden, die sich Yorck gern als Preußens künftige Feldherren dachte; neben Gneisenau der schwunglos nüchterne Müffling, der einzige fast, der zu dem jugendlichen Tone dieses Kreises nicht paßte, dann Rühle von Lilienstern, der Freund von Heinrich Kleist, ein hochgebildeter, geistvoller Offizier, der immer zur Hand sein mußte, wenn es galt, durch persönliche Überredung auf die beiden anderen Hauptquartiere einzuwirken, dann Major Oppen, der spanische Held, dann Fehrentheil, der nachher in der demagogischen Phantasterei des Teutonentums unterging, während der junge Gerlach späterhin ein Führer der Hochkonservativen wurde; dazu die Schriftgelehrten, wie Blücher sie spottend nannte: der lebenswürdige, fromme Naturforscher Karl von Raumer, der philosophische Schwärmer Steffens, endlich Eichhorn, der die Erinnerungen dieser reichen Monate wie ein heiliges Vermächtnis im Herzen bewahrte und nachher durch den Ausbau des Zollvereines das Werk des Befreiungskrieges zu vollenden strebte. Es war wie ein Mikrokosmos des neuen Deutschlands: fast alle die Parteien der Politik und Literatur, welche in den folgenden Jahrzehnten das deutsche Leben erfüllten, fanden hier ihre Vertreter. Keine Spur mehr von dem rohen Bildungshasse der alten Armee; an müßigen Abenden lasen die Offiziere zuweilen Shakespearesche Dramen mit verteilten Rollen, oder Oppen spielte deutsche und spanische Lieder auf

seiner Zither. Mit rücksichtsloser Offenheit sagte jeder seine Meinung gerade heraus wie Blücher selber; nirgends wurde die Treulosigkeit der deutschen Fürsten schärfer verurteilt, die Vernichtung der rheinbündischen Souveränität und die Verstärkung der preußischen Macht stürmischer gefordert als in der Umgebung des preußischen Feldherrn. „Geht es nach mir“, sagte General Hünerbein zu dem Kurprinzen von Hessen, „so bekommt Ihr Vater nicht so viel Land zurück, als ich Schmutz unter meinen Nägeln habe!“

Welch ein Gegensatz zu dem Hauptquartier Napoleons! Wie war es doch so unheimlich still geworden um den neuen Cäsar, seit das Glück ihn mied; finster brütend saß er am Wachtfeuer, um ihn in weitem Kreise scheu flüsternd das Gefolge, bis er dann plötzlich mit barschem Ruf den Befehl zum Aufbruch gab und unter einer Flut grober Schimpfwörter, die vom Marschall bis zum Stallknechte herniederregnete, der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Den Diplomaten und gelehrten Strategen im Hauptquartiere der drei Monarchen erschien die schlesische Armee wie eine geschlossene politische Partei. Mit Entsetzen hörten Metternich und Langenau von der freudigen Kampflust und dem lauten Freimut, von dem preußischen Stolz und der nationalen Leidenschaft des Blücherschen Lagers. Auch in der Umgebung König Friedrich Wilhelms wurden schon ängstliche Stimmen laut, die vor den gefährlichen Plänen der schlesischen Heißsporne warnten; in Flüsterworten und Zwischenträgereien kündigte sich bereits ein Parteikampf an, der auf Jahre hinaus für Preußen verhängnisvoll werden sollte. Nur Stein stand unentwegt auf Blüchers Seite und legte bei dem Zaren seine Fürsprache ein für jeden Vorschlag des alten Helden. Von dem schlesischen Heere gingen alle großen Entschlüsse der Allianz aus, und mit vollem Rechte sagte Gneisenau, die Nachwelt werde staunen, wenn sie dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erfahre.

BERNADOTTE UND GROSZBEEREN

Inzwischen war auch Napoleons dritte Unternehmung gegen Berlin gescheitert. Die natürliche Schwerfälligkeit und Zwietracht aller Koalitionsheere zeigte sich nirgends so grell wie in der Nordarmee. Was hatte auch dieser napoleonische Marschall Bernadotte gemein mit dem heiligen Zorne des deutschen Volkes? Sein Vaterland hatte er aufgegeben, doch nicht das französische Selbstgefühl. Vor sieben Jahren war er denselben preussischen Generalen, die sich nun seinen Befehlen fügen sollten, als Sieger gegenübergetreten; er dachte klein von ihrer Begabung und fragte verächtlich, ob das die Männer seien, die den großen Napoleon schlagen sollten. Von den abgerissenen, elend verpflegten preussischen Truppen, die sich mit fünferlei verschiedenen Gewehren und schlechten eisernen Kanonen behelfen mußten, erwartete er nichts; von ihren Gesinnungen wußte er so wenig, daß er ihnen die Großthaten der Franzosen von 1792 als leuchtendes Beispiel vorhielt. Ein vorsichtiger Feldherr war er immer gewesen und jetzt am wenigsten wollte er Großes wagen, da eine Niederlage seinem Hause leicht den noch ungesichertenschwedischen Thron rauben konnte. Gewichtige politische Gründe geboten ihm seine Schweden ängstlich zu schonen; der Krieg war in Schweden nicht beliebt, der feine Plan, Norwegen in Deutschland zu erobern, blieb dem Volke unverständlich, und woher sollte das menschenarme Land Ersatz schaffen für ein verlorenes Heer? An den Preußen war es — so sagte er unverhohlen — ihre Hauptstadt mit ihrem Blute zu verteidigen. Da er in seiner Eitelkeit sich selber für den gefährlichsten Gegner Napoleons hielt, so erwartete er sicher, der Imperator werde seine beste Kraft gegen ihn wenden, und erklärte einen Vormarsch gegen Obersachsen hin für hochbedenklich; die Stellung der Nordarmee südlich von Berlin war allerdings schwierig; sie konnte im Rücken von Hamburg aus, von Magdeburg her in der Flanke bedroht werden und hatte vor sich die Festungen Wittenberg und Torgau. Noch andere tiefgeheime politische Pläne nötigten Karl Johann zur Vorsicht. Der schlaue Bearner hatte schon in Frankreich

die Rolle des freisinnigen Oppositionsmannes gespielt und stand jetzt wieder in vertraulichem Verkehre mit Lafayette und anderen französischen Unzufriedenen; unmöglich schien es ihm nicht, daß der Wille der Franzosen und die Gunst der großen Mächte ihn selber auf den Thron Frankreichs beriefen, wenn sein persönlicher Feind Napoleon fiel. Wollte er aber den Stolz seiner ohnehin gegen den Abtrünnigen erbitterten alten Landsleute nicht tödlich verletzen, so durfte er die entscheidenden Schläge des Krieges nicht selber führen.

Den preußischen Offizieren gefiel anfangs die gewinnende Liebenswürdigkeit des geistreichen, redseligen Südländers, doch bald wurden sie mit Befremden gewahr, daß ihr Feldherr auch jetzt noch, an der Spitze einer großen Armee, ebenso zaudernd und bedachtsam verfuhr wie im Frühjahr, als er Hamburg in die Hände des Feindes fallen ließ. Ein widerwärtiger Streit brach aus. Die Generale Bülow und Borstell, beide unter den preußischen Kameraden bekannt als unbequeme Untergebene von starkem Eigensinn, fühlten sich in ihrem Gewissen gedrungen, mit Ratschlägen und Vorstellungen dem Kommandierenden entgegenzutreten, und begreiflich genug, daß die tapferen Degen dem verdächtigen Fremdling in der Hitze des Zornes zuweilen unrecht taten.

Oudinots Armee rückte von Sachsen aus heran, siebzigtausend Mann stark, Truppen aus allerlei Volk: Franzosen, Italiener, Kroaten, Polen, Illyrier, dazu die übelberufene Division Durutte mit ihren Scharen begnadigter Deserteure und Verbrecher. Die Hauptmasse aber bildeten Deutsche aus Sachsen, Westfalen, Bayern, Würzburg; ein glorreicher Einzug in Berlin sollte die Rheinbündner wieder fester an die französische Sache ketten. Die halbkreisförmige starke Verteidigungslinie, welche die morastigen Gewässer der Nuthe und der Notte sechs Stunden südlich von Berlin bilden, wurde nach lebhaften Gefechten von den Franzosen überschritten, da Bernadotte das sumpfige Waldland mit ungenügenden Streitkräften besetzt hatte. Bereits drang ihre Vorhut durch die Waldungen bis nach Großbeeren vor; gelang ihr, sich dort zu behaupten, so hatte das feindliche Heer nur noch die freie Ebene des Teltower Landes zu durch-

schreiten und konnte ohne Aufenthalt in Berlin einziehen. Dem schwedischen Kronprinzen lag wenig an der Behauptung der preußischen Hauptstadt, längst hatte er schon alle Vorbereitungen für die Räumung Berlins. für den Rückzug über die Spree getroffen. In fieberischer Spannung lauschten die Bürger auf den Kanonendonner, der vom Süden herüberklang. Sie wußten, was ihnen drohte; Napoleon hatte befohlen, die verhaßte Stadt in Brand zu schießen.

Da, am Nachmittage des 23. August, entschloß sich Bülow, eigenmächtig das Korps Reyniers bei Großbeeren anzugreifen, bevor Oudinot und Bertrand zur Unterstützung herankamen. Während Borstell den Feind in der rechten Flanke faßte, richtete Bülow selbst seinen Angriff gegen das Zentrum in Großbeeren. Wieder wie fast an allen Schlachttagen dieses Herbstes lag ein dicker Wolkenschleier über der Landschaft. Triefend von Regen stürmten die Truppen vor, viele Landwehren darunter, alle voll Kampflust, doch niemand ergrimmt als die Märker, die hier recht eigentlich für Weib und Kind, für Haus und Herd fochten; sie drehten die unbrauchbaren Flinten um und hieben unter dem Rufe: „So fluscht et bäter“ mit schmetternden Kolbenschlägen auf die Schädel der Feinde ein. Gegen Abend war Großbeeren genommen, trotz des heldenhaften Widerstandes der Sachsen, und Reynier trat den verlustreichen Rückzug durch das Waldland an. Daß sein Korps nicht gänzlich aufgerieben wurde, verdankte er allein dem schwedischen Kronprinzen, der, taub für alle Bitten Bülows, nur eine einzige schwedische Batterie und einen Teil der russischen Geschütze am Kampfe teilnehmen ließ, statt durch einen rechtzeitigen Angriff auf Reyniers linken Flügel dem geschlagenen Feinde den Garaus zu machen. Hier wie in Schlesien fiel den Preußen die schwerste Arbeit zu, und nicht durch einen Zufall, denn nur für sie war dieser Krieg ein Kampf um das Dasein. Oudinot gab das Spiel verloren, ging mit seiner gesamten Armee auf Wittenberg zurück.

Am folgenden Morgen eilten die Berliner in Scharen auf das Schlachtfeld hinaus, ihre Befreier zu begrüßen; lange Züge hochbepackter Wagen brachten Bettzeug für

die Verwundeten, Wein und Speisen für die Ermatteten. Welche Ausbrüche des Jubels und der Klage unter allen diesen Eltern und Geschwistern, die ihre Söhne, ihre Brüder suchten; es war des Dankes und der Umarmung kein Ende; in tausend rührenden Zügen bekundete sich die heilige Macht der Liebe, die ein gerechter Krieg in edlen Völkern erweckt.

Das Beste blieb doch, daß die Preußen abermals einen vaterländischen Helden lieben lernten, den allezeit glücklichen Bülow: — so hieß er jetzt seit den Siegen von Luckau und Großbeeren; in dem Kriege von 1807 hatten die Kameraden wohl seine Tüchtigkeit gelobt, aber sein ewiges Unglück bedauert. Auch er zählte wie Yorck zu den Soldaten der alten Schule und war den Bestrebungen der Reformpartei nicht hold, wenngleich er den Groll des alten Isegrimm nicht theilte. Doch die Schande seines Lebens empfand er in tiefster Seele, und als der Kampf ausbrach, führten ihn sein gerader Soldatenverstand und der angeborene feurige Mut von selber zu einer kühnen Kriegsweise, die den Theorien Scharnhorsts entsprach; zudem stand Boyen als Generalquartiermeister an seiner Seite. Geistreich und fein gebildet, in jungen Jahren eine Zierde der Salons des Prinzen Louis Ferdinand, ein Kenner der Künste und begabter Komponist, zeigte er in seinem äußeren Auftreten gar nichts von jener fortreißenden begeisternden Macht, die aus Blüchers Flammenaugen blitzte. Wer hätte den unscheinbaren kleinen Mann für einen Feldherrn gehalten, wenn er so still in Überrock und Feldmütze, einen Kantschu über die Schulter, auf seinem kleinen dauerhaften Rot-schimmel dahertrabte? Aber die Offiziere wußten, was sie an dem gerechten und wohlwollenden, durchaus wahrhaftigen und gradsinnigen Führer hatten; der Mannschaft war er ein sorgsamer Vater, sie schwor auf ihn und glaubte fest, unter dem könne es nicht fehlgehen. Und auch die Furcht fehlte nicht, die zur Beherrschung eines Heeres notwendig ist; der stille Mann konnte zuweilen in unbändigem Jähzorn aufflammen, wenn er etwa gefangenen Rheinbundoffizieren mit schonungslosen Worten die Schande ihres Schergendienstes vorhielt oder durch einen Adjutanten Bernadottes einen Befehl zum Rück-

zuge empfing. Seit dem Erfolge von Großbeeren trat er dem Kronprinzen mit der ganzen Schroffheit seines Selbstgefühls entgegen; er wagte sogar, in den Zeitungen dem parteiisch gefärbten Schlachtberichte des Oberfeldherrn zu widersprechen. Die preußischen Generale nahmen sich vor, dem hinterhältigen Zauderer nicht zu gehorchen, falls er wieder einmal die günstige Stunde zum Angriff versäumen sollte — ein gefährlicher Entschluß, der allein durch die unnatürlichen Verhältnisse in diesem Koalitionsheere entschuldigt werden konnte.

Gleichzeitig mit Oudinot war Davoust von Hamburg aus gegen Berlin aufgebrochen, aber auf die Nachricht von Großbeeren wieder zurückgewichen. Auch das Korps Girards, das von Magdeburg her der Nordarmee in die Flanke fallen sollte, trat nach Eintreffen der Unheilsbotschaft den Rückmarsch an; da wurden die Abziehenden am 27. August in ihrem Lager auf den Sandhügeln der Zauche bei Hagelberg von den kurmärkischen Landwehrregimentern des Generals Hirschfeld angegriffen. Der würdige alte Herr, ein wieder eingetretener Veteran aus dem Siebenjährigen Kriege, leitete das Gefecht nach den Regeln der friderizianischen Lineartaktik; er erwartete nicht allzuviel von seinen rohen, fast ganz ungeschulten Truppen, und wie er dachte Marwitz, der Führer der Reservebrigade. In der Tat hielt die junge Mannschaft dem unerwarteten Feuer der französischen Batterien anfangs nicht stand; jedoch als der erste Schrecken überwunden war, stürmten die brandenburgischen Bauern, ermutigt durch die feste Haltung eines erprobten Linienregiments, unaufhaltsam vor, und dann brach sie los, die alte furia tedesca, jene Wildheit des nordischen Berserkerzornes, wovon die Sagen der Romanen seit den Zeiten des Varus so viel Gräßliches zu erzählen wußten. Welch ein Anblick, wie die Bauern auf ein dichtgedrängtes Viereck französischen Fußvolks an der Hagelberger Dorfmauer losschlugen, schweisgsam, unerbittlich, in namenloser Wut; als das dumpfe Krachen der Gewehrkolben endlich verstummte, da lag ein scheußlicher Leichenhaufen hoch aufgeschichtet bis zum Rand der Mauer, das Hirn quoll den Toten aus den zerschmetterten Schädeln. Von seinen neuntausend

Mann rettete Girard nur eintausendsiebenhundert aus dem Entsetzen dieser Landwehrschlacht. Um solchen Preis ward die Befreiung der Mark erkaufte. Auch mancher ältere Berliner Bürger hatte mitgeholfen, so der Buchhändler G. A. Reimer, der Freund Niebuhrs und Schleiermachers, der unermüdliche Patriot; der stand als Hauptmann bei der kurmärkischen Landwehr, eilte nach dem Hagelberger Treffen auf Urlaub heim, sein jüngstes Töchterlein über die Taufe zu halten, dann wieder hinaus zu seinem Bataillon.

DIE SCHLACHT BEI DRESDEN

Minder glücklich verlief der Zug der böhmischen Armee nach Dresden. Ihre unbehilflichen Massen überschritten langsam den Kamm des Erzgebirges, zogen anfangs nordwestwärts in der Richtung nach Leipzig, um dann erst nach Osten gegen Dresden abzubiegen. Ermüdet von den schwierigen Märschen im Gebirge langte etwa ein Drittel des Heeres, gegen sechzigtausend Mann, am Nachmittage des 25. August auf den Höhen an, welche die Stadt auf dem linken Elbufer umschließen. Faßte man sich das Herz, das ungleich schwächere Korps von St. Cyr, das zur Verteidigung des Platzes zurückgeblieben, sofort anzugreifen, so wurde der wichtige Stützpunkt des napoleonischen Heeres durch einen Handstreich genommen. Die Bevölkerung, die nach dem großen Sinne dieses Krieges wenig fragte, gab bereits alles verloren; der geängstigte König flüchtete in die Neustadt, auf das sichere rechte Ufer. Aber in dem vielköpfigen Kriegsrate der drei Monarchen regierte die bedachtsame Vorsicht: man beschloß, den Angriff zu verschieben, bis die gesamte Armee versammelt war. Unselige Zögerung. Denn unterdessen kam Napoleons Heer aus Schlesien in Eilmärschen auf der Bautzener Straße heran. An dem grauen, trüben Morgen des 26. erreichte der Imperator die Höhe am Mordgrunde dicht über dem Strome, wo sich der Ausblick öffnet auf den lieblichen Kessel des Elbtals, und betrachtete lange das majestätische Schauspiel, wie jenseits auf dem linken Ufer die dunklen Massen des Heeres der

Verbündeten, in weitem Halbkreise die Stadt umklammernd, mit beiden Flügeln an den Fluß gelehnt, sich langsam von den Hügeln niedersenkten.

Noch einmal, zum letzten Male auf deutschem Boden, umstrahlte ihn die Herrlichkeit des Sieges. Wohl war sein Heer augenblicklich noch um die Hälfte schwächer als die Verbündeten, aber mit jeder Stunde kamen neue Zuzüge, und bis sie alle eintrafen, mußte die notdürftig befestigte Stadt sich halten. Er war des Erfolges gewiß, sprengte mit verhängten Zügeln in die Stadt, hielt dann stundenlang auf dem Schloßplatze jenseits der Brücke, mit kalter Ruhe seine Befehle erteilend, während die Regimenter der Garde im Laufschrift an ihm vorüber nach den westlichen Toren zogen. Mit donnerndem Hochruf begrüßten die tapferen Bärenmützen ihren kleinen Korporal; wo sein Auge wachte, da winkten Sieg und Beute. Ein sächsischer Offizier, der droben auf dem Kreuzturme das weite Schlachtfeld wie einen Teppich zu seinen Füßen liegen sah, meldete pünktlich den Anmarsch jedes Truppenteiles der Verbündeten. Im Kriegsrate der Monarchen erregte die Nachricht, daß der Unüberwindliche selber zur Stelle sei, Kleinmut und Schrecken: die gelehrten Kriegskünstler des österreichischen Hauptquartiers dachten schon ohne Schlacht abzuziehen; nur der entschiedene Widerspruch des Königs von Preußen zwang sie, den Angriff zu wagen. Statt seine beste Kraft auf dem linken Flügel zu versammeln und mit ihr in die unbefestigte Friedrichsstadt einzubrechen, ließ Schwarzenberg das Zentrum und den rechten Flügel gegen die Vorstädte der Altstadt vorgehen, wo einige Festungswerke an den Toren sowie die hohen Gartenmauern der Paläste und Landhäuser dem Verteidiger die Arbeit erleichterten. Nach blutigen, aber völlig planlosen Kämpfen erstürmten die Österreicher im Zentrum die Lunette am Falkenschlage, auf dem rechten Flügel besetzte Kleist mit seinen Preußen den Großen Garten dicht vor den Stadttoren und versuchte von da in die Stadt selbst einzudringen, unsanft empfangen von den Geschützen, die hinter den gefährlichen Mauerlücken der Rokokogärten, den Ahas, verdeckt standen. Der Abend kam, Napoleon fühlte sich jetzt stark genug,

selber zum Angriff zu schreiten, ließ plötzlich aus allen Toren zugleich gewaltige Massen frischer Truppen vorbrechen, entriß den Verbündeten die wenigen Stellen der Stadt, wo sie bereits Fuß gefaßt, und drängte sie schließlich auf ihrer ganzen Linie bis in die Dörfer an den Höhen zurück. Der Angriff war abgeschlagen.

Verwirrung und Enttäuschung herrschten im großen Hauptquartiere, als während der Nacht noch die unheimliche Kunde eintraf, daß die große Armee bereits im Rücken bedroht sei. Tausende sächsischer Landleute hatten während der jüngsten Monate an einem breiten Kanonenweg arbeiten müssen, der auf dem rechten Elbufer über den Ziegenrücken mitten durch die Felsen der sächsischen Schweiz führte, unter den Kanonen des Königsteins den Fluß überbrückte und jenseits in die große Teplitzer Straße einmündete. Auf diesem Wege eilte jetzt das Korps Vandammes, gegen vierzigtausend Mann, herbei, den Verbündeten den Rückzug zu verlegen. In solcher Lage schien dem Kriegsrath ein Sieg unmöglich; man erneuerte die Schlacht am Morgen des 27. nur, um sich einen gesicherten Abzug zu erkämpfen. Selbst dieser bescheidene Zweck ward verfehlt. Während der rechte Flügel der Alliierten im Verlaufe des Tages langsam von dem Flusse und der Teplitzer Straße abgedrängt wurde, erlitt der linke eine schwere Niederlage. Die Österreicher dort standen auf den Höhen zwischen der Elbe und dem Plauenschen Grunde; sie waren rechts durch den tiefen Einschnitt dieses steil abfallenden Felsengrundes von der übrigen Armee getrennt und hatten versäumt, ihre Posten links bis dicht an den Fluß heranzuschieben. So konnte denn Murat, von ortskundigen sächsischen Offizieren geleitet, eine gewaltige Reitermasse durch die Hohlwege, die vom Elbtale aufsteigen, unbemerkt auf die Hochebene führen. Mehrere Vierecke des österreichischen Fußvolks wurden niedergehauen, als er nun plötzlich in Rücken und Flanke der Überraschten erschien; eine ganze Division mußte, eingekeilt zwischen dem Feinde und dem tiefen Felsentale, die Waffen strecken. Der Plauensche Grund und damit die Straße nach Freiberg war in den Händen der Franzosen. Am Nachmittage

trat die geschlagene Armee den Rückzug an. Zwanzigtausend Gefangene lagerten in den Kirchen Dresdens und im Hofe des Zwingers, dreißig erbeutete Kanonen standen im Schloßhofe zur Schau. Die untertänige Residenz frohlockte über die Befreiung von den russischen Plünderern und erzählte sich staunend die wundersame Märe von dem großen sächsischen Kanonier, der durch einen wohlgezielten Schuß den Verräter Moreau an der Seite Alexanders getötet haben sollte.

War schon der Anmarsch der böhmischen Armee schwerfällig und ohne Ordnung erfolgt, was ließ sich jetzt von dem Rückzuge erwarten? Ein geschlagenes Heer von zweihunderttausend Mann, und nur eine einzige Landstraße — die Straße, welche über Altenberg nach Dux in das Teplitzer Tal hinüberführt. Was dort nicht Platz fand, mußte wohl oder übel die Nebenwege einschlagen, die den Gebirgsbächen entlang in engen Felsentälern allmählich zum Kamme des Erzgebirges emporsteigen und nachher an dem steilen südlichen Abhange in unzähligen Windungen sich herniederschlingeln. Bald waren die schmalen Felsengründe vollgestopft von den unbeweglichen Massen des ungeheuren Wagentrosses; der Regen strömte vom Himmel; Unordnung, Angst und Hunger überall, kein Gedanke mehr an eine gemeinsame Leistung der in den Engpässen eingeklemmten Heeresteile. Dem Oberfeldherrn fielen die Zügel aus den Händen; in seiner Angst ließ er Blücher auffordern, der großen Armee aus Schlesien Hilfe zu bringen. Die Diplomaten des Hauptquartiers begannen zu verzweifeln, und fast schien es, als sollte die Koalition nach einem ersten Mißerfolge sich auflösen. Wer stand dafür, daß Kaiser Franz nicht wieder wie nach dem Austerlitzer Tage die Flinte ins Korn warf? War doch der definitive Bundesvertrag mit Österreich noch immer nicht abgeschlossen! Eine kraftvolle Verfolgung versprach dem Sieger glänzende Ergebnisse. Zum Glück erhielt Napoleon unterwegs die Nachricht von der Großbeerener Schlacht und eilte mit dem Kern seines Heeres nach Dresden zurück, um sofort einen neuen Vernichtungszug gegen Berlin vorzubereiten; dies eine Ziel stand ihm über allen anderen. Auch jetzt noch blieb die Lage der

böhmischen Armee schwer gefährdet. Wenn Vandamme auf seinem kürzeren Wege früher als die Verbündeten im Teplitzer Tale anlangte, so konnte er die vereinzelter Korps, die sich aus den Engpässen des Gebirges mühsam herauswanden, leicht mit Übermacht schlagen.

RETTUNG: KULM

Der junge Prinz Eugen von Württemberg, der mit einem russischen Korps nahe beim Königstein den Truppen Vandammes gegenüberstand, erkannte mit sicherem Blicke, was auf dem Spiele war. Er warf sich auf die große, östliche Teplitzer Straße, von der die Masse der Verbündeten abgedrängt war, sprengte die Vortruppen Vandammes auseinander und gelangte also noch vor den Franzosen auf den Kamm des Gebirges bei Peterswalde. Am Morgen des 29. August vom Feinde angegriffen, stiegen die Russen am Südabhange des Gebirges langsam herab bis gegen Kulm. Bereits hatten ihre Generale gegen die Meinung des Prinzen beschlossen, das Feld zu räumen und weiter südwärts über die Eger auszuweichen. Da kam von dem Könige von Preußen, der unterdessen der Armee voraus in Teplitz angelangt war, der wiederholte Befehl, standzuhalten um jeden Preis: nur wenn dies Korps hier im Osten dem Vordringen Vandammes einen Riegel vorschob, konnte die böhmische Armee weiter westlich ungefährdet das Teplitzer Tal erreichen. Friedrich Wilhelm zeigte jetzt, daß er ein ganzer Soldat war, sobald er sich nur das Herz faßte zu befehlen. Er eilte zu den Russen, ermutigte die Generale zu verzweifelter Widerstande, sandte nach allen Ausgängen des Gebirges seine Boten aus, um heranzurufen, was sich irgend loswinden konnte aus den verstopften Pässen, befahl selber dem Obersten des tapferen österreichischen Dragonerregiments Erzherzog Johann, sogleich in die Gefechtslinie einzurücken. Die Russen nahmen die Schlacht an; der Stolz ihres Heeres, die wohlgeschonte Garde, war mit zur Stelle. Den ganzen Tag lang behauptete sich die tapfere Schar, an fünfzehntausend Mann, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit gegen die stürmischen Angriffe einer zweifachen Über-

macht. Aber die Garden hatten furchtbar gelitten; was sollte der nächste Tag bringen?

Am Abend schickte der König an General Kleist, der noch hoch in den Bergen bei Zinnwald stand, die Weisung: er solle versuchen, ostwärts quer über den Kamm des Gebirges die Teplitzer Landstraße zu erreichen und dann von den Nollendorfer Höhen her den Franzosen in den Rücken fallen. Als die Botschaft eintraf, hatte Kleist schon von freien Stücken den nämlichen glücklichen Entschluß mit seinem Generalquartiermeister Grolman verabredet. Der General, ein ruhiger, besonnener Soldat der alten Schule, von feinen gemessenen Formen, konnte mit seinem Korps nicht mehr vorwärts in den verrammelten Gebirgswegen und begriff, daß die höchste Kühnheit hier die einzige Rettung war. Während die Russen drunten im Tale, jetzt durch Österreicher erheblich verstärkt, am Morgen des 30. den Kampf von neuem aufnahmen, hielt Zar Alexander auf einem Hügel bei Kulm, die Walstatt überschauend: südwärts die malerischen Kegel des Mittelgebirges, im Norden meilenlang die ungeheure steile Wand des Erzgebirges, dazwischen in der üppigen Ebene die wogende Schlacht. Da bemerkte er mit Erstaunen, wie droben bei Nollendorf Geschütze auffuhren, dichte Truppenmassen das Gebirge herab den Franzosen nachzogen. Es waren Kleists Preußen, die hungernd und ermattet nachschwierigem Nachtmarsch die Höhen im Rücken des Feindes erreicht hatten. So von zwei Seiten her gepackt, wurde Vandammes Korps nach langem heißen Kampfe gänzlich zersprengt. Über neuntausend Mann fielen in Gefangenschaft, unter ihnen der rohe Führer selbst, der Henker des Bremischen Landes; mit Mühe rettete man ihn vor den Fäusten der deutschen Soldaten.

An dem Tage von Kulm verwelkten die Lorbeeren von Dresden. Die wankende Koalition stand wieder aufrecht. Je bänger in den letzten Tagen die Stimmung gewesen, um so lauter lärmte jetzt die Freude über den schönen Bundessieg. Die drei verbündeten Nationen hatten wetteifernd ihr Bestes getan: Eugen mit der russischen Garde, die tapferen österreichischen Reiter, Friedrich Wilhelm und die Helden von Nollendorf. Und dazu die

Siegesbotschaften aus der Mark und aus Schlesien; selbst die an alledem ganz unschuldigen Strategen des großen Hauptquartiers fingen an zu glauben, daß ein Erfolg doch möglich sei. Napoleon hatte binnen einer Woche eine ganze Armee, gegen achtzigtausend Mann, verloren und fand sich wieder auf derselben Stelle wie beim Beginne des Herbstfeldzuges.

DENNEWITZ

Nach abermals acht Tagen traf ihn ein neuer schwerer Schlag. Die Absicht, selber auf die preußische Hauptstadt vorzurücken, hatte er aufgegeben, sobald er von Blüchers Erfolgen hörte. Während er selbst nach der Lausitz der schlesischen Armee entgegenzog, übertrug er dem Marschall Ney die Leitung des vierten Zuges gegen Berlin. Der tapfere Marschall, der zu dem Unternehmen von Haus aus wenig Zutrauen hatte, versammelte seine Armee bei Wittenberg, warf nach blutigem Gefechte eine vereinzelte preußische Abteilung zurück und marschierte am 6. September, ohne die Nähe des Gegners zu ahnen, über die sandige Ebene auf Jüterbog. Da stieß Bertrand mit der Vorhut auf Tauentziens Preußen, und derweil hier ein hitziger Kampf begann, brach Bülow der französischen Marschkolonne bei Dennewitz in die linke Flanke. So entspann sich eine unerwartete, weit ausgedehnte Begegnungsschlacht. Bülow wagte mit vierzigtausend Preußen den Kampf gegen den um die Hälfte überlegenen Feind, weil er auf das Eingreifen des Kronprinzen rechnete, der mit der Hauptmasse der Nordarmee in Anmarsch war. Die Franzosen standen in einem großen Bogen, mit der Rechten nordwärts gegen Tauentzien gerichtet, mit der Linken westwärts gegen Bülow. Der Marschall hielt auf dem rechten Flügel, hatte nur Augen für die Vorgänge in seiner Nähe. Sobald er hier die Seinen weichen sah, befahl er dem Korps Oudinots, vom linken Flügel zur Unterstützung herbeizueilen. So wurde die Linke entblößt, und es gelang Bülow, die Sachsen aus Göhlendorf herauszuschlagen und bis Dennewitz vorzudringen. Überall waren die Preußen im Vorgehen, da verkündeten ge-

waltige Staubwolken das Nahen des Kronprinzen mit seinen siebenzig Bataillonen. Bei dem Anblick dieser Truppenmassen ergriff die Geschlagenen ein jäher Schrecken, Neys Armee stob in wilder Flucht auseinander.

Der Lieblingsplan Napoleons war abermals zunichte geworden. Den Preußen allein gebührte die Ehre des Tages. Wieder hatte die Landwehr mit den alten Kerntruppen gewetteifert, und wieder hatten Deutsche mit Deutschen in wütendem Kampfe gerungen. In der württembergischen Armee, deren beste Truppen auf Neys rechtem Flügel gestanden, erzählten sich die Soldaten noch im Jahre 1866 mit zähem Groll, wie erbarmungslos die preußische Landwehr, vor allem die handfesten pommerschen Reiter bei Jüterbog unter den Schwaben aufgeräumt hatten. Die tapferen Sachsen fochten ihres alten Waffenruhmes würdig und wurden zum Dank in den napoleonischen Bulletins der Feigheit bezichtigt. Die unglückliche kleine Armee begann die Schmach rheinbündischer Dienstbarkeit zu fühlen; nach der Dennewitzer Schlacht ging ein Bataillon des Leibregiments zu den Preußen über. König Friedrich August aber legte sogleich die Uniform der entehrten Truppe ab, blieb dem Großen Alliierten, der ihm sein Heer beschimpfte, unwandelbar ergeben.

DER TEPLITZER VERTRAG

Nach den Anstrengungen dieser wilden Tage bedurfte die böhmische Armee einiger Erholung. Während die Waffen ruhten, arbeitete die Diplomatie um so eifriger. Kaiser Franz war seit dem Siege von Kulm nicht mehr geneigt, auf die zärtlichen Beteuerungen zu hören, die ihm der Schwiegersohn noch immer zusandte. Am 9. September wurden zu Teplitz drei fast gleichlautende Bundesverträge, die an die Stelle der vorläufigen Reichenbacher Abrede traten, von den Alliierten unterzeichnet. Sie setzten fest, was Preußen von vornherein verlangt hatte: Auflösung des Rheinbundes, gänzliche Beseitigung der Herrschaft Frankreichs und der Napoleoniden auf dem rechten Rheinufer, Herstellung des Besitzstandes

von 1805 für Österreich und Preußen. Die Mächte verpflichteten sich in feierlichster Form, keinen Friedensvorschlag Frankreichs auch nur anzuhören, ohne ihn sofort den Verbündeten mitzuteilen. Trotzdem ward ein rückhaltloses Einverständnis keineswegs erreicht. Der Zar hüllte seine polnischen Pläne noch immer in ein tiefes Dunkel. Er hatte in Reichenbach zugestanden, das Herzogtum Warschau solle unter den drei Ostmächten verteilt werden. Dies Versprechen schloß, buchstäblich verstanden, ein Königreich Polen unter russischem Zepter nicht aus, vorausgesetzt nur, daß Preußen und Österreich einige Teile von Warschau erhielten. In dem Teplitzer Vertrage wurde die Zusage sogar noch abgeschwächt; er bestimmte einfach, daß eine freundschaftliche Verständigung zwischen den drei Höfen über das künftige Schicksal Warschaus erfolgen solle. Der glückliche Besitzer von Warschau hatte also gar keine bestimmte Verpflichtung übernommen.

Seitdem hing die polnische Frage wie eine Wetterwolke über der großen Allianz. Alle Eingeweihten wußten, wie Graf Münster in seinen Berichten dem Prinzregenten oft wiederholte, daß vornehmlich die Sorge um die Zukunft Polens den zaudernden Gang der österreichischen Politik während des Krieges verschuldete. Wie die Dinge lagen, konnten nur Preußen und Rußland von der glänzenden Demütigung Frankreichs einen großen Gewinn für sich selber erwarten, während England seine erbeuteten Kolonien wohlgeborgten wußte und Österreich auch nach einem halben Siege auf die Herrscherstellung in Italien hoffen durfte. Dazu die Angst der Welfen und Lothringer vor dem ehrgeizigen Preußen, das ihnen nach jedem neuen Siege widerwärtiger wurde. So ergab sich eine Parteilung im Lager der Alliierten, die von Tag zu Tag schärfer heraustrat. Österreich und England zögerten, Preußen und Rußland drängten vorwärts; dies blieb doch der feste Kern in den diplomatischen Händeln des großen Krieges, obgleich sowohl der Zar als der König auf Augenblicke schwankten. In Schwarzenbergs schlaffer Bedachtsamkeit und Gneisenaus genialer Kühnheit fand der Gegensatz der österreichisch-englischen und der preußisch-russischen

Politik seinen getreuen Ausdruck. Laut und heftig sprachen die Preußen und die Russen ihren Unmut aus über die kläglichen Leistungen des großen Hauptquartiers. Der König selbst war sehr unzufrieden. Er hatte schon vor dem Zuge gen Dresden vergeblich vorgeschlagen, der Oberbefehl solle dem Zaren anvertraut werden, der durch sein kaiserliches Ansehen und mit dem Beistande des geistreichen Toll vielleicht etwas ausrichten konnte. Als darauf die Ereignisse sein Mißtrauen nur zu sehr gerechtfertigt hatten, verbarg er seinen Unmut nicht und weigerte sich zu Hardenbergs Kummer entschieden, dem k. k. Oberfeldherrn auch nur die übliche Höflichkeit einer Ordensverleihung zu gewähren.

Die bedenklichste Bestimmung des Teplitzer Vertrages lag in dem ersten geheimen Artikel, welcher den zwischen Österreich, Preußen und dem Rheine gelegenen Staaten „die volle und unbedingte Unabhängigkeit“ zusicherte. Damit war streng genommen jede Unterordnung der Rheinbundsfürsten unter eine nationale Zentralgewalt, jede irgend ernsthaftes Gesamtstaatsverfassung für Deutschland unmöglich gemacht, und dahin ging auch Metternichs geheime Absicht. Hardenberg hingegen verstand unter jenen verhängnisvollen Worten nur die Aufhebung des napoleonischen Protektorats und unterzeichnete unbedenklich, arglos auf Österreichs patriotische Absichten vertrauend. Nicht im mindesten war er gesonnen, den Rheinbundsfürsten die Souveränität zuzugestehen; vielmehr schien ihm, und so auch den Freunden Stein und Humboldt, jetzt die rechte Stunde gekommen, um mit Österreich die Grundzüge einer starken Bundesverfassung zu vereinbaren.

DER DEUTSCHE GEDANKE

Stein übergab den Monarchen eine Denkschrift, die er zu Prag in den letzten Augusttagen entworfen hatte — eines der beredtesten und mächtigsten Werke seiner Feder. Mit feierlichen Worten hielt er seinen erlauchten Lesern vor, Mit- und Nachwelt würden sie verdammen,

wenn sie jetzt nicht mit ganzem Ernst an die Neuordnung der deutschen Nation heranträten. „Es ist von der höchsten irdischen Angelegenheit die Rede. Fünfzehn Millionen gebildeter, sittlicher, durch ihre Anlagen und den Grad der erreichten Entwicklung achtbarer Menschen, die durch Grenzen, Sprache, Sitten und einen inneren unzerstörbaren Charakter der Nationalität mit zwei anderen großen Staaten verschwistert sind!“ Hier auf schildert er in seinem markigen Lapidarstile, wie im alten Reiche, dank den Reichsgerichten und den Landständen, jedermann doch seiner Person und seines Eigentums sicher gewesen sei, und knüpft daran eine furchtbare Anklage gegen den Rheinbund, der diese fünfzehn Millionen der Willkür von sechsunddreißig kleinen Despoten preisgegeben habe. „Einer Neuerungs-lust, einer tollen Aufgeblasenheit und einer grenzen-losen Verschwendung und tierischen Wollust ist es gelungen, jede Art des Glücks den beklagenswerten Bewohnern dieser einst blühenden Länder zu zerstören.“ Dauere diese Zerstückelung fort, so werde der Deutsche fortschreitend schlechter, kriechender, unedler werden, die Entfremdung der verschiedenen Länder drohe mit jedem Jahre zu wachsen, der Einfluß Frankreichs sich immer fester einzunisten. Darum muß mit dem Rheinbunde auch „die Despotie der sechsunddreißig Häupt-linge“ verschwinden. Dann kommt er auf seine Peters-burger Pläne zurück und verlangt, da die vollständige Einheit der alten großen Kaiserzeiten unmöglich sei, die Bildung zweier großer Bundesstaaten, also daß Preußen, durch Sachsen, Mecklenburg und Holstein bis auf elf Millionen Einwohner verstärkt, den Norden, Österreich mit einem deutschen Besitze von zehn Mil-lionen den Süden beherrsche. In diesem dualistischen Gemeinwesen sollen alle noch brauchbaren Institutionen des alten Reichs wieder aufleben. Daher Wiederher-stellung der Mediatisierten⁶⁵ von 1806 — die Opfer des Reichsdeputationshauptschlusses gab der Freiherr verloren — und Verkleinerung der Mittelstaaten, die zum Unheile des Reichs durch Frankreich vergrößert wurden und dem Vaterlande weit gefährlicher sind als der ohn-mächtige Partikularismus der Kleinen. Daher ferner

Wiederaufrichtung des Kaisertums für Österreich; dieser halbfremde Staat muß durch sein Interesse an Deutschland gebunden werden, während in Preußen das deutsche Blut sich von selbst freier und reiner erhält. Heerwesen und auswärtige Politik gehören dem Reiche, dergestalt, daß ein von dem österreichischen verschiedenes deutsches diplomatisches Korps gebildet wird; desgleichen Münze und Zölle und die Reichsgerichte. Ein Reichstag in Regensburg mit drei Bänken wie vor alters, jedoch seine Mitglieder sind nicht Gesandte, sondern Repräsentanten; die Bank der Reichsstände wird verstärkt durch Abgeordnete der Landtage, die in allen deutschen Staaten einzuberufen sind. Ein solcher Bund, meinte der Reichsritter, könne vielleicht dereinst den Franzosen das Land zwischen Rhein und Schelde wieder entreißen; auf die sofortige Befreiung des linken Rheinufers wagte Stein in jenem Augenblick noch nicht zu hoffen.

Große, zukunftsreiche Gedanken waren in dieser Denkschrift niedergelegt, so das zweifache Verlangen nach landständischen Rechten und einem deutschen Parlamente, doch alles gährte noch roh und unfertig durcheinander. Der eigentliche Kern der deutschen Frage blieb dem ersten Manne der Nation noch völlig dunkel. In seiner hochherzigen Begeisterung für die Größe der Ottonen und der Staufer wollte er den dreihundertjährigen Jammer jener Fremdherrschaft wiederherstellen, die den Verfall der alten Kaiserherrlichkeit herbeigeführt hatte. Wie Preußens norddeutsche Hegemonie mit dem österreichischen Kaisertum und dem Regensburger Reichstage sich vertragen, ob auch Preußen zugunsten dieser Kaiserkrone auf seine Militärhoheit und auf eine selbständige europäische Politik verzichten sollte — alle diese verhängnisvollen Machtfragen ließ der Reichsritter unerörtert.

Der Staatskanzler zeigte sich mit mehreren Grundgedanken der Denkschrift einverstanden. Gleich Stein hielt er die Mittelstaaten für Deutschlands ärgste Feinde und dachte ihnen die schmählichen Erwerbungen der letzten sieben Jahre wieder abzunehmen; der Besitzstand von 1805 sollte wie für die Wiederherstellung der beiden Großmächte so auch für die übrigen deutschen

Staaten die Richtschnur bilden. Aber Hardenberg wollte das also gewonnene Land nicht den Mediatisierten zurückgeben, sondern zur Verstärkung von Österreich und Preußen verwenden. Wie Stein war auch er überzeugt von der Notwendigkeit des Dualismus, und so ernsthaft, so uneigennützig verfolgte er diese alten Bartensteiner Pläne, daß er die österreichischen Staatsmänner wiederholt und dringend bat, die vorderösterreichischen Lande am Oberrhein wieder mit dem Kaiserstaate zu vereinigen; nur so werde Österreich in Wahrheit der Herr von Süddeutschland und durch sein eigenes Interesse genötigt, jeden Übergriff Frankreichs zurückzuweisen. Die Sicherung des deutschen Bodens gegen neue Gewalttaten des westlichen Nachbars blieb in Hardenbergs Augen der wichtigste Zweck des künftigen Deutschen Bundes. Dagegen verwarf er entschieden die Wiederherstellung des Kaisertums; in diesem Gedanken fanden sich Humboldt und, außer Stein, alle preußischen Staatsmänner mit dem Staatskanzler zusammen. So stark war das Selbstgefühl der norddeutschen Macht doch angewachsen, daß sie eine förmliche Unterordnung nicht mehr ertragen konnte; nur in voller Gleichberechtigung durften die beiden Großmächte an die Spitze der kleinen Staaten treten. Unter den norddeutschen Patrioten vernahm man sogar seit den Siegen der jüngsten Wochen immer häufiger die Frage: warum denn dies Preußen, das die Waffen Deutschlands führe, nicht selber an Österreichs Stelle die Herrschaft im Reiche übernehmen solle.

ÖSTERREICH: METTERNICH

Wenn Metternichs Angst vor den norddeutschen Jakobinern überhaupt noch wachsen konnte, so mußte sie durch diese Denkschrift gesteigert werden. In jedem Satze fand er das genaue Gegenteil seiner eigenen Meinung. Was war entsetzlicher: Steins schonungslose Sprache gegen den Rheinbund oder das Verlangen nach der Einverleibung Sachsens oder die Forderung eines deutschen Parlaments? Der furchtsame Gentz, der alle

die schönen Erinnerungen seiner kräftigen Jahre längst über Bord geworfen hatte, klagte bereits beweglich: dieser Befreiungskrieg beginne einem Freiheitskriege ähnlich zu sehen, drohe mit einer Revolution zu enden, statt mit einer Restauration¹⁰²! Das Angebot der kaiserlichen Würde reizte den österreichischen Staatsmann jetzt so wenig wie im Frühjahr. Auch England, Rußland, Schweden hatten ihm in den jüngsten Wochen wiederholt von der Erneuerung des Kaisertums gesprochen. Der konservative Zug ward an den Höfen immer stärker, seit das revolutionäre Weltreich ins Sinken kam; unwillkürlich regte sich überall der Wunsch nach einfacher Wiederherstellung der alten Zustände. Der Österreicher aber blieb bei seiner Weigerung: nimmermehr sollte sich das Haus Lothringen mit dem leeren Prunke einer Krone belasten, welche ihm jetzt nur noch den Haß Frankreichs und der Mittelstaaten zuziehen konnte.

Eben diese französischen Vasallen, denen alle Preußen Verachtung und Groll entgegneten, wollte Metternich um jeden Preis schonen. Er gedachte die deutsche Politik Napoleons mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, spielte den Gönner der rheinbündischen Höfe, erklärte sich bereit, im Notfalle sogar einige der kleinsten Fürsten zum Besten dieser Könige zu mediatisieren. Da er den Haß der Mittelstaaten gegen jede starke Bundesgewalt kannte, so durfte die deutsche Frage nur im freien Einverständnis mit den Rheinbundsfürsten entschieden werden. Die vertrauten englisch-hannoverschen Staatsmänner überraschte er sogar durch die Frage: Wozu überhaupt eine deutsche Bundesverfassung, die doch nur böses Blut erzeuge? Wieviel einfacher doch, sich zu begnügen mit „einem ausgedehnten System von Verträgen und Allianzen“, das die souveränen deutschen Staaten für den Kriegsfall zu gegenseitigem Beistande verbände! Darum wies er jede nähere Verabredung mit Hardenberg von der Hand und erreichte wirklich, daß zu Teplitz gar nichts über die deutsche Verfassung vereinbart wurde. Sein Vertrauter, Hofrat Binder, meinte gemüthlich: wie einst das Verfassungswerk des Westfälischen Friedens unmittelbar aus dem Chaos des großen Krieges emporgestiegen sei, so werde auch die Verfas-

sung des Deutschen Bundes zur rechten Zeit ganz von selber durch die Umstände geschaffen werden. Nebenbei wurde Humboldt, der alte Freund von Gentz, der tägliche Genosse von Metternichs Abenteuern und Vergnügungen, bei dem Staatskanzler verleumdet. Die Österreicher haßten ihn nächst Stein als den Haupturheber der preußischen Bundespläne, und es hielt nicht schwer, dem ohnehin voreingenommenen Staatskanzler zu beweisen, daß der verdächtige Mann mit Hilfe der „Exaltierten“¹⁰³ sich des Staatsruders zu bemächtigen strebe.

Die Haltung Metternichs ergab sich nicht bloß aus der natürlichen Ruheseligkeit und Gedankenarmut seines Geistes, der bei aller Schlauheit völlig unfruchtbar die Idee eines großen schöpferischen Verfassungsplanes niemals hätte fassen können, sondern auch aus einer richtigen Würdigung der Leistungsfähigkeit seines Staates. Wie Preußen an seiner Schwäche, so krankte Österreich von jeher an seiner Stärke, an jener Überfülle grundverschiedener politischer Ziele, die ihm durch die bunte Mannigfaltigkeit seines Ländergewirrs gestellt wurden. Dieser alte Fluch des Kaiserstaates wurde jetzt erneuert durch die blinde Gier einer sich unendlich klug dünkenden Staatskunst. Das neue Österreich wollte zugleich Italien beherrschen, die Führung in Deutschland behaupten und das zwieträchtige Völkergewimmel an der Donau zusammenhalten — drei schwierige Aufgaben, denen kein Staat der Welt, und am allerwenigsten ein Staat von so geringen geistigen Kräften, auf die Dauer genügen konnte. Die Zeit sollte kommen, da die kurzsichtige Torheit dieser Politik sich grausam bestrafte; damals hatte noch niemand die tiefe Unsittlichkeit, die innere Unmöglichkeit der Pläne Metternichs durchschaut. Die Kabinette sahen vielmehr nicht ohne Neid, wie glücklich und sicher der gewandte Mann sich seinen Zielen näherte. Er erkannte richtig, daß sein Österreich eine Macht des Beharrens war und alle verwegenen Neuerungen von sich weisen mußte; ein Staat in solcher Lage hatte keinen ärgeren Feind als das Verlangen der Nationen nach Einheit und Freiheit, er durfte diesseits wie jenseits der Alpen sich nur auf das dynastische Interesse der Höfe stützen.

Der österreichische Staatsmann wollte sich also behutsam mit der mittelbaren Herrschaft über das gesamte Deutschland begnügen, ohne die Könige von Napoleons Gnaden durch die anspruchsvollen Formen kaiserlicher Majestät zu verletzen. An eine Mitherrschaft Preußens dachte er um so weniger, da er wohl wußte, daß die Mittelstaaten sämtlich die Hegemonie der aufstrebenden preußischen Macht im Norden noch weit mehr fürchteten als das österreichische Kaisertum. Allen irgend unterrichteten Diplomaten war diese Ansicht Metternichs wohlbekannt. Auch Hardenberg konnte sie leicht erraten, wenn er nur die Augen offenhielt; woher kam es denn, daß Österreich sich so beharrlich weigerte, die Herrschaft über die oberschwäbischen Lande von neuem zu übernehmen? Hier aber begann die lange Reihe der diplomatischen Fehler des Staatskanzlers. Seine Verträge mit England und Rußland waren, einzelner Mißgriffe ungeachtet, doch gerechtfertigt durch das Gebot der Not. Sein Verhalten gegen Österreich entsprang einem folgenschweren Irrtum. Er setzte leichtsinnig eine freundschaftliche Gesinnung voraus, wovon in der Hofburg keine Spur vorhanden war; höchstwahrscheinlich ist er in solcher Meinung absichtlich bestärkt worden durch seinen Vetter Graf Hardenberg, den hannoverschen Agenten in Wien, einen anrühigen, zweizüngigen Menschen, der lange den Vermittler zwischen den beiden deutschen Großmächten spielte, doch in Wahrheit nur ein Werkzeug Metternichs war.

Geschick wußte die österreichische Politik dies sorglose Vertrauen des Bundesgenossen zu mißbrauchen. Metternich hat wohl in späteren Jahren, als er ernster und arbeitsamer wurde, zuweilen ein kunstvoll angelegtes, fein durchdachtes Ränkespiel geführt; in jener Zeit war er noch ganz der leichtfertig frivole Lebemann, brachte den leidenschaftlichen Gentz, der den Kampf gegen Preußen und Rußland mit grimmigem Ernste führte, durch seine träge Sorglosigkeit und seine faden Liebesabenteuer oft zur Verzweiflung. Gegen Hardenbergs kindliche Arglosigkeit genügte aber schon ein gemächliches Zuwarten und gelegentlich eine freundliche Lüge. Da der Österreicher jeder Erörterung der deutschen Verfassungsfrage

auswich, so blieb der preußische Staatsmann hartnäckig in dem Glauben, die Hofburg werde sich doch noch bewegen lassen, das gefährliche Wächteramt am Oberrhein zu übernehmen. Noch mehr, er handelte, als ob seine dualistischen Pläne bereits die Zustimmung des Wiener Hofes gefunden hätten, und bewilligte vertrauensvoll, daß Österreich als die führende Macht Süddeutschlands mit den Südstaaten über ihren Beitritt zur Koalition unterhandeln sollte; das schien sich ohnehin von selbst zu verstehen, da die österreichischen Truppen bereits an der bayrischen Grenze standen. So wurde das Schicksal der deutschen Verfassung in Österreichs Hände gelegt, und dies in einem Augenblicke, da der Abfall der Rheinbündler an dem Gange des Krieges nichts mehr ändern konnte! Von den Verträgen mit den Königskronen des Südens hing die Form des künftigen Deutschen Bundes ausschließlich ab; in Norddeutschland, dem Machtgebiete Preußens, war nichts zu unterhandeln, dort galt es zunächst nur den König Jerome und die napoleonischen Präfekten zu verjagen. Was die hoffenden Patrioten von der Hofburg zu erwarten hatten, das lehrte im Oktober ein zynischer Aufsatz von Gentz in der Prager Zeitung: der Sieg sei der Übergang aus dem Zustande der Entsagung in den Zustand der Ruhe und des Genusses! Das lehrten noch deutlicher die endlosen Verhandlungen über Steins Zentralverwaltungsrat.

UM DIE „ZENTRALVERWALTUNG“

Ein Unstern schwebte von Haus aus über dieser Schöpfung des Freiherrn vom Stein: monatelang fand sie keine rechte Tätigkeit, da man wenig erobert hatte. Alle die fremden Mächte, die noch zu Deutschland gerechnet wurden, England, Schweden, Österreich äußerten wiederholt ihr Mißtrauen. Die entthronten Kleinfürsten dagegen drängten sich heran, und natürlich durfte der unaufhaltsame Gagern nicht fehlen; der alterprobte Lebensretter der Kleinstaaterei zeigte Vollmachten vor von dem Kurfürsten von Hessen und dem Fürsten von Oranien, forderte Sitz und Stimme für die beiden Herren

ohne Land. Sobald Österreich der Allianz beigetreten war, verlangte Metternich sogleich gänzliche Umgestaltung der verdächtigen Behörde: sie durfte nichts sein als ein militärisches Verpflegungsamt. Der russische Gesandte Alopeus, der bisher die provisorische Verwaltung in Mecklenburg geführt, ein vertrauter Freund der preußischen Patrioten, mußte auf den Wunsch der Hofburg abberufen werden. In Teplitz legte Humboldt einen veränderten Entwurf vor, der aber zu Metternichs Entsetzen die Vorschrift enthielt, daß die Zentralverwaltung in den eroberten Ländern die Landstände einberufen solle. Neue Bedenken, neue Verschleppung. Auch Nesselrode, Alexanders neuer Ratgeber, der sich immer gelehriger in Metternichs Anschauungen einlebte, zeigte lauen Willen. Die Sache blieb liegen, und erst nach der Leipziger Schlacht, am 21. Oktober, wurde ein neuer Vertrag unterzeichnet, welcher die mit so stolzen Erwartungen begründete Behörde jeder politischen Bedeutung beraubte. Stein und sein treuer Mitarbeiter Eichhorn wünschten, daß den zur Koalition übertretenden Kleinfürsten nur die vorläufige Fortführung der Regierung unter der Aufsicht der Zentralverwaltung belassen würde; dann hätten sie jedes Hoheitsrecht, das ihnen die künftige Bundesakte zurückgab, als ein Geschenk von seiten des Deutschen Bundes betrachten müssen. Metternich wollte umgekehrt die kleinsten Fürsten dadurch gewinnen, daß er ihnen den Fortbestand ihrer durch die Beraubung des alten Reichs geschaffenen Machtvollkommenheit verbürgte; die Zentralverwaltung erschien ihm um so gefährlicher, weil er fürchtete, daß sie die Vereinigung Sachsens mit dem preußischen Staate vorbereiten könnte. Seine Ansicht drang durch. Die Wirksamkeit der Zentralverwaltung wurde beschränkt auf die Leitung der Rüstungen und der Heeresverpflegung in den eroberten Gebieten; Stein mit einem Rate von Agenten der verbündeten Regierungen erhielt die oberste Aufsicht; die von ihm angestellten Militärgouverneure sollten immer nur durch die bestehenden Obrigkeiten ihre Befehle ausführen lassen. Wer freiwillig der Koalition beitrug, durfte durch Vertrag sein Land vor der Einmischung der Zentral-

verwaltung sicherstellen. In seinem also beschränkten Wirkungskreise hat der Zentralverwaltungsrat unter Steins kraftvollen Händen sehr Tüchtiges geleistet, obgleich er beständig mit dem bösen Willen der rheinbündischen Souveräne zu kämpfen hatte; aber der ursprüngliche kühne Plan, die Gebiete der Kleinfürsten als herrenloses Gut zu behandeln, wurde durch Österreich vereitelt.

ÖSTERREICH SICHERT SICH BAYERN

Unterdessen hatte Metternich seine kostbare Vollmacht benutzt und mit Bayern abgeschlossen. Trotz der günstigen militärischen Lage der Alliierten hegte man in dem zaghaften Hauptquartiere drei Wochen vor der Entscheidungsschlacht noch so wenig feste Siegeszuversicht, daß selbst der Zar die kleine bayrische Armee als eine sehr wertvolle Verstärkung ansah. Noch höheren Wert legte Metternich auf den Zutritt Bayerns; er hoffte durch eine rasche Verständigung mit dem Münchener Hofe die in den letzten acht Jahren verlorenen Westprovinzen, Tirol und die Umlande, sofort zurückzugewinnen und damit die Pforte Italiens dem österreichischen Heere zu öffnen, endlich allen Rheinbundskönigen durch die Tat zu beweisen, daß sie in der Hofburg einen nachsichtigen Gönner fänden. Im September war das Münchener Kabinett endlich zu der Einsicht gelangt, daß es Zeit sei, das sinkende Schiff zu verlassen. Die beiden Kaiser ermutigten den König von Bayern durch freundliche Briefe; Hofrat Hruby, einer der gewandtesten österreichischen Diplomaten, dessen Wirksamkeit der preußische Staat noch oft schmerzlich empfinden sollte, reiste geschäftig hin und her. Am 8. Oktober schlossen Österreich und Bayern den Rieder Vertrag. Beide Teile konnten sich eines großen diplomatischen Erfolges rühmen, des größeren doch Österreich. Die Hofburg gewann für sich Tirol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel und führte zugleich drei schwere Schläge gegen Preußen. Der Kernstaat des Rheinbundes trat als gleichberechtigte Macht in die Koalition ein,

wurde feierlich aller vergangenen Schuld entlastet; und jetzt zeigte sich, welchen Sinn Österreich mit jenen verhängnisvollen Worten des Teplitzer Vertrages verband: die verheißene ganze und unbedingte Unabhängigkeit wurde kurzweg dahin erläutert, daß Bayern, von jedem fremden Einfluß befreit, „seiner vollkommenen Souveränität genießen“ solle. Damit war den Bundesplänen Preußens die Spitze abgebrochen. Bayern erhielt ferner die Anerkennung seines Besitzstandes; das will sagen: Hardenbergs Plan, den Rheinbundsstaaten den Raub der jüngsten Jahre wieder abzunehmen, fiel platt zu Boden, und Ansbach-Bayreuth ging für Preußen verloren. Der Münchener Hof empfing endlich für die an Österreich abgetretenen Provinzen die Lande Würzburg und Aschaffenburg sowie die geheime Zusage noch anderer deutscher Landstriche, die mit seinem Gebiete in ununterbrochenem Zusammenhange stehen sollten; durch diese Aussicht ward das Haus Wittelsbach für die nächste Zeit fest an Österreich gekettet.

Die geheimen Artikel des Rieder Vertrages wurden vor dem preußischen Kabinett noch längere Zeit verborgen gehalten und erregten, als sie endlich ans Licht traten, lebhaften Unwillen. Hardenberg und Humboldt hatten in Teplitz einen Artikel für den bayrischen Vertrag vorgeschlagen, worin Bayerns Unterwerfung unter die deutsche Bundesgewalt ausbedungen war; sie waren damit weder bei dem Zaren noch bei Metternich durchgedrungen, und nun mußten sie erleben, daß Österreich den gefährlichsten und böswilligsten Staat des Rheinbundes von jeder Verpflichtung gegen Deutschland freisprach! Montgelas hielt es nicht einmal für nötig, seine bonapartistischen Neigungen zu verbergen; in der öffentlichen Erklärung, die den vollzogenen Fahnenwechsel verkündigte, sprach er unbefangen die Hoffnung aus auf baldige Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen, denen der König nur im letzten Augenblicke und in höchster Bedrängnis entsagt habe. Und diesem Staate hatte Österreich die alten Stammlande der Hohenzollern preisgegeben!

Zu Anfang des Jahres, in einem Augenblicke, da Bayerns Abfall den ganzen Verlauf des Krieges ändern

konnte, war der Staatskanzler allerdings bereit gewesen, auf die fränkischen Markgrafschaften zu verzichten. Jetzt in völlig verwandelter Lage dachte man gar nicht mehr daran, für geringen Gewinn ein solches Opfer zu bringen; vielmehr hatte Friedrich Wilhelm eben jetzt den Obersten Krauseneck beauftragt, von Böhmen aus einen Streifzug gegen Ansbach-Bayreuth zu unternehmen und die Franken zur Erhebung für ihren alten Fürsten aufzurufen. Da erfuhr man, daß Metternich die preußische Vollmacht mißbraucht hatte, um zu erreichen, was die Hofburg schon seit dem Hubertusburger Frieden unablässig erstrebte, um den norddeutschen Staat aus dem Süden zu verdrängen und ihn der Position in der Flanke Böhmens zu berauben. Der König war nicht minder erbittert als das Volk der Markgrafschaften. Es bezeichnet die kindliche politische Bildung der Zeit, daß, sobald die Fesseln des Rheinbundes sich lockerten, alle deutschen Stämme ohne Ausnahme zu ihren altangestammten Fürstenhäusern zurückverlangten. Nirgendwo äußerte sich diese legitimistische Gesinnung so lebhaft wie unter den Franken; sie waren einst durch Hardenbergs Verwaltung aus tiefem wirtschaftlichen Verfall emporgehoben worden und hatten dann unter der Willkürherrschaft der Präfecten Montgelas' schwer gelitten. Sie bestürmten den König, sie nicht aufzuopfern, beschworen nachher den Wiener Kongreß in einer rührenden Adresse um die Rückkehr des alten Fürsten, dessen weise Verwaltung allein das Land in den Stand gesetzt habe, die Leiden der letzten acht Jahre zu überstehen. Durch viele Jahrzehnte blieb im Fichtelgebirge die Erinnerung lebendig an die gute alte Zeit, da die Königin Luise mit ihrem jungen Gemahl die Felsklüfte der Luxburg durchwandert hatte; die Kinder suchten im Walde nach dem Adlerfarnkraut, das im Querschnitt den brandenburgischen Adler zeigt. Der König empfand es bitter, so viel herzliche Treue zurückweisen zu müssen; sein Staatskanzler mußte, sobald die Rieder Verabredungen bekannt wurden, Preußens Ansprüche auf Ansbach-Bayreuth feierlich vorbehalten. Aber die Verwahrung war zu spät. Um doch nicht gänzlich leer auszugehen, besetzte Preußen bald nach der Leipziger Schlacht

das Herzogtum Berg und behielt dies Land, das in München von jeher als das Äquivalent der fränkischen Markgrafschaften angesehen wurde, in seiner Verwaltung.

BLÜCHER ERKÄMPFT DEN ELBÜBERGANG

Dergestalt war bereits entschieden, daß Österreich die Gestaltung der deutschen Zukunft in seiner Gewalt hielt. Indessen wuchs die Bedrängnis des Imperators. Neue, gewaltige Aushebungen wurden dem erschöpften Frankreich zugemutet: die Nation solle sich ein Beispiel nehmen an den ungeheuren Anstrengungen des kleinen Preußens, ihr alles einsetzen in diesem Kriege gegen England; denn nur darum dauere der Krieg fort, weil der unversöhnliche Feind verlange, daß die Franzosen wie die Hindus allein für ihn arbeiteten. Das elende Weib, das in Napoleons Namen die Regentschaft führte, die Tochter des letzten deutschen Kaisers, hatte die Stirn im Senate auszusprechen: „Ich weiß mehr als irgend jemand, was unsere Bevölkerung zu gewärtigen hätte, wenn sie sich jemals besiegen ließe!“ Umringt von den drei feindlichen Heeren, versuchte Napoleon noch mehrmals durch einen Angriff sich Luft zu machen; zweimal wendete er sich gegen das schlesische Heer, das bis in die Lausitz vorgedrungen war, einmal gegen die böhmische Armee; aber Blücher wich ihm gewandt aus, und als der Imperator am 10. September von der Höhe des Geiersberges in das Teplitzer Tal hinabschaute, da fand er doch nicht den Entschluß, dem böhmischen Heere die Schlacht anzubieten. Es war ein ewiges *va et vient*¹⁰⁴, wie Napoleon sagte. Das nutzlose Spiel drohte sich ins Unendliche zu verlängern. Die große Armee rührte sich nicht vom Flecke. Karl Johann benutzte den Sieg von Dennewitz nicht, wollte die Elbe nicht überschreiten, solange Wittenberg noch in französischen Händen war. Wohl vereitelte das Korps Wallmodens durch das Gefecht an der Göhrde einen Versuch Davousts, die Besatzung von Magdeburg zu verstärken; die Parteigänger Colomb und Thielmann errangen manchen schönen

Erfolg im Rücken des Feindes, ja den Kosaken Czernitscheffs glückte es sogar, für einige Tage Kassel zu besetzen und den König Jerome aus seiner Hauptstadt zu verjagen. Doch was bedeutete das alles für den Ausgang des großen Krieges? Clausewitz spottete, die beiden Teile ständen sich gegenüber wie der Hund und die Feldhühner, die einander starr ansehen, bis der Jäger sein „Faß an!“ ruft.

Von Blücher und Gneisenau ward endlich dieser fröhliche Jägerruf angestimmt. Sie hatten den wiederholten Befehl zum Abmarsch nach Böhmen unbefolgt gelassen, weil sie der schlesischen Armee die Freiheit der Bewegung erhalten wollten. Als der Krieg völlig ins Stocken kam, entschlossen sie sich eigenmächtig, nordwestwärts über die Elbe zu ziehen und den Zauderer Bernadotte mit sich fortzureißen; gelang dies, so mußte das große Hauptquartier endlich den Mut finden, das Erzgebirge zu überschreiten, und etwa in der Gegend von Leipzig konnten die drei Armeen sich vereinigen. Zog Napoleon mittlerweile nach Schlesien, um so besser für die Verbündeten, dann verlegten sie ihm mit gesammelter Kraft den Rückzug; nicht die Sicherung einer Provinz, sondern das Lager des Feindes war Gneisenaus Ziel. Wir also, schrieb er stolz, wollen die Szene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die andern es nicht wollen. Der König war mit dem kühnen Entschlusse einverstanden, aber der russische Bevollmächtigte im Blücherschen Hauptquartier legte förmlich Verwahrung ein.

Am 26. September traf Bennigsen mit der russischen Reservearmee aus Polen im Teplitzer Tale ein; Schwarzenberg gebot fortan über eine gewaltige Übermacht, wenn er sie nur zu vereinigen verstand. Am selben Tage brach Blücher aus der Lausitz auf; es war die entscheidende Wendung des Feldzugs. Am 3. Oktober überschritt er die Elbe bei Wartenburg, in jener sumpfigen Niederung, wo die schwarze Elster sich mit dem Strome vereinigt. Drüben auf dem linken Ufer stand das Korps Bertrands, Franzosen, Italiener, Rheinbündner, zwischen Wartenburg und Bleddin, den Augen der Preußen völlig entzogen, geschützt durch hohe Dämme und durch die

sumpfigen Altwasser der Elbe. Gegen diese fast unangreifbare Stellung ließ Blücher das Yorcksche Korps vorgehen. Yorck fluchte wieder über die Tollheit der Pläne Gneisenaus, doch er übernahm das Wagnis, und nach wiederholtem vergeblichen Sturme gelang es wirklich dem unvergleichlichen Mute seiner Truppen, die Dämme zu ersteigen, den Feind zum Abzuge zu nötigen. Abermals war ein glänzender Sieg allein durch die Preußen erfochten, und abermals bekamen die unglücklichen Württemberger die Schärfe des preußischen Schwertes zu kosten. Der Kampf ward mit solcher Wut geführt, daß die schwarzen Husaren einmal gefangene italienische Kanoniere zwangen, das Geschütz auf ihre eigenen Kameraden zu richten. Glückselig focht General Oppen mitten im Getümmel; der war von der nahen Nordarmee herübergeritten und ließ sich's nicht nehmen, als gemeiner Reiter mit ins Feuer zu gehen. Ein grausiger Anblick, wie die armen Leineweber von der schlesischen Landwehr scharenweise mit durchschossener Brust auf dem nassen Boden lagen unter den Obstbäumen an den Elbdeichen; vor der Schlacht hatten sie sich noch gemächlich Pflaumen geschüttelt. Als Eichhorn diese kümmerlichen Leiber betrachtete, in denen so viele Liebe und so viel Heldenmut gewohnt, da durchschauerte ihn heilige Andacht, und er erkannte, was es heiße, daß der Herr auch in den Schwachen mächtig ist. Der höchste Preis gebührte doch dem Kolbergischen Leibregimente, jener tapferen Schar, die schon an Gneisenaus Seite gestanden, als das Gestirn des Helden zuerst aufging; vor dieser Truppe entblößte der gestrenge Yorck sein Haupt, wie einst König Friedrich vor den Ansbach-Bayreuth-Dragonern. Blücher aber rief, als abends im Wartenburger Schlosse der Becher kreiste, den Sohn Scharnhorsts an seine Seite, gedachte des Vaters in bewegten Worten, nannte sich selber bescheiden einen Handwerker, der nur ausführe, was jener Unvergeßliche geplant.

MARSCH AUF LEIPZIG

Die Elbe war überschritten. In einer persönlichen Unterredung bewog Blücher den schwedischen Kronprinzen, seinem Zuge zu folgen; derweil Bernadotte in den süßesten Artigkeiten sich erging, rief der Alte seinem Dolmetscher zu: Sagen Sie dem Kerl, der Teufel soll ihn holen, wenn er nicht will! Schon am 8. Oktober stand die schlesische Armee in der Nähe von Düben, wenige Meilen nördlich von Leipzig, hinter ihr bei Dessau das Nordheer. Blüchers Vormarsch brachte alles in Bewegung. Während das böhmische Heer sich endlich anschickte, auf Leipzig zu marschieren, nahm Napoleon seine Truppen vom rechten Elbufer zurück, mit dem Befehle, vorher alles bis auf den letzten Obstbaum zu zerstören, sicherte Dresden durch eine starke Garnison und eilte selber nordwestwärts, den beiden vereinigten Armeen entgegen. Doch Blücher wich abermals aus, zog sich westlich über die Saale, so daß ihm der Weg nach Leipzig offen blieb, und der diplomatischen Kunst Rühle von Lilienstern gelang es auch, den Kronprinzen, der schon über die Elbe zurückweichen wollte, zu dem Marsche über die Saale zu bewegen. Napoleon erkannte zu spät, daß er in die Luft gestoßen hatte. Jetzt, in der höchsten Bedrängnis, kam er nochmals auf seinen Lieblingsplan zurück und dachte an seinen fünften Zug gegen Berlin: so leidenschaftlich war sein Verlangen, den Herd der deutschen Volksbewegung zu züchtigen. Seine Vortruppen drangen bereits über die Elbe, Tautenzien trat mit seinem Korps einen übereilten Rückzug an, und am 13. Oktober befürchtete die preußische Hauptstadt noch einmal einen feindlichen Angriff. Doch inzwischen hatte der Imperator seinen Entschluß wieder geändert und wendete sich nach Leipzig zurück. Sein Stolz verschmähte die offene Rückzugslinie nach dem Rheine; er hoffte, dicht vor den Mauern Leipzigs der von Süden heranrückenden böhmischen Armee die Schlacht anzubieten, bevor die beiden anderen Heere eintrafen. Das edle Wild war gestellt; das gewaltige Kesseltreiben dieses Herbstes näherte sich dem Ende.

Gneisenaus Augen leuchteten, als er am Morgen des 18. Oktobers das ungeheure Schlachtfeld überblickte, wie vom Nordwesten und Norden, vom Südosten und Süden her die Heersäulen der Verbündeten im weiten Halbkreise gegen Leipzig heranzogen. Er wußte, die Stunde der Erfüllung hatte geschlagen, und wie er empfand das Volk. Wie oft hatten sich die Deutschen erfreut an den Schilderungen der Kaufleute von dem vielsprachigen Völkergewimmel, das von Zeit zu Zeit marktend und schachernd die hochgiebligen Straßen der alten Meßstadt erfüllte; jetzt strömten wieder alle Völker des Weltreichs vom Ebro bis zur Wolga in den schlachtgewohnten Ebenen Obersachsens zusammen. Die große Zahlwoche kam heran, die Abrechnung für zwei Jahrzehnte des Unheils und der Zerstörung. Nach der Schlacht erzählte sich das Volk in der Pfalz, wie die acht Kaiser aus den Grüften des Speierer Doms sich erhoben hatten und nächstens über den Rhein gefahren waren, um bei Leipzig mitzukämpfen; nach vollbrachter Arbeit ruhten sie wieder still im Grabe. Die Verbündeten hatten für sich den dreifachen Vorteil der Überzahl an Mannschaft und Geschütz, des konzentrischen Angriffs und einer sicheren Flügelanlehnung. Napoleon stand im Halbkreise auf der Ebene östlich von Leipzig; hinter ihm lagen die Stadt und die Auen — jene wildreichen dichten Laubwälder, die sich meilenlang zwischen der Elster, der Pleiße und ihren zahlreichen sumpfigen Armen ausdehnen, ein für die Entfaltung großer Truppenmassen völlig unbrauchbares Wald- und Sumpfland, das die beiden Flügel der Verbündeten gegen jede Umgehung sicherte. Gelang der Angriff, so konnte der Imperator vielleicht versuchen, irgendwo den eisernen Ring der alliierten Heere zu durchbrechen und sich ostwärts nach Torgau durchzuschlagen — ein tollkühnes Wagnis, das bei einiger Wachsamkeit der Verbündeten sicher scheitern mußte. Sonst blieb ihm nur noch der Rückzug nach Westen offen, erst durch die enge Stadt, dann auf einer einzigen Brücke über die Elster, endlich auf dem hohen Damme der Frankfurter Landstraße quer durch die nassen Wiesen der Auen — der denkbar ungünstigste Weg für ein geschlagenes Heer.

Am 15. war Rühle von Lilienstern mit einer Botschaft des schlesischen Hauptquartiers bei dem Oberfeldherrn in Pegau angelangt. Gneisenau schlug vor, am ersten Schlachttage das Gefecht hinzuhalten, weil mindestens achtzigtausend Mann von der verbündeten Armee noch nicht zur Stelle waren. Sobald diese Verstärkungen eingetroffen, sollte der Angriff auf allen Stellen des Halbkreises mit entschiedener Übermacht wieder aufgenommen und indessen durch ein in Napoleons Rücken entsendetes Korps dem Feinde die einzige Rückzugsstraße gesperrt werden; dann war nicht nur ein Sieg, sondern eine Vernichtungsschlacht, eine in aller Geschichte unerhörte Waffenstreckung möglich. Zu so hohen Flügen vermochte sich freilich Schwarzenberg nicht aufzuschwingen. Eine Zeitlang hoffte er sogar, die Schlacht gänzlich zu vermeiden, schon durch das Erscheinen der drei vereinigten Armeen den Imperator zum Rückzuge zu nötigen. Auch als er sich endlich überzeugen mußte, daß ein Napoleon so leichten Kaufes nicht zu verdrängen sei, entwarf er einen überaus unglücklichen Schlachtplan. Da die böhmische Armee vom Süden, die beiden anderen Heere vom Norden herankamen, so mußte der Oberfeldherr — das war die Meinung des schlesischen Hauptquartiers — die Entscheidung auf seiner rechten Flanke suchen, dort auf der Rechten sich mit der Nordarmee zu verbinden streben, um die Umklammerung des Feindes zu vollenden. Statt dessen ballte er eine Masse von fünfunddreißigtausend Mann, lauter Österreicher, auf seinem äußersten linken Flügel zusammen und ließ sie durch das unwegsame Buschland der Auen gegen Connewitz vorgehen, in der sonderbaren Hoffnung, dort auf ganz unzugänglichem Boden Napoleons rechten Flügel von der Stadt abzudrängen. Sein General Langenau hatte diesen unseligen Anschlag eingegeben; der ehrgeizige Sachse, der erst im Frühjahr zugleich mit dem Minister Senfft in österreichische Dienste übergetreten war, brannte vor Begier, sich in der Gnade seines Kaisers festzusetzen, und wollte darum den Hauptschlag durch die Österreicher allein ausführen, den Preußen, die er mit dem ganzen Ingramm des Partikularisten haßte, eine untergeordnete Rolle zu-

weisen. Der kleinliche Gedanke sollte sich grausam bestrafen.

Napoleon sammelte die Hauptmasse seiner Streitkräfte bei Wachau, drei Stunden südöstlich der Stadt. Da er von dem Zauderer Bernadotte nichts befürchtete und die schlesische Armee noch weitab im Nordwesten bei Merseburg wähnte, so gab er dem Marschall Marmont, der im Norden bei Möckern stand, den Befehl, sich mit der Hauptarmee zu vereinigen, um die Niederlage des böhmischen Heeres vollständig zu machen. In der Tat entsprach Karl Johann den Erwartungen des Imperators. Die Nordarmee erschien am 16. gar nicht auf dem Schlachtfelde, dergestalt daß die Alliierten nur eine geringfügige Überzahl, hundertzweiundneunzigtausend gegen hundertsiebenundsiebzigtausend Mann, in das Gefecht führen konnten; eine Lücke blieb zwischen den beiden Hälften der verbündeten Heere offen, die Kämpfe des ersten Tages zerfielen in Wahrheit in zwei selbständige Schlachten, bei Möckern und bei Wachau.

MÖCKERN

Blücher dagegen kam nicht auf dem Umwege über Merseburg, sondern gradeswegs von Halle auf der Landstraße am Ostrande der Auen heran und zwang Marmont durch sein unerwartetes Erscheinen, bei Möckern stehenzubleiben. Wie lieblich war den tapferen Schlesischen das Leben eingegangen die letzten Tage über, als sie jubelnd in Halle einzogen, von den Bürgern der endlich befreiten treuen Stadt auf den Händen getragen, und dann bei Becherklang und vaterländischen Gesängen nach altem Burschenbrauche die Nacht verbrachten. Dem Rausche der jugendlichen Lust folgte die ernste Arbeit, die blutigste des ganzen Krieges, denn wieder fiel dem Yorckschen Korps die schwerste Aufgabe zu. Als Yorck am Morgen des 16. in Schkeuditz unter seinen Fenstern die Husaren zum Aufsitzen blasen hörte, da hob er sein Glas und sprach den Kernspruch seines lieben Paul Gerhardt: Den Anfang, Mitt' und Ende, Herr Gott, zum Besten wende! Wohl mochte er sich

einer höheren Hand empfehlen, denn unangreifbar wie bei Wartenburg schien wieder die Stellung des Feindes. Marmont lehnte sich mit seiner linken Flanke bei Möckern an den steilen Talrand der Elster, hatte die Mauern des Dorfes zur Verteidigung eingerichtet, weiter rechts auf den flachen Höhen eine Batterie von achtzig Geschützen aufgefahen. Gegen diese kleine Festung stürmten die Preußen heran auf der sanft ansteigenden, baumlosen Ebene; sechsmal drangen sie in das Dorf und verloren es wieder; das Gefühl der einzigen Größe des Tages beschwingte beiden Teilen die Kraft. Endlich führt Yorck selber seine Reiterei zum Angriff gegen die Höhen unter dem Rufe: „Marsch, marsch, es lebe der König“, nach einem wütenden Häuserkampfe schlägt das Fußvolk den Feind aus dem Dorfe heraus; am Abend muß Marmont gegen die Stadt zurückweichen, dreiundfünfzig Kanonen in den Händen der Preußen lassen, und an den Wachtfeuern der Sieger ertönt das Lied: „Nun danket alle Gott“, wie in der Winternacht von Leuthen. Aber welch ein Anblick am nächsten Morgen, als die Truppen zum Sonntagsgottesdienst zusammentraten. Achtundzwanzig Kommandeure und Stabs-offiziere lagen tot oder verwundet; von seinen zwölf-tausend Mann Infanterie hatte Yorck kaum neuntausend mehr, seine Landwehr war im August mit dreizehntausend Mann ins Feld gezogen und zählte jetzt noch zwei-tausend. So waren an dieser einen Stelle die Verbündeten bis auf eine kleine Stunde an die Tore von Leipzig herangelangt.

WACHAU

Das Ausbleiben der Nordarmee hatte die üble Folge, daß Blücher seine Armee nicht schwächen durfte und nicht, wie seine Absicht war, ein Korps westlich durch die Auen auf die Rückzugslinie Napoleons entsenden konnte. Dort im Westen stand also Gyulay mit seinen zweiundzwanzigtausend Österreichern den fünfzehn-tausend Mann des Betrandschen Korps allein gegenüber, und er verstand nicht, seine Übermacht zu verwerten;

die große Frankfurter Straße blieb dem Imperator gesichert. Auch auf dem Hauptschauplatze des Kampfes, bei Wachau, fochten die Verbündeten nicht glücklich. Hier hatte zwei Tage vorher ein großartiges Vorspiel der Völkerschlacht sich abgespielt, ein gewaltiges Reitergefecht, wobei König Murat nur mit Not dem Säbel des Leutnants Guido v. d. Lippe von den Neumärkischen Dragonern entgangen war. Heute hielt Napoleon selber mit der Garde und dem Kerne seines Heeres die dritthalb Stunden lange Linie von Dölitz bis Seifertshain besetzt, durch Zahl und Stellung den Verbündeten überlegen, hunderteinundzwanzigtausend gegen hundertdreizehntausend Mann. Auf dem linken Flügel der Alliierten, zwischen den beiden Flüssen, vergeudeteten die unglücklichen Opfer der Feldherrnkunst Langenaus ihre Kraft in einem tapferen, aber aussichtslosen Kampfe; eingeklemmt in dem buschigen Gelände, vermochten sie ihre Macht nicht zu gebrauchen, General Merveldt selbst geriet mit einem Teile seines Korps in Gefangenschaft; mit Mühe wurden die Reserven dieser Österreicher aus den Auen über die Pleiße rechtsab auf die offene Ebene hinaufgezogen. Es war die höchste Zeit, denn hier im Zentrum konnten Kleists Preußen und die Russen des Prinzen Eugen sich auf die Dauer nicht behaupten in dem verzweifelten Ringen gegen die erdrückende Übermacht, die unter dem Schutze von dreihundert Geschützen ihre Schläge führte. Die volle Hälfte dieser Helden von Kulm lag auf dem Schlachtfelde. Schon glaubt Napoleon die Schlacht gewonnen, befiehlt in der Stadt Viktoria zu läuten, sendet Siegesboten an seinen Vasallen König Friedrich August, der in Leipzig angstvoll der Entscheidung harrt. „Noch dreht sich die Welt um uns“ — ruft er frohlockend seinem Daru zu. Ein letzter zerschmetternder Angriff der gesamten Reiterei soll das Zentrum durchbrechen. Noch einmal dröhnt die Erde von dem Feuer der dreihundert Geschütze, dann rasen neuntausend Reiter in geschlossener Masse über das Blachfeld dahin, ein undurchdringliches Dickicht von Rossen, Helmen, Lanzen und Schwertern. Da kommen die österreichischen Reserven aus der Aue heran, und während die Reitermassen, atemlos von dem tollen Ritt,

allmählich zurückgedrängt werden, setzen sich die Verbündeten nochmals in den verlorenen Dörfern fest, und am Abend behaupten sie fast wieder dieselbe Stellung wie am Morgen. Schwarzenbergs Angriff war gescheitert, doch der Sieger hatte nicht einmal den Besitz des Schlachtfeldes gewonnen.

Trat Napoleon jetzt den Rückzug an, so konnte er sein Heer in guter Ordnung zum Rheine führen; denn die schlesische Armee, die einzige Siegerin des ersten Schlachttags, stand von der Frankfurter Straße noch weit entfernt und war überdies tief erschöpft von dem verlustreichen Kampfe. Aber der Liebling des Glücks vermochte das Unglück nicht zu ertragen. Nichts mehr von der gewohnten Kälte und Sicherheit der politischen Berechnung; sein Hochmut wollte sich den ganzen Ernst der Lage nicht eingestehen, wollte nicht lassen von unmöglichen Hoffnungen. Der Imperator tat das Verberblichste, was er wählen konnte, versuchte durch den gefangenen Merveldt Unterhandlungen mit seinem Schwiegervater anzuknüpfen und gewährte also den Verbündeten die Frist, ihre gesamten Streitmassen heranzuziehen. Am 17. Oktober ruhten die Waffen, nur Blücher konnte sich die Lust des Kampfes nicht versagen, drängte die Franzosen bis dicht an die Nordseite der Stadt zurück.

Am 18. früh hatte Napoleon seine Armee näher an Leipzig herangenommen, ihr Halbkreis war nur noch etwa eine Stunde von den Toren der Stadt entfernt. Gegen diese hundertsechzigtausend Mann rückten zweihundertfünfundzwanzigtausend Verbündete heran. Mehr als einen geordneten Rückzug konnte der Imperator nicht mehr erkämpfen; er aber hoffte noch auf den Sieg, wies den Gedanken an eine Niederlage gewaltsam von sich, versäumte alles, was den schwierigen Rückmarsch über die Elster erleichtern konnte.

Die Natur der Dinge führte endlich den Ausgang herbei, welchen Gneisenaus Scharfblick von vornherein als den einzig möglichen angesehen hatte: die Entscheidung fiel auf dem rechten Flügel der Verbündeten. Napoleon übersah von der Höhe des Thonbergs, wie die Österreicher auf dem linken Flügel der Alliierten abermals mit geringem Glück den Kampf um die Dörfer an der Pleiße eröffneten, wie dann das Zentrum der Verbündeten über das Schlachtfeld von Wachau herankam. Es waren die kampferprobten Scharen Kleists und des Prinzen Eugen; über die unbestatteten Leichen der zwei Tage zuvor gefallenen Kameraden ging der Heerzug hinweg, man hörte die Knochen der Toten unter den Hufen der Rosse und den Rädern der Kanonen knarren. Vor der Front der Angreifer lagen langhinstreckt die hohen Lehmmauern von Probstheida, auf beiden Seiten durch Geschütze gedeckt — der Schlüssel des französischen Zentrums. Unter dem Kreuzfeuer der Batterien begann der Angriff, ein sechsmal wiederholtes Stürmen über das offene Feld, doch zuletzt behauptete sich Napoleons Garde in dem Dorfe, und auch Stötteritz nebenan blieb nach wiederholtem Sturm und mörderischem Häuserkampfe in den Händen der Franzosen; man sah nachher in den Gärten und Häusern die Leichen von Russen und Franzosen, die einander gegenseitig das Bajonett durch den Leib gerannt, angespießt auf dem Boden liegen. Unmittelbar unter den Augen des Imperators ward auch heute den Verbündeten kein entscheidender Erfolg, obgleich sie dicht an den Schlüsselpunkt seiner Stellung herangelangten. Indessen rückte auf ihrem rechten Flügel das Nordheer in die Schlachtlinie ein, füllte die Lücke, welche die böhmische Armee von der schlesischen trennte, schloß den großen Schlachtenring, der die Franzosen umfaßte. Es hatte der Mühe genug gekostet, bis Karl Johann, der am 17. endlich bei Breitenfeld auf der alten Stätte schwedischen Waffenruhmes angelangt war, zur tätigen Teilnahme beredet wurde; um den Bedachtsamen nur in den Kampf hineinzureißen, hatte Blücher seiner eigenen Tatkraft

das schwerste Opfer zugemutet, dreißigtausend Mann seines Heeres an die Nordarmee abgetreten und damit selber auf den Ruhm eines neuen Sieges verzichtet. Einmal entschlossen, zeigte Bernadotte die Umsicht des bewährten Feldherrn. Während Langerons Russen auf der äußersten Rechten der Angriffslinie durch wiederholten Sturm den Feind aus Schönefeld zu verdrängen suchten, traf die Hauptmasse der Nordarmee am Nachmittag auf der Ostseite von Leipzig ein. Bülow führte das Vordertreffen und schlug das Korps Reyniers aus Paunsdorf hinaus.

So stießen die alten Feinde von Großbeeren abermals aufeinander, doch wie war seitdem die Stimmung in den sächsischen Regimentern umgeschlagen! Wunderbar lange hatte die ungeheure Macht des deutschen Fahneneides die Truppen des Rheinbundes bei ihrer Soldatenpflicht festgehalten; außer einigen vereinzelt Bataillonen waren bisher nur zwei westfälische Reiterregimenter zu den Verbündeten übergegangen. Mit dem Glücke schwand auch das Selbstgefühl der napoleonischen Landsknechte; sie begannen sich des Krieges gegen Deutschland zu schämen, sie empfanden nach, was ihr Landsmann Rückert ihnen zurief:

Ein Adler kann vielleicht noch Ruhm erfechten,
Doch sicher ihr, sein Raubgefolg, ihr Raben
Erfechtet Schmach bei kommenden Geschlechtern!

Die Sachsen fühlten sich zudem in ihrer militärischen Ehre gekränkt durch die Lügen der napoleonischen Bulletins; sie sahen mit Unmut, wie ihre Heimat ausgeplündert, ihr König von Ort zu Ort hinter dem Protektor her geschleppt wurde, und sollten sie mit nach Frankreich entweichen, wenn Napoleon die Schlacht verlor und Sachsen ganz in die Gewalt der Verbündeten fiel? Selbst die Franzosen empfanden Mitleid mit der unnatürlichen Lage dieser Bundesgenossen; Reynier hatte bereits den Abmarsch der Sachsen nach Torgau angeordnet, als das Anrücken der Nordarmee die Ausführung des wohlgemeinten Befehls verhinderte. Nur König Friedrich August zeigte kein Verständnis für die

Bedrängnis seiner Armee noch für seine eigene Schande. Unwandelbar blieb sein Vertrauen auf den Glücksstern des Großen Alliierten; noch während der Schlacht verwies er seine Generale trocken auf ihre Soldatenpflicht, als sie ihn baten, die Trennung des Kontingents von dem französischen Heere zu gestatten. Die deutsche Gutmütigkeit wollte dem angestammten Herrn so viel Verblendung nicht zutrauen. Die Offiziere glaubten fest, ihr König sei unfrei; keineswegs in der Meinung, ihren Fahneneid zu brechen, sondern in der Absicht, das kleine Heer dem Landesherrn zu erhalten, beschlossen sie das Ärgste, was der Soldat verschulden kann, den Übergang in offener Feldschlacht. In der Gegend von Paunsdorf und Sellerhausen schlossen sich etwa dreitausend Mann der sächsischen Truppen an die Nordarmee an; mit ihnen eine Reiterschar aus Schwaben. Die Preußen und Russen nahmen die Flüchtigen mit Freuden auf; nur den württembergischen General Normann, der einst bei Kitzen die Lützower verräterisch überfallen hatte, wies Gneisenau mit verächtlichen Worten zurück. Friedrich Wilhelms Ehrlichkeit aber hielt den Vorwurf nicht zurück: wieviel edles Blut die Sachsen dem Vaterlande ersparen konnten, wenn sie ihren Entschluß früher, vor der Entscheidung, faßten! Der traurige Zwischenfall blieb ohne jeden Einfluß auf den Ausgang der Völkerschlacht; doch warf er ein grelles Schlaglicht auf die tiefe sittliche Fäulnis des kleinstaatlichen Lebens. Das Gewissen des Volkes begann endlich irr zu werden an der Felonie des napoleonischen Kleinkönigtums; trotz aller Lügenkünste partikularistischer Volksverbildung erwachte wieder die Einsicht, daß auch nach dem Untergange des alten Reichs die Deutschen noch ein Vaterland besaßen und ihm verbunden waren durch heilige Pflichten.

Gegen 5 Uhr vereinigte Bülow sein ganzes Korps zu einem gemeinsamen Angriff, erstürmte Sellerhausen und Stüntz, drang am Abend bis in die Kohlgärten vor, dicht an die östlichen Tore der Stadt. Da währenddem auch Langeron auf der Rechten das hart umkämpfte Schönefeld endlich genommen hatte und ebenfalls gegen die Kohlgärten herandrängte, so war Ney mit dem

linken Flügel der Franzosen auf seiner ganzen Linie geschlagen. Durch diese Niederlage ward Napoleons Stellung im Zentrum unhaltbar. Noch am Abend befahl er den Rückzug des gesamten Heeres. Nun wälzten sich die dichten Massen der geschlagenen Armee durch drei Tore zugleich in die Stadt hinein, um dann allesamt in entsetzlicher Verwirrung auf der Frankfurter Straße sich zu vereinigen. Daß dieser eine Weg noch offen blieb, war das Verdienst des unglücklichen Gyulay, der auch am dritten Schlachttage auf der Westseite nichts ausgerichtet hatte; bis zur Saale hin hielt Bertrand den Franzosen die Rückzugsstraße frei. Die Hunderttausende, die beim Feuerscheine von zwölf brennenden Dörfern auf dem teuer erkauften Schlachtfelde lagerten, empfanden tief erschüttert den heiligen Ernst des Tages; unwillkürlich stimmten die Russen eines ihrer frommen Lieder an, und bald klangen überall, in allen Zungen der Völker Europas, die Dankgesänge zum Himmel auf. Die Sieger beugten sich unter Gottes gewaltige Hand; recht aus dem Herzen der fromm bewegten Zeit heraus sang der deutsche Dichter:

O Tag des Sieges, Tag des Herrn,
Wie feurig schien dein Morgenstern!

Nur der Feldherr, der von Amts wegen als der Besieger Napoleons gefeiert wurde, vermochte die Größe des Erfolges nicht zu fassen. Schwarzenberg weigerte sich, die noch ganz unberührten russischen und preussischen Garden zur Verfolgung auszusenden — nicht aus Arglist, wie manche der grollenden Preußen annahmen, sondern weil sein Kleinmut die Geschlagenen nicht zur Verzweiflung treiben wollte. Blücher hatte den Tag über, wegen des verspäteten Eintreffens der Nordarmee, sein kleines Heer zusammenhalten müssen, um einen Ausfall in der Richtung auf Torgau, den man noch immer befürchtete, zurückweisen zu können; darum ward Yorck erst am Abend auf dem weiten Umwege über Merseburg dem fliehenden Feinde nachgesandt. Also konnte Napoleon noch neunzigtausend Mann, fast durchweg Franzosen, aus der Schlacht retten. Die Deckung

des Rückzugs, die Verteidigung der Stadt überließ er seinen Vasallen, den Rheinbündnern, Polen und Italienern; mochten sie noch einmal für ihn bluten, dem Kaiserreich waren sie doch verloren.

DER 19. OKTOBER

So mußte denn am 19. der Kampf um den Besitz der Stadt selber von neuem begonnen werden. Während Blücher im Norden seine Russen gegen das Gerbertor führt und dort zuerst von den Kosaken mit dem Ehrennamen Marschall Vorwärts begrüßt wird, bricht Bülow's Korps aus den Kohlgärten gegen die Ostseite der Stadt auf. Borstell's Brigade dringt in den Park der Milchinsel, Friccius mit der ostpreußischen Landwehr erstürmt das Grimmaische Thor. Noch stehen die Regimenter des Rheinbundes dicht gedrängt auf dem alten Markte, da tönen schon die Flügelhörner der pommerschen Füsiliere die Grimmaische Gasse herunter, dazwischen hinein der donnernde Ruf: Hoch Friedrich Wilhelm! Bald blitzen die Bajonette, lärmten die Trommeln und gellen die Querpfeifen auch in den andern engen Gassen, die nahe bei dem alten Rathause münden. Alles strömt zum Marktplatze; die Sieger von der Katzbach, von Kulm und Dennewitz feiern hier in Gegenwart der gefangenen Feinde jubelnd ihr Wiedersehen. Neue stürmische Freudenrufe, als der Zar und der König selber einreiten; selbst die Rheinbündner stimmen mit ein; alle fühlen, wie aus Schmach und Greueln der junge Tag des neuen Deutschlands leuchtend emporsteigt. Während den König von Preußen sein tapferes Heer frohlockend umdrängt, steht nahebei — ein klägliches Bild der alten Zeit, die nun zu Grabe geht — Friedrich August von Sachsen entblößten Hauptes, mitten im Gewühle an der Thür des Königshauses. Der hat während der Stunden des Sturmes ängstlich im Keller gesessen, betrogen von den prahlerischen Verheißungen des Protektors noch bis zum letzten Augenblicke auf die siegreiche Rückkehr des Unüberwindlichen gehofft. Nun würdigen ihn die Sieger keines Blickes, sein eigenes Volk beachtet ihn nicht, vor

seinen Augen wird seine rote Garde von Friedrich Wilhelms Adjutanten Natzmer zur Verfolgung der Franzosen hinweggeführt. Mit naiver Freude wie ein Held des Altertums schreibt Gneisenau die Siegesbotschaft den entfernten Freunden in allen Ecken des Vaterlandes: „Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen. Wir sind arm geworden, aber reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Unabhängigkeit.“

Dreißigtausend Gefangene fielen den Siegern in die Hände. Die Umzingelung der Stadt von den Auen her war bereits nahezu vollendet, als die Elsterbrücke an der Frankfurter Straße in die Luft gesprengt und damit den wenigen, die sich vielleicht noch retten konnten, der letzte Ausweg versperrt wurde. Ein ganzes Heer, an hunderttausend Mann, lag tot oder verwundet. Was vermochte die Kunst der Ärzte, was die menschenfreundliche Aufopferung des edlen Ostfriesen Reil gegen solches Übermaß des Jammers? Das Medizinalwesen der Heere war überall noch nicht weit über die Weisheit der friderizianischen Feldscherer hinausgekommen, und über der wackeren, gutherzigen Leipziger Bürgerschaft lag noch der Schlummergeist des alten kursächsischen Lebens, sie verstand nicht rechtzeitig Hand anzulegen. Tagelang blieben die Leichen der preußischen Krieger im Hofe der Bürgerschule am Wall unbeerdigt, von Raben und Hunden benagt; in den Konzertsälen des Gewandhauses lagen Tote, Wunde, Kranke auf faulem Stroh beisammen, ein verpestender Brodem erfüllte den scheußlichen Pferch, ein Strom von zähem Kot sickerte langsam die Treppe hinab. Wenn die Leichenwagen durch die Straßen fuhren, dann geschah es wohl, daß ein Toter der Kürze halber aus dem dritten Stockwerk hinabgeworfen wurde, oder die begleitenden Soldaten bemerkten unter den starren Körpern auf dem Wagen einen, der sich noch regte, und machten mit einem Kolbenschlage mitleidig dem Greuel ein Ende. Draußen auf dem Schlachtfelde hielten die Aasgeier ihren Schmaus; es währte lange, bis die entflohenen Bauern in die verwüsteten Dörfer heimkehrten und die Leichen in großen Massengräbern verscharften. Unter solchem Elend nahm

dies Zeitalter der Kriege vom deutschen Boden Abschied, die fürchterliche Zeit, von der Arndt sagte: „Dahin wollte es fast mit uns kommen, daß es endlich nur zwei Menschenalter gab, Menschenfresser und Gefressene!“ Dem Geschlechte, das solches gesehen, blieb für immer ein unauslöschlicher Abscheu vor dem Kriege, ein tiefes, für minder heimgesuchte Zeiten fast unverständliches Friedensbedürfnis.

Am 24. Oktober besuchte König Friedrich Wilhelm seine Hauptstadt. Es drängte ihn, am Grabe seiner Gemahlin zu beten, denn überall auf seiner wilden Kriegsfahrt war ihr Bild ihm zur Seite gewesen, und auch unter den Truppen hieß es immer wieder: Warum durfte die Königin das nicht mehr erleben? Dann erschien er im Theater; das „Heil Dir im Siegerkranz“ brauste durch den Saal, diesmal mit besserem Rechte als einst, da das dünnkelhafte Geschlecht der neunziger Jahre sich zuerst an den prächtigen Klängen weidete. Vor sieben Jahren, am nämlichen Tage war Napoleon durch das Brandenburger Tor eingeritten, und welch ein Wandel seitdem! Wie hatte sich doch dieser verstümmelte Staat mit seinen fünf Millionen Menschen wieder aufgeschwungen auf die Höhen der Geschichte! Mochten die Männer der Kriegspartei von 1811 geirrt haben in der Wahl des Augenblicks, zu groß hatten sie nicht gedacht von ihrem Volke. Jetzt galt er wieder, der alte Wahlspruch *Nec soli cedit*¹⁰⁵! In jenen Tagen schrieb eine englische Zeitung: „Wer gab Deutschland das erste Beispiel des Abfalls von Napoleon? Die Preußen. Wer hielt die Schlachten von Lützen und Bautzen? Die Preußen. Wer siegte bei Haynau? Die Preußen. Wer bei Großbeeren, bei Katzbach und Dennewitz? Immer die Preußen. Wer bei Kulm, Wartenburg, Möckern und Leipzig? Die Preußen, immer die Preußen.“ Wie eine Drohung klang dies stolze „the Prussians, ever the Prussians“¹⁰⁶! dem Kaiser Franz und den Fürsten des Rheinbundes. Welcher Zukunft ging Deutschland entgegen, wenn dieser Staat seine alte Macht zurück erlangte?

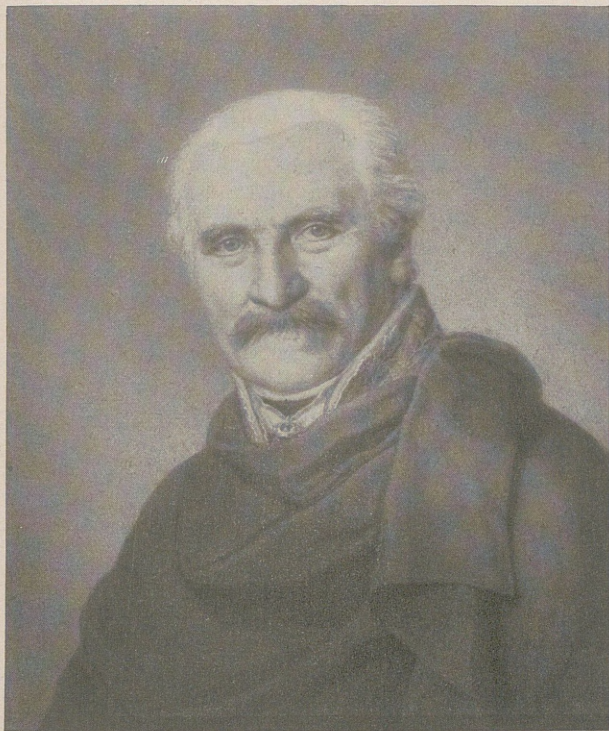
Durch die Leipziger Schlacht war das ursprüngliche Ziel des Krieges gesichert: die Auflösung des Rheinbundes und die Befreiung Deutschlands bis zum Rheine.

Aber mit dem Erfolge wuchs die Hoffnung. Am Tage nach dem Sturme trafen sich Stein und Gneisenau auf dem Markte zu Leipzig und gaben einander die Hand darauf, daß dieser Kampf nicht anders enden dürfe als mit dem Sturze Napoleons und der Wiedereroberung des linken Rheinufers. Was vor wenigen Wochen noch den Kühnen selber unmöglich deuchte, erschien jetzt mit einem Male nah und erreichbar. Auf Steins Geheiß ging der getreue Arndt sofort an die Arbeit; er sammelte aus dem reichen Schatze seines Wissens alle die historischen Erinnerungen und romantischen Bilder, deren er bedurfte, um auf sein gelehrtes Volk zu wirken, und lebte sich ein in eine Anschauung, welche damals noch neu, bald eine treibende Kraft des Jahrhunderts werden sollte: in den Gedanken, daß am letzten Ende die Sprache und historische Eigenart der Nationen die Grenzen der Staaten bestimme. Und so, noch unter dem frischen Eindruck „der herrlichen Schlacht“, schrieb er das wirksamste seiner Bücher, die fröhliche Losung für die Kämpfe der nächsten Monate: Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!

VI.

NAPOLEONS STURZ

DIE SCHLACHT von Leipzig brachte allen deutschen Landen bis zum Rheine die Befreiung, trotz der matten Verfolgung des geschlagenen Heeres. Der österreichischen Politik erschien der errungene Sieg fast allzu groß, sobald sich sein voller Umfang übersehen ließ. Die Vernichtung der napoleonischen Macht stand in sicherer Aussicht, sie ward abgewendet durch die Schuld des großen Hauptquartiers. Die Armee Bennigsens ging an die Elbe zurück, das böhmische Heer rückte langsam durch Franken und Thüringen westwärts, die Nordarmee wendete sich nach Hannover und Westfalen. Blücher aber, der auf der Frankfurter Straße dem Feinde dicht auf den Hacken saß, nur einen Tagesmarsch hinter dem Hauptquartier des Kaisers, erhielt plötzlich Befehl, vom geraden Wege ab nach der Wetterau und dem Lahntale auszubiegen, weil Kaiser Franz mit seinen Österreichern zuerst in die alte Krönungsstadt einziehen wollte. So im Rücken unbelästigt führte Napoleon seine Truppen durch die schwierigen Engpässe des Rhöngebirges. Tausende waren ausgetreten und trieben als Räuber ihr Unwesen, mancher auch ward von den ergrimmtten Bauern erschlagen. Der Kern des Heeres hielt noch zusammen, erreichte glücklich die Mainebene bei Hanau und schlug dort, aus dem Lamboywalde vordringend, die bayrisch-österreichische Armee des Generals Wrede, die den Flüchtigen den Weg zu verlegen suchte (30., 31. Oktober). Der bayrische Heerführer, der rohste



Blücher

Prahler unter den Landsknechten des Rheinbundes, dachte durch einen glänzenden Sieg seinem Staate die Gunst der verbündeten Mächte zu sichern, jedoch er hatte kostbare Tage vor den Wällen von Würzburg versäumt und gelangte nicht rechtzeitig in die vorteilhafte Stellung an den Kinzigpässen, wo sich den Franzosen die Rückzugslinie leicht versperren ließ. Er setzte voraus, daß die Verbündeten dem Feinde unmittelbar folgten, und durfte, als er seinen Irrtum endlich erkannte, die Schlacht doch nicht abbrechen, weil Bayern sich das Vertrauen seiner neuen Freunde erst zu verdienen hatte. Also ward dem Imperator die Genugthuung, daß er seine deutschen Heerfahrten mit der Demütigung eines abtrünnigen Vasallen beschließen konnte. An siebzigtausend Mann gelangten noch auf das linke Rheinufer. Hier aber brach die letzte Kraft der Unglücklichen zusammen; furchtbare Krankheiten lichteten ihre Reihen, und während einiger Wochen war Frankreich ohne Heer, widerstandslos gegen jeden Angriff. Die hundertneunzigtausend Mann, die noch zerstreut in den Festungen Norddeutschlands und Polens standen, gab Napoleon selbst verloren; er erbot sich zur Räumung der Oder- und Weichsellinie, wenn nur die Garnisonen freien Abzug erhielten, aber die Verbündeten durchschauten die Kriegslist und weigerten sich, dem Verzweifelten ein neues Heer zu schenken.

Dem Korps Bülow's wurde die Freude, die verlorenen westlichen Provinzen wieder in Besitz zu nehmen. Sobald die Kunde von der Leipziger Schlacht kam, holte der westfälische Steuereinsammler von Motz sofort seine alte Uniform hervor und trat in Mülhausen als königlich preußischer Landrat auf; das Volk gehorchte, als verstehe sich's von selber. Überall wurden die Befreier mit offenen Armen aufgenommen, nirgends mit lauterem Jubel als in Ostfriesland, dem Lieblingslande des großen Königs. Die alten Fahnen und Embleme der friderizianischen Zeit, wohl geborgen in dem schönen Waffensaal des Rathauses zu Emden, kamen alsbald wieder zum Vorschein, als die Blücherschen Husaren einzogen und nach ihnen Friccius mit der ostpreußischen Landwehr. Wieviel Zorn und Kummer hatte der treue Vincke

die letzten Jahre über hinuntergewürgt, während er still auf seinem Gute in der Grafschaft Mark saß. Die Franzosen witterten wohl, daß seine ökonomische Lesegesellschaft in Hamm sich nicht bloß mit der Landwirtschaft beschäftigen mochte; eine Zeitlang verwiesen sie ihn auf das linke Rheinufer, denn der Freund und Nachfolger Steins dürfe nicht diesseits des Rheins bleiben, solange die Russen diesseits der Oder ständen. Endlich wieder freigelassen, erwartete er stündlich eine neue Verhaftung. Da kam ein Eilbote von den roten Husaren aus Hamm; spornstreichs eilte Vincke hinüber, befahl sogleich in einem Rundschreiben allen Bürgermeistern bis zum Rheine sich dem rechtmäßigen alten Herrn wieder zu unterwerfen, übernahm die Leitung der Verwaltung in allen altpreußischen Gebieten Westfalens und dehnte seine Gewalt ohne weiteres auch über einige Enklaven, Dortmund, Limburg, Corvey aus. Ein Rausch der Freude ging durch das befreite Land; man erkannte die stillen, ernsthaften Menschen der roten Erde kaum wieder.

Dieselben herzerschütternden Auftritte opferfreudiger Erhebung, welche das Frühjahr in den östlichen Provinzen gesehen, wiederholten sich jetzt im Westen. Zwei der angesehensten Grundherren erließen einen Aufruf, natürlich mit dem preußischen Adler darüber, begrüßten die Befreier mit überschwenglichen Worten — „wer, biedere Landsleute, ward nicht von einem heiligen Woneschauer durchdrungen, wie er die ersten Preußen als seine Erretter in unserer Mitte sah?“ — und forderten die Markaner auf, nach dem Vorbilde dieser „wahren Hermanssöhne“ Freiwillige zu stellen und eine Landwehr zu bilden. Auch in Kleve überall derselbe jubelnde Empfang. Es war ein großes häusliches Fest, ein fröhliches Wiedersehen lange getrennter Brüder, eine handgreifliche Widerlegung der in den Kleinstaaten landläufigen Ansicht, daß dieses Preußen ein künstlicher Staat sei. Nur unter dem Adel des Münsterlandes zeigte sich wieder der alte pfäffische Haß gegen die preußischen Ketzler. Die Jugend eilte frohlockend zu den Fahnen; am eifrigsten in den altpreußischen Gebieten — wie ja noch bis zum heutigen Tage jene Striche

Deutschlands, die durch die harte Schule König Friedrich Wilhelms I. gegangen sind, die größte Bereitwilligkeit zum Waffendienste zeigen. In den meisten Kreisen von Kleve und der Grafschaft Mark war eine förmliche Aushebung nicht nötig, da die Zahl der Freiwilligen den Bedarf überreichlich deckte. Selbst die Ostfriesen, denen König Friedrich die Befreiung von der Kantonspflicht geschenkt hatte, überwand den Widerwillen des Seemanns gegen den Landdienst und stellten sich zahlreich. Ein Teil der also in höchster Eile gebildeten Truppen konnte in der Tat noch rechtzeitig zur Einschließung der französischen Festungen abgehen. Den bibelfesten Markanern predigten die Pfarrer von dem eifrigen Herrn Zebaoth, der sein Volk aufruft zum heiligen Kampfe; nach dem Kriege ward auf den grauen Felsen über der Grüne ein Gedächtniskreuz errichtet mit der Inschrift: „Und im Namen unseres Gottes warfen wir Panier auf!“ Selbst der Landsturm kam mehrmals, öfter als im Osten, zur Verwendung. Die ostfriesischen Landstürmer nahmen teil an der Belagerung von Delfzyl, die klevischen lagen wochenlang vor Wesel; in dem alterühmten klevischen Dorfe Brünen, das schon im Siebenjährigen Kriege seine Treue erprobt hatte, trugen nach dem Frieden alle Männer die Kriegsdenkmünze.

Merkwürdig aber, wie streng konservativ dies Volk sich zeigte, sobald es wieder sich selber angehörte: man wollte zurück zu der guten alten Zeit, zu allen ihren Segnungen, auch zu ihrem Ständewesen. Ständische Ausschüsse besorgten hier wie im Osten die Aushebung der Landwehr unter der Oberleitung eines königlichen und eines ständischen Kommissars. Was Wunder, daß sich die alten Landstände sofort wieder als die rechtmäßigen Vertreter des Landes fühlten. Als bald nach der Befreiung berief der Landesdirektor von Romburg den Landtag der Grafschaft Mark ein: „Die wohltätige ständische Verfassung tritt wieder in Wirkung.“ Dann wurde der Führer der altständischen Partei, Freiherr von Bodelschwingh-Plettenberg, zum Könige nach Frankfurt geschickt, um die Freude der Grafschaft über die Wiedervereinigung auszusprechen, aber auch die Bitte, daß keine Veränderung der alten Landesverfassung erfolge,

es sei denn nach Anhörung des Landtags. In gleichem Sinne schrieb der Vorsitzende von Ritterschaft und Ständen Ostfrieslands, Freiherr zu Inn- und Knyphausen zum nächsten Geburtstage des Königs, beteuerte mit warmen Worten, wie sehr das Land sich freue, „seinen alten herrlichen Festtag“ wieder feiern zu dürfen, wie tief man beklage, daß nur ein Teil des Landsturms, nicht die Landwehr ins Feuer gekommen; zugleich baten die Stände um gänzliche Aufhebung der französischen Einrichtungen und Herstellung der alten Verfassung. Hardenberg erwiderte behutsam: der König werde gern das Glück einer ihrem rechtmäßigen Landesherrn und ihrer Verfassung so ergebenen Provinz dauerhaft begründen. Ein festes Versprechen gab er nicht, denn was sollte aus den Reformplänen der jüngsten Jahre werden, wenn man alle diese von der Fremdherrschaft längst aufgehobenen kleinen Landtage wieder anerkannte? So begann bereits im Augenblicke der Befreiung jene altständische Bewegung, welche nachher, verbündet mit den verwandten Bestrebungen des brandenburgischen Adels, der Staatseinheit der wiederhergestellten Monarchie bedrohlich werden sollte.

Unter den nichtpreußischen Gebieten zeigte das Herzogtum Berg den freudigsten patriotischen Eifer. Das Land stand von altersher in freundlichem Verkehre mit den preußischen Nachbarn in der Grafschaft Mark, seine Protestanten hatten schon in der friderizianischen Zeit immer zur preußischen Partei gehalten; jetzt war alles erbittert gegen die napoleonischen Präfekten, die schon zu Anfang des Jahres einen Aufstandsversuch mit blutiger Strenge niedergeworfen hatten. Das ganze Land fiel der deutschen Sache zu, als der Generalgouverneur Justus Gruner einzog und nach seiner leidenschaftlichen Weise mit schwungvollen, enthusiastischen Worten das Volk zur Rüstung aufforderte. Fast so schnell wie in den altpreußischen Gebieten versammelte sich die junge Mannschaft. Der Landsturm versuchte sogar am 3. Januar bei Mülheim und am Fuße des Siebengebirges den Übergang über den Rhein zu erzwingen, und lange noch blieben die Namen der beiden Führer des verunglückten Unternehmens, Boltenstern und Genger, dem bergischen

Volke im Gedächtnis. Es war das erste Wiedererwachen eines ernstesten politischen Wollens in diesen ermatteten rheinischen Landen. Das erbitterte Volk wollte alle Institutionen der Fremdherrschaft sogleich beseitigt sehen. „Fort mit dem welschen Rechte!“ hieß es überall; am Jahrestage der Leipziger Schlacht wurde in Düsseldorf die Guillotine als das Symbol der fremden Tyrannei feierlich verbrannt. Gruner aber begnügte sich, das Heerwesen nezugestalten und — bezeichnend genug für den idealistischen Zug der Zeit — das französische Wesen aus den Schulen auszutreiben; das altehrwürdige Düsseldorfer Gymnasium illustre wurde sofort wieder auf deutschen Fuß eingerichtet. Auch die härtesten der napoleonischen Steuern, die berücktigten *droits réunis* und die den rauchlustigen Deutschen besonders verhaßte Tabaksregie fielen dahin. Sonst blieb die Organisation der Verwaltung und der Gerichte vorläufig unverändert, nur daß den Kreisdirektoren, wie jetzt die Unterpräfekten hießen, nach deutscher Weise größere Selbständigkeit gewährt wurde. Im ganzen war das Volk zufrieden und ertrug willig die schweren Lasten dieses provisorischen Regiments, das in anderthalb Jahren dem ausgesogenen Lande noch sechseinhalf Millionen Franken an Kriegssteuern und Zwangsanleihen abfordern mußte.

DAS LINKE RHEINUFER

Wie anders die Stimmungen und Zustände am linken Ufer. Als die Verbündeten im Dezember das Elsaß betraten, begegnete ihnen überall ein finsterer, fanatischer Haß; das tapfere Volk war völlig berauscht von dem Kriegersruhm der napoleonischen Adler, der Bauer glaubte jetzt noch weit fester als in den neunziger Jahren, daß der Sieg der Koalition ihm den Jammer der Zehnten und der Herrendienste wiederbringen werde. Weiter abwärts am Rheine zeigte sich zwar solche offene Feindseligkeit nur selten; jedoch nach zwei Jahrzehnten der Fremdherrschaft baute alle Welt auf Frankreichs Unüberwindlichkeit. Wenige hielten den Untergang des napoleonischen Reiches schon für entschieden, niemand

wünschte die alten Zustände zurück. Die unter dem Schutze des Kontinentalsystems emporgekommene Industrie fürchtete den reichen französischen Markt zu verlieren; die Frauen der höheren Stände, die ja selbst im Innern Deutschlands sich nur zu oft schwach gezeigt hatten gegen die welsche Liebenswürdigkeit, verhehlten hier selten ihre Vorliebe für die leichte Anmut der französischen Sitten. Die Massen des Volkes waren des fremden Wesens müde; man bereitete da und dort den deutschen Truppen festlichen Empfang, ließ sich die Aufhebung der verwünschten *droits réunis* und den wieder eröffneten Verkehr mit den übrerrheinischen Landsleuten wohl gefallen, half auch wohl selber beim Niederreißen der verhaßten Zollhäuser.

In jenen Kreisen der gebildeten Jugend, die von dem Hauche der neuen christlich-germanischen Romantik berührt waren, herrschte fröhliche Begeisterung: freudestrahlend zog der junge Ferdinand Walter mit den Donischen Kosaken ins Feld, auch einzelne ältere Männer schlossen sich freiwillig den preußischen Bataillonen an. Doch von einer allgemeinen Volkserhebung war nicht die Rede. Die Sieger selbst wagten kaum, diese grunddeutschen Menschen schlechtweg als Deutsche zu behandeln. Der *Courrier d'Aix la Chapelle* schrieb noch fast ein Jahr lang französisch, das *Journal du Bas Rhin et du Rhin Moyen* brachte seine amtlichen Bekanntmachungen in beiden Sprachen. Der neue Generalgouverneur Oberpräsident Sack, selber ein geborener Rheinländer, verstand mit den Leuten umzugehen; war er doch wie sie ein abgesagter Feind aller ständischen Vorrechte und dem brandenburgischen Adel seit Jahren verächtlich. Soweit es anging, suchte er das Volk selber zu den Verwaltungsgeschäften heranzuziehen. Mehrmals wurden die alten Generalräte — Landesdeputierte hießen sie jetzt — nach Aachen berufen, um über die Verteilung der Kriegssteuern und Lieferungen zu beratschlagen; in jedem Kanton ward ein unbesoldeter Kommissar aus der Mitte der Eingesessenen ernannt, der die Wünsche und Beschwerden des Bezirks dem Gouvernement vortragen sollte. Aber die Masse der neuen Beamten, die in die Stellen der entflohenen Franzosen einrückten,

der unvermeidliche Druck der Kriegssteuern und die Unsicherheit der provisorischen Zustände erweckten bald Unwillen in dem leicht erregbaren Volke. Nicht lange, und der Ruf: „Da möchte man doch gleich provisorisch werden“, war eine beliebte rheinländische Verwünschung. Jetzt schon ließ sich erkennen, wieviel schwere Arbeit dereinst noch nötig sein würde, um diese halbverwelschten Krummstabslande wieder einzufügen in das neue deutsche Leben. Nur die altpreußischen Untertanen im linksrheinischen Kleve, in Mörs und Geldern, schlossen sich mit ungemischter Freude der vaterländischen Sache an und begannen bereits auf Bülows Aufforderung ihre Landwehr zu bilden. Da fuhr plötzlich der Oberbefehlshaber Bernadotte, der noch immer auf Frankreichs Krone hoffte, mit einem Verbote dazwischen und erklärte: Französische Untertanen dürften nicht gegen Frankreich fechten!

Wunderbarer Kreislauf der Geschehnisse! Von diesen schönen rheinischen Landen war vor einem Jahrtausend unsere Geschichte ausgegangen: jetzt flutete der mächtige Strom des deutschen Lebens aus den jungen Kolonistenlanden des Nordostens wieder nach Westen zurück in sein verschüttetes altes Bett. Keiner unter den Söhnen des Rheinlandes grüßte den neuen Morgen, der über der Westmark aufging, mit so schwärmerischem Entzücken wie Joseph Görres. Der Heißsporn trat jetzt in die glücklichste und fruchtbarste Zeit seines wechselnden Lebens; er kehrte von seinen wunderlichen wissenschaftlichen Irrfahrten zurück zu der publizistischen Tätigkeit seiner Jugend und begann in dem „Rheinischen Merkur“ den Federkrieg für das neue Deutschtum — noch ganz so stürmisch, unbändig, gewaltsam wie vor Jahren, als er die Heilswahrheiten der Revolution verkündete, ein Redner großen Stiles, sprachgewaltig, unerschöpflich in prächtigen, grandiosen Bildern, ein ehrlicher, freimütiger Eiferer, ein Wecker der Gewissen, und bei alledem doch ein unpolitischer Kopf, ohne eindringende Sachkenntnis, ohne Verständnis für die Machtverhältnisse der Staatenwelt. Der „Rheinische Merkur“ war nicht, wie er sich selber nannte, eine Stimme der Völker diesseits des Rheines,

die nunmehr eine Vormauer für das Vaterland werden sollten. Am Rheine fand die überschwengliche Sprache der patriotischen Leidenschaft nur in vereinzelten Kreisen Anklang. Um so lauter war der Widerhall in Norddeutschland. Das entlegene Koblenz wurde zwei Jahre lang die Hochburg der deutschen Presse: so nach Zufällen und Persönlichkeiten wechselte der Mittelpunkt des politischen Lebens in diesem Volke ohne Hauptstadt. Die erzürnten Franzosen nannten Görres die fünfte unter den verbündeten Großmächten, die Diplomaten der Hofburg zitterten vor ihm. Der „Rheinische Merkur“ ward bald noch mehr gelesen als vordem Schlözers Staatsanzeigen und gewann unter den gebildeten Klassen ein Ansehen, wie seitdem kein anderes deutsches Blatt; bei ausgebildetem Parteileben ist eine solche Machstellung einer einzelnen Zeitschrift unmöglich. Der Merkur diente den Patrioten aller Farben zum parlamentarischen Sprechsaale; jeder war willkommen, wenn er nur nicht französisch dachte; auch Stein und Gneisenau verschmähten nicht, Beiträge zu senden.

WIEDERHERSTELLUNGEN

Ebenso freudig wie die Bewohner der altpreußischen Provinzen empfingen die Hannoveraner, die Braunschweiger, die Kurhessen ihre wiederkehrende alte Herrschaft. Vor den Toren von Braunschweig prangte ein festlich geschmückter Tempel auf der Stelle, wo „Braunschweigs Welfe“ Friedrich Wilhelm vier Jahre zuvor mit seiner schwarzen Schar gelagert hatte. Die Hannoveraner fühlten sich wieder stolz als Großbritannier und begeisterten sich für den geisteskranken englischen König, der während einer halbhundertjährigen Regierung ihr Land niemals eines Besuches gewürdigt hatte. In Kassel zog der böse Kurfürst Wilhelm wieder ein, nachdem König Jerome zum zweiten Male geflohen war; die Bürger spannten ihm die Pferde vom Wagen ab und fuhren den Landesvater mit dem dicken Kropfe und dem langen Zopfe jauchzend vor das Schloß seiner Ahnen. Über seine Fürstentugend täuschte sich freilich das getreue Völkchen selber nicht; doch er war der angestammte

Herr, und was fragt die Liebe nach Gründen? Treffender als die untertänigen Federn der amtlichen Blätter drückte ein alter Bauer von der Schwalm die Familiengefühle dieser verkommenen kleinstaatlichen Welt aus in den unwiderleglichen Worten: „Und ob er schon ein alter Esel ist, wir wollen ihn doch wieder haben!“ Das große, mit dem Blute der verkauften hessischen Soldaten erworbene Vermögen des kurfürstlichen Hauses war während der Jahre des Exils in Frankfurt bei Amschel Rothschild verwahrt worden, der mit diesen Geldern die Weltmacht seiner Firma begründete, und der geizige Fürst hatte nicht das mindeste von seinen Schätzen aufgeopfert für die Befreiung Deutschlands. Trotzdem nahmen ihn die Verbündeten als einen wiedergefundenen Freund auf; die Gutmütigkeit König Friedrich Wilhelms wollte dem treulosen Nachbarn das zweideutige Spiel von 1806 nicht nachtragen, die Hofburg begünstigte grundsätzlich die dynastischen Interessen, und selbst Stein zeigte sich hier überraschend nachgiebig gegen die Wünsche des Partikularismus.

Als bald nach der Wiedereinsetzung begann in Hessen das unsinnige Regiment „der Siebenschläfer“: die jüngsten sieben Jahre mit allem, was „mein Verwalter Jerome“ geschaffen, sollten spurlos verschwinden. Auch über die welfischen Lande brach eine gehässige Wiederherstellung herein, die alle Schöpfungen der Fremdherrschaft unbesehen hinwegfegte, während Preußen in seinen wiedergewonnenen Provinzen mit verständiger Schonung verfuhr. Den militärischen Anforderungen der Koalition kamen die wiederhergestellten Kleinfürsten des Nordwestens mit der höchsten Saumseligkeit nach. Aus Oldenburg und Hannover rückten gar keine Truppen ins Feld; die Göttinger Studenten, die sich als Freiwillige stellten, wurden von der welfischen Adelsregierung barsch abgewiesen. Der hessische Landverderber begann zwar sogleich wieder seine altgewohnte Soldatenspielerei und beglückte die Hessen durch den Kriegsorden vom Eisernen Helm, da ja die Preußen ihr Eisernes Kreuz hatten; jedoch die Ausrüstung der Landwehr ging sehr langsam vonstatten, unter fortwährendem gehässigen Zanke mit der Zentralverwaltung, also daß

Stein zornig rief: Geben Sie mir Kanonen, mit Vernunftgründen ist bei dem nichts anzufangen! Der hessische Landsturm ward erst im April 1814 einberufen, als Paris bereits erobert war.

Warmen Eifer für die deutsche Sache zeigten unter allen Fürsten des Nordwestens nur die kleinen mediatisierten Herren — weil sie hofften sich durch ihren Kriegsmut ihre Kronen zurückzugewinnen. Im Schlosse zu Anhalt stickten die zarten Hände der Prinzessinnen bereits an der Fahne, welche der Kriegsmacht der Salm-Salmischen Nation zum Kampf und Sieg voranleuchten sollte; da drohte General Bülow, er werde alle westfälischen Kleinfürsten verhaften, wenn sie sich unterständen, wieder als regierende Herren aufzutreten. Glücklicher als diese Mediatisierten waren die Hansestädte. Schon am 5. November versammelte sich eigenmächtig der alte Bremische Senat, dann wurde die Wiederherstellung der alten Republik feierlich ausgerufen und der kluge Smidt in das Hauptquartier nach Frankfurt gesendet. Der gewandte Diplomat bewog sofort die Hamburger und Lübecker, ebenfalls Abgeordnete an die Monarchen zu senden, und verstand die österreichischen Staatsmänner so geschickt zu behandeln, daß sie ihr Mißtrauen gegen alles republikanische Wesen überwandten. Preußen hatte schon in den Friedensverhandlungen in Prag die Unabhängigkeit der Hansestädte gefordert, und wie konnte man Hamburg als eine feindliche Stadt behandeln, da die hamburgische Bürgergarde, geführt von dem tapferen Mettlerkamp, schon seit Monaten in den Reihen der Nordarmee kämpfte? Die drei Städte erhielten die Zusage der Wiederherstellung, und durch Steins Schuld wurde noch eine vierte Republik in das neue monarchische Deutschland eingeführt, die alte Krönungsstadt Frankfurt. So verschroben und hoffnungslos lagen bereits die deutschen Dinge, daß der stolze Vorkämpfer der nationalen Einheit sich mit Eifer und Erfolg für die Wiederaufrichtung eines lebensunfähigen Stadtstaates verwendete. Der Reichsritter hegte von jeher eine Vorliebe für das reichsstädtische Leben und wollte um jeden Preis die schöne Mainstadt erretten vor den benachbarten Rheinbundsfürsten, die

schon allesamt ihre gierigen Hände nach der reichen Beute ausstreckten.

DIE FÜRSTEN-AMNESTIE

Diese Rheinbündner drängten sich nach der Entscheidung geschäftig an die Verbündeten heran. Wieder wie einst in Rastatt, Paris, Posen bettelte Deutschlands hoher Adel um die Gnade der Sieger und diesmal brauchte er kein Geld zur Handsalbe zu geben. Als Kaiser Franz in Frankfurt einzog, begrüßte ihn das jauchzende Volk als den Herrscher Deutschlands; der Name „unser Kaiser“ übte wieder seinen mächtigen Zauber auf die deutschen Herzen. Er aber wollte von „diesem unbedeutenden Titel“ nichts hören; „auf solche Weise“ — gestand Metternich einem französischen Unterhändler — „gehört uns Deutschland noch mehr als früher“. Die Beherrschung des Deutschen Bundes durch eine dem Hause Österreich ergebene Fürstenmehrheit war das nächste Ziel der deutschen Politik der Hofburg. Darum blieb Metternich unerbittlich gegen die Mediatisierten; er erkannte richtig, daß die Freundschaft dieser alten Parteigenossen Österreichs wenig mehr bedeutete, seit die geistlichen Fürstentümer verschwunden waren, und wendete sein Wohlwollen ihren glücklichen Erben, den rheinbündischen Fürsten zu. Ebenso dachten alle fremden Höfe, denn sie alle wünschten Deutschlands Schwäche und waren zudem mit den Kleinkönigen verschwiegert und vervettert. Über diese durchlauchtigen Familienverbindungen sprach sich der Zar in Frankfurt offenherzig aus, als er einmal in einem unbewachten Augenblicke zu Stein sagte: „Woher sollte ich Gemahlinnen für meine Großfürsten bekommen, wenn alle diese kleinen Fürsten entthront würden?“ Zornig fuhr der Freiherr heraus: „Das habe ich freilich nicht gewußt, daß Ew. Majestät Deutschland als eine russische Stuterei betrachten.“ Gleich ihm erwarteten alle preußischen Generäle eine kräftige Abstrafung des Rheinbundgesindels, wie Blücher sich ausdrückte. Yorck ließ nach dem Einmarsch in Wiesbaden

sogleich die nassauischen Wachposten abziehen und gab einem Kammerherrn, der ihn fragte, ob er denn Seine Hoheit entthronen wolle — die barsche Antwort: „Noch habe ich keinen Befehl dazu.“

Im Frankfurter Hauptquartiere aber trug man die reumütigen Rheinbundsfürsten auf den Händen und feierte den Bayern Wrede, von wegen der Hanauer Niederlage, wie einen ruhmgekrönten Feldherrn. Unter den größeren Fürsten des Rheinbundes wurde, außer den beiden Napoleoniden, allein der Fürstprimas Dalberg entthront, keineswegs wegen seines unwürdigen Verhaltens, sondern weil er nicht fürstlichen Blutes und Eugen Beauharnais zu seinem Nachfolger bestimmt war. Mit ihm fiel sein Vetter, der Fürst von der Leyen; auch den Fürsten von Isenburg mußte Österreich dem Zorne König Friedrich Wilhelms opfern, da er aus preußischen Deserteuren und Vagabunden ein französisches Regiment gebildet hatte. Jene kleinen westfälischen Rheinbundsfürsten, welche Napoleon erst vor drei Jahren entthront hatte, erlangten ihre Kronen nicht wieder, da niemand sich ihrer annahm. Man hielt sich an das bequeme *beati possidentes*¹⁰⁷, nahm alle zu Gnaden auf, die im Augenblicke noch regierten. Zufall, Gunst und Laune hatten zwei Dutzend von den zahllosen Staatsgewalten des Heiligen Reichs durch die Stürme des napoleonischen Zeitalters hindurchgerettet; dieselbe Willkür entschied jetzt über ihren Fortbestand. Die Fürstenberg und Hohenlohe blieben mediatisiert, die Reuß und Bückeburg behielten ihre Throne; den Verrätern am Vaterlande aber ward die im Dienste des Landesfeindes erworbene schimpfliche Beute erhalten.

Schon auf dem Marsche nach Frankfurt hatte Metternich mit Württemberg abgeschlossen. Der Vertrag von Fulda vom 2. November war dem Rieder ähnlich, nur wurde, aus Rücksicht auf Preußen, ein Vorbehalt zugunsten des künftigen Deutschen Bundes eingeschaltet. König Friedrich trat in die Koalition ein und behielt seine Souveränität sowie seine Besitzungen „unter der Garantie der politischen Beziehungen, welche sich ergeben werden aus den Anordnungen, die beim künftigen Frieden zur Herstellung und Sicherung der Unab-

hängigkeit und Freiheit Deutschlands getroffen werden sollen“. Das einzige Klare in diesen nichtssagenden gewundenen Sätzen war die Zusage der Souveränität und des Besitzstandes. Auf Steins Andringen wurde sodann für die Akzessionsverträge der übrigen Mittelstaaten eine etwas bestimmtere Klausel, die freilich noch immer unklar genug blieb, verabredet. Baden, Darmstadt, Nassau, Kurhessen mußten versprechen, sich den Pflichten zu fügen, welche die für die Unabhängigkeit Deutschlands notwendige Ordnung erfordern würde, sowie die für den obigen Zweck notwendigen Gebietsabtretungen gegen volle Entschädigung zu ertragen. Doch was wog dies Versprechen, da auch ihnen Besitzstand und Souveränität verbürgt wurde? Hardenbergs dualistische Hoffnungen verloren damit jeden Boden, desgleichen sein Plan, das befreundete Österreich am Oberrheine anzusiedeln; zugleich ward das deutsche Gebiet, das für Preußens Entschädigung verfügbar blieb, mit jedem neuen Akzessionsvertrage kleiner. Der Staatskanzler war voll Unmuts, aber nachdem er einmal der Hofburg den Vortritt bei den süddeutschen Verträgen eingeräumt hatte, konnte er dem Unheil nicht mehr wehren. Und trotz so vieler bitterer Erfahrungen kam der Vertrauensvolle über die Absichten des Wiener Hofes noch immer nicht ins klare. Er beklagte lebhaft die „fehlerhafte, ganz törichte, übereilte Art“ jener Verhandlungen und erkannte nicht, daß Metternich keineswegs aus leichtsinniger Gutmütigkeit fehlte, sondern vielmehr geschickt und folgegerecht das bereits in Teplitz ausgesprochene Ziel der Selbständigkeit aller deutschen Fürsten verfolgte.

Sechs Wochen nach der Entscheidungsschlacht waren die Fürstenrevolutionen von 1803 und 1806 durch eine große Amnestie gesühnt, Frankreichs deutsche Vasallen allesamt in die große Allianz aufgenommen. Einzelne der kleinen norddeutschen Fürsten freuten sich ehrlich der Erlösung vom fremden Joche, keiner aufrichtiger als Herzog Karl August. Der weimarische Hof war auch während dieser argen Jahre eine Heimstätte deutschen Geistes geblieben; Napoleon selbst hatte die fürstliche Haltung der Herzogin bewundert, als sie ihm nach der

Jenaer Schlacht stolz und würdig entgegentrat. Ihr aber blieb ein tiefer Abscheu gegen den Imperator; sie erriet, wie Luise von Preußen und Karoline von Bayern, mit dem sicheren Instinkt des edlen Weibes den Zug der Gemeinheit in dem Wesen des großen Mannes. Wie sie empfand ihr Gemahl; die Franzosen wollten dem leichtlebigen, lustigen Herrn nichts Arges zutrauen und ahnten nicht, daß er jahrelang mit den preußischen Patrioten in geheimem Verkehr stand. Sobald er die Hände wieder frei hatte, trat er als russischer General in das Heer der Verbündeten ein und sagte traurig über seinen noch immer hoffnungslos verstimmtten Freund Goethe: „Laßt ihn, er ist alt geworden!“

DIE SÜDDEUTSCHE HALTUNG

Ganz anders war die Stimmung der süddeutschen Höfe. Sie taten nur, was sie nicht lassen, und ließen nur, was sie nicht tun durften. Unverhohlen sprach Montgelas seinen Groll aus wider „die fatale Deutschheit“. Der württembergische Despot verbot bei Festungsstrafe alle politischen Gespräche, entließ sofort den bei Leipzig übergegangenen General und herrschte einen seiner Landvögte, der sich im deutschen Sinne ausgesprochen hatte, mit der Weisung an: „Es ist die Pflicht eines jeden guten Dieners, nur die Sache, für welche sich sein Souverän erklärt hat, als die wahre gute Sache anzusehen.“ Von seinem Besuche im Frankfurter Hauptquartier kehrte er sehr unwirsch heim. Keinen Fetzen nachbarlichen Landes hatten ihm die Verbündeten zum Lohne für den Fahnenwechsel gewährt, wieviel einträglicher war doch der Dienst des Imperators gewesen! Sofort trat er wieder in geheimen verräterischen Verkehr mit dem freigebigen Protektor. Auch in Baden währte es eine geraume Weile, bis die Karlsruher Staatszeitung statt des gewohnten „Seine Majestät der Kaiser“ erst „Napoleon“ und endlich „der Feind“ schrieb; als der Übertritt unvermeidlich wurde, sprach Großherzog Karl dem Protektor noch sein lebhaftes Bedauern aus. Napoleon aber verstand seine Leute zu behandeln, er

schwor, im Falle der Rückkehr ihre Länder zu verwüsten, wie einst Ludwig XIV. die Pfalz. Mit geballter Faust und einem grimmigen: „Du sollst mir's bezahlen, mein Fürst!“ schied sein Gesandter Vendeuil von dem Großherzog Ludwig von Darmstadt, als dieser das Bündnis aufkündigte.

Die Drohungen des Imperators verfehlten ihren Zweck nicht, sie lähmten die Tatkraft auch der besser gesinnten Rheinbundsfürsten. Eine Volksbewaffnung nach preussischer Weise war in der Mehrzahl dieser Länder ohnehin unmöglich, da die Gewalthaber ihrem eigenen Volke nicht trauten. In Bayern wurden die Freiwilligen von den Behörden mit Hohn heimgeschickt. In Württemberg wollte der König weder Freiwillige noch eine Landwehr dulden; die Bildung des Landsturms benutzte er nur als einen willkommenen Vorwand, um seine Untertanen zu entwaffnen und bei Zuchthausstrafe die Einlieferung aller Gewehre anzubefehlen. Niemand war bei diesen Höfen schlimmer verrufen als Stein; wußten sie doch, daß der Freiherr in Frankfurt soeben beantragt hatte, ihre Regierungsgewalt vorläufig zu suspendieren. Auch die trefflichen Männer, die er in seiner deutschen Zentralverwaltung anstellte, hießen bald allesamt moskowitzische Jakobiner: die Preußen Friesen und Eichhorn, der Russe Turgeniew, der Leiter des Hospitalwesens Graf Solms-Laubach, der Organisator der Volksbewaffnung Rühle von Lilienstern. Tagaus, tagein versuchten der partikularistische Dünkel und die Niedertracht der süddeutschen Kabinette die Wirksamkeit der Zentralverwaltung zu durchkreuzen, Montgelas bedrohte Steins Beamte mit Ausweisung, als sie sich von dem Zustande der bayrischen Lazarette überzeugen wollten. Friedrich von Württemberg weigerte sich, „ausländische“ Verwundete in seine Hospitäler aufzunehmen; als die Österreicher ihre Kranken aus dem überfüllten Villingen nach Rottweil hinüberbrachten, ließen die württembergischen Behörden die Jammernden auf der Straße liegen, bis man mit Gewalt die Türen des Krankenhauses öffnete. So erprobte sich die bundesfreundliche Gesinnung jener Höfe, denen Österreich bedingungslos die Souveränität zurückgab. Stein selber

meinte jetzt traurig, man tue besser, die Verhandlungen über Deutschlands Verfassung bis zum Frieden zu vertagen, sonst könne die lockere Koalition sich leicht ganz auflösen. Um aber die Nation über die Denkweise ihrer Gewalthaber zu belehren, ließ er seinen treuen Eichhorn eine Schrift über die Zentralverwaltung veröffentlichen, welche ohne Umschweife die Sünden der Kleinkönige aufdeckte. Seitdem kannte der Haß der rheinbündischen Höfe gegen das preußische Deutschtum keine Grenzen mehr.

Auch das Volk des Südens wurde von dem Sturme der Begeisterung, der über Norddeutschland dahinbrauste, nur obenhin berührt, obgleich sich überall ehrlicher Wille zeigte und viele junge Männer aus den gebildeten Ständen auf Steins und Görres' Worte schworen. So tief wie in Preußen hatte der Haß gegen die Fremdherrschaft hier niemals Wurzeln schlagen können, denn hier war kein verlorener Ruhm zurückzugewinnen. Als die Stunde der Befreiung schlug, taten zwar die meisten ihre Schuldigkeit, doch ein starker kriegerischer Tatendrang, der die böswilligen Regierungen mit fortgerissen hätte, zeigte sich nirgends. Nichts bezeichnender als Rückerts Lied für die Koburger Landwehr: „Man hat uns eh' gerufen nicht, sobald uns aber rief die Pflicht, war'n wir bereit zu gehn!“ Ruh' und Frieden war nach dem Jammer dieser endlosen Kriegszeit der allgemeine Wunsch. Im Mannheimer Theater wurde, bei einer festlichen Aufführung zum Besten der Volksbewaffnung, das Schillersche Reiterlied gesungen mit der zeitgemäßen, von dem wackeren jungen Patrioten A. von Dusch verübten Verschönerung:

Und setzet ihr nicht die Ruhe ein,
Nie wird euch die Ruhe gewonnen sein.

Leider führte auch der weitere Verlauf des Krieges Nord- und Süddeutsche einander nicht näher. Das einzige süddeutsche Generalgouvernement der Zentralverwaltung, das Frankfurter, wurde, den dualistischen Plänen Hardenbergs entsprechend, österreichischen

Beamten und Offizieren übergeben; im Elsaß rissen die Bayern eigenmächtig die provisorische Verwaltung an sich, ohne nach Stein zu fragen. Treue Waffenbrüderschaft verband die Russen und die Preußen nach so vielen gemeinsamen Siegen. Die russischen Truppen vergötterten den König Friedrich Wilhelm, der sie in ihrer Muttersprache anzureden wußte, und ihren Marschall Vorwärts; ein preußischer Soldat blickte zwar nur mit gemäßigter Hochachtung auf den russischen Leutnant, der von seinem Major vor der Front gehorfeigt wurde, doch die Tapferkeit der Mannschaften schätzte er hoch. Von den bayrischen und württembergischen Regimentern dagegen hörte er wenig, da sie, den Verträgen gemäß, der österreichischen Armee zugeteilt wurden; nur die badische Garde focht mit der preußischen vereinigt. So konnte, zum Unheil für Deutschland, ein lebendiges Gefühl der Kameradschaft zwischen den Preußen und den Truppen der Kleinstaaten sich nicht bilden, die gehässigen Erinnerungen aus den blutigen Schlachten des Sommerfeldzugs blieben unvergessen. Ein eigener Unstern wollte, daß die kleinen Kontingente an dem Kriegsruhmee der Verbündeten geringen Anteil gewannen. Ein großer Teil von ihnen wurde zur Einschließung von Mainz und in dem tatenarmen flandrischen Festungskriege verwendet; die Freiwilligen des sächsischen Banners bekamen den Feind nie zu sehen. Die Bayern und Württemberger zogen zwar mit gen Paris und schlugen sich mit ihrer gewohnten Tapferkeit, jedoch einen glänzenden Sieg, der die Triumphe von Regensburg, Wagram und Borodino verdunkelt hätte, errangen sie nicht. Darum behauptete der Stern der Ehrenlegion nach wie vor sein Ansehen unter den Veteranen der Mittelstaaten. Die Bauern in Franken und im Schwarzwalde, die noch immer viel vom Erzherzog Karl und den Feldzügen der neunziger Jahre erzählten, wußten von diesem Kriege wenig. Der rückhaltlose Einmut einer allgemeinen Erhebung war den Deutschen auch jetzt noch nicht beschieden. Erst in weit späteren Tagen erregten die historische Wissenschaft und der endlich erwachte Einheitsdrang unter den Süddeutschen eine nachträgliche Begeisterung für

die mechanische Gleichgewichtslehre der alten Barrierenpolitik nicht hinaus. Ihm genügte vollauf, wenn eine Handvoll willkürlich gebildeter Kleinstaaten zwischen das streitlustige Frankreich und die Ostmächte eingeschoben und also die Reibung der großen politischen Massen durch einige Polsterkissen abgeschwächt wurde; war doch sein Haus Österreich der natürliche Feind jeder kräftigen nationalen Staatsbildung. Der englische Bevollmächtigte im Hauptquartiere, Lord Aberdeen, folgte in allen kontinentalen Fragen blindlings der Ansicht Metternichs und meinte, dem englischen Interesse sei genug geschehen, wenn nur Hannover und die Niederlande wiederhergestellt würden. Zum Glück hatte er keine genügende Vollmacht. Daher wurde Pozzo di Borgo nach London gesandt, um die Zustimmung des Prinzregenten einzuholen, während St. Aignan in Paris seinem Kaiser die Friedensvorschläge Metternichs unterbreiten sollte.

Indessen kam Stein nach Frankfurt, den die österreichischen Staatsmänner bisher in Leipzig zurückgehalten hatten, und trat alsbald mit flammendem Eifer für die Fortsetzung des Krieges ein. Es gelang, den Zaren, dann auch den König zu gewinnen. Napoleons Stolz konnte sich nicht entschließen, sofort auf die übergünstigen Vorschläge Österreichs einzugehen. Als er sich endlich zu den Friedensverhandlungen bereit erklärte — freilich unter dem Vorbehalte, daß die Kleinstaaten Deutschlands und Italiens keiner Oberherrlichkeit irgendwelcher Art unterworfen werden sollten — da war im Hauptquartiere bereits der Entschluß gefaßt, zwar die Unterhandlungen nicht abubrechen, doch gleichzeitig den Krieg weiterzuführen. Damit hatte Stein gewonnenes Spiel; denn jeder neue Waffenerfolg der Verbündeten mußte unvermeidlich die Friedensbedingungen verschärfen. Die Zuversicht wuchs von Tag zu Tag, und bald galt es ohne förmliche Abrede als ausgemachte Sache, daß man nunmehr mindestens einen Teil des linken Ufers, etwa die Grenzen von 1792, zurückfordern werde. Die Kriegspartei triumphierte. Als Blücher in Frankfurt von dem Staatskanzler Abschied nahm, sagte er auf die Frage: „Wo werden wir uns

wiedersehen?“ mit seinem fröhlichsten Lachen: „Im Palais Royal!“

Die Worte und Taten des großen Hauptquartiers ließen freilich von solcher frischen Entschlossenheit nichts erkennen. Das Manifest vom 1. Dezember, das den Franzosen den bevorstehenden Angriff ankündigte, schien geradezu darauf berechnet, den französischen Hochmut, der die Welt seit zwei Jahrzehnten nicht zur Ruhe kommen ließ, auf das Äußerste zu steigern. Mit schmeichelnden Worten, derengleichen noch nie in einer Kriegserklärung vorgekommen, entschuldigten die Verbündeten ihr Unternehmen: sie wollten nicht Frankreich bekriegen, sondern die Übermacht Napoleons, sie wünschten, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei und versprachen dem französischen Staate einen größeren Gebietsumfang, als er jemals unter seinen Königen gehabt, denn eine tapfere Nation dürfe darum noch nicht von ihrer Höhe herabsinken, weil sie in einem heldenhaften Kampfe unglücklich gewesen sei!

Klänglich, mattherzig wie diese Worte war auch der von Duca und Langenau ausgeklügelte Kriegsplan. Vergeblich verteidigte Gneisenau die damals noch neue Ansicht, daß dieses zentralisierte Frankreich nur in seiner Hauptstadt ganz besiegt werden könne. Die k. k. Kriegstheoretiker hatten auf der Landkarte das Plateau von Langres entdeckt, jene bescheidene Bodenerhebung an den Grenzen Hochburgunds, welche die Wasserscheide dreier Meere bildet; sie nahmen an, daß auch Napoleon bei seinen Feldzügen sich durch die Erwägungen geographischer Gelehrsamkeit bestimmen lasse, und mithin eine Demonstration, „eine Winterbewegung“ gegen diese merkwürdige Hochebene den Imperator zum Frieden zwingen werde. Im Dezember setzte sich die große Armee langsam in Bewegung, um auf dem ungeheuren Umwege durch Baden, das Elsaß und die Schweiz nach Langres zu gelangen. Die Hofburg verfolgte dabei zugleich politische Nebenzwecke; sie dachte in der Schweiz das alte aristokratische Regiment herzustellen und den Feind zur Räumung des italienischen Kriegsschauplatzes, der ihr ungleich wichtiger war als der französische, zu nötigen. Ihre Strategen recht-

fertigten die unnatürliche Künstelei dieses Kriegsplanes, der die Übermacht der Verbündeten willkürlich von der geraden und sicheren Siegesstraße ablenkte, mit der wundersamen Behauptung: auf diese Weise gewinne man den Beistand der Armee Wellingtons, die im äußersten Südwesten Frankreichs, nahe den Pyrenäen, stand. Die lästigen Stürmer und Dränger des schlesischen Heeres wollte Langenau durch die Belagerung von Mainz beschäftigen und dem Kriegsschauplatze fernhalten. Erst nach langem, heftigem Streite erwirkte sich Blücher die Erlaubnis, am Mittelrhein die französische Grenze zu überschreiten; von da sollte er durch die Saarlande und Lothringen ebenfalls jene wunderbare Hochebene zu erreichen suchen, wo man sein Wasser nach drei Meeren zugleich abschlagen konnte — wie der derbe Lagerwitz der erbitterten Schlesier spottete.

Also gewährte die Unfähigkeit einer altväterlichen Politik und Strategie dem Imperator abermals eine Möglichkeit der Rettung. Sie schenkte ihm drei Monate Frist, um ein neues Heer zu schaffen, und berechnete ihre Kriegspläne auf das behutsame Vermeiden jeder durchschlagenden Entscheidung. Mochten immerhin Lainé und einige andere mutige Männer in dem zahmen gesetzgebenden Körper jetzt ihre Stimme erheben und den Unwillen des Landes über die endlosen Kriege aussprechen, der Despot herrschte sie mit verächtlichen Worten an. Noch galt der Wahlspruch des Kaiserreichs: Die Herrschaft der Schwätzerei ist zu Ende! Napoleon förderte seine Rüstungen mit der alten Umsicht und rechnete zugleich auf den Erfolg der diplomatischen Verhandlungen, auf den Zerfall der lockeren Koalition. Wiederholt ließ er den Staatsmännern der Hofburg sagen, ein großer Sieg liege nicht im Interesse Österreichs, könne leicht das europäische Gleichgewicht zum Nachtheile für Österreich verschieben. Keine Rede von Nachgiebigkeit. „Die alten Grenzen“, schrieb er an Caulaincourt, „wären eine Erniedrigung für Frankreich; alle unsere Eroberungen wiegen nicht auf, was Preußen, Österreich, Rußland, England während der letzten Jahrzehnte gewonnen haben.“ Seine Unterhändler sollten

ihre Friedensvorschläge „so unbestimmt als möglich halten, denn wir haben alles von der Zeit zu gewinnen“!

DIE BEFREIUNG HOLLANDS

Währenddem fielen einige der Festungen des Nordostens, die von den Franzosen allesamt mit ehrenhafter Ausdauer verteidigt wurden, so Danzig und Torgau. Am 13. Januar wurde Wittenberg von den Truppen Taubentziens erstürmt nach einer schweren Beschießung, die der junge Bardeleben umsichtig leitete; es war der einzige einigermaßen großartige Belagerungskampf in diesem schlachtenreichen Kriege. Ungleich wichtiger ward die Eroberung von Holland. Da Bernadotte schon im November von Hannover aus gegen Dänemark zog, um seine norwegische Beute in Sicherheit zu bringen, so machte sich Bülow von dem verhaßten Oberfeldherrn los, brach aus Westfalen in die Niederlande ein, und sofort erfuhr die Welt wieder, was die Nordarmee vermochte, wenn man sie frei gewähren ließ. General Oppen erstürmte das feste Doesborgh, das Kolbergische Regiment und die Königin-Dragoner, die alten Ansbach-Bayreuther, flochten sich ein neues Blatt in ihren Lorbeerkranz. Dann ward auch Arnheim mit stürmender Hand genommen, der Übergang über den Rhein und die Maas erzwungen, Herzogenbusch mußte seine Tore öffnen, und abermals, wie in den Tagen des Großen Kurfürsten, war Frankreichs Machtstellung in den Niederlanden durch Preußens Waffen in Stücke geschlagen. Erst vor den Mauern von Antwerpen kam Bülows reißender Siegeszug ins Stocken. Hier befehligte Carnot; der unbeugsame Republikaner hatte seinen Parteihaß hochherzig bezwungen um des Vaterlandes willen und behauptete sich in dem wichtigen Platze standhaft bis zum Friedensschlusse.

Die klugen Holländer verstanden das Glück an der Locke zu fassen. Die Mitglieder der alten Aristokratie, die Altregenten, hatten schon seit Jahren die Wiederherstellung des Staates vorbereitet. Auf ihren Wink erhob sich das Volk von Amsterdam, sobald die ersten

Kosakenschwärme sich an der Grenze zeigten, und hißte die Orangeflagge auf (15. November). Die französischen Beamten flohen, die Truppen zogen sich in die festen Plätze zurück. Die Altregenten bildeten eine provisorische Regierung und riefen den Prinzen von Oranien zurück. Überall erklang das alte „Oranje boven!“ und das neue: „Met Willem komt de vrede“! So konnte denn das unkriegerische Handelsvolk mit einigem Scheine behaupten, das Land habe sich selbst befreit, obgleich die Blutarbeit der Eroberung allein den Preußen und Russen überlassen wurde.

Da jedermann wußte, daß Österreich sich Belgiens zu entledigen wünschte, so war der Plan, die beiden Hälften der alten Niederlande zu vereinigen, bereits mehrmals während der Koalitionskriege besprochen worden; schon im Jahre 1794 hatte der Ratspensionär v. d. Spiegel diesen Vorschlag verteidigt. Der Gedanke lag in der Luft, er ergab sich von selbst aus dem Ideengange jener alten diplomatischen Schule, die ohne Verständnis für das historische Leben ihre Staatengebilde allein nach den Rücksichten der geographischen Lage und Abrundung zurechtzuschneiden pflegte. Mit Eifer nahm die englische Handelspolitik jetzt den alten Gedanken auf. Die Briten hatten das holländische Kolonialreich erobert und wollten aus der reichen Beute die für die indische Herrschaft wichtigsten Plätze, Ceylon und das Kap, mitsamt der holländischen Flotte und einem Teile von Guyana behalten. Nach den Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts war das herrenlose Deutschland selbstverständlich verpflichtet, den Holländern diesen Verlust zu ersetzen; die Befestigung der englischen Seeherrschaft sollte durch den burgundischen Kreis des deutschen Reichs bezahlt werden. Und wie nun überall die gute alte Zeit zurückzukehren schien, so lebten auch die wilhelminischen Überlieferungen, die Erinnerungen an das langlebige Bündnis der beiden Seemächte wieder auf. England gedachte in den verstärkten Niederlanden einen zuverlässigen Bundesgenossen, in dem Antwerpener Hafen einen wohlgedeckten Brückenkopf für seine Festlandskriege zu finden; man hoffte durch die Verheiratung des Erbprinzen von Oranien

mit der Erbin der englischen Krone diesen Bund noch fester zu begründen. Die Angst vor dem jakobinischen Geiste des preußischen Heeres bestärkte das Torykabinett in solchen Anschauungen: diese „exaltierte“ kriegerische Macht mußte um des Friedens willen durch einen friedfertigen Handelsstaat von dem unruhigen Frankreich abgetrennt werden.

So geschah es, daß die englischen Staatsmänner die Herstellung der Vereinigten Niederlande rührig wie eine britische Angelegenheit betrieben; sie zeigten noch mehr Eifer dafür als für die Vergrößerung des hannoverschen Welfenreichs. Schon seit dem Frühjahr 1813 stand das Londoner Kabinett mit dem Prinzen von Oranien in Verbindung und suchte die europäischen Höfe von der Notwendigkeit des oranischen Gesamtstaates zu überzeugen. In der diplomatischen Welt galt das neue Königreich so gänzlich als eine britische Schöpfung, daß man von jedem Landstriche, der an die Niederlande kam, kurzab zu sagen pflegte: „Dies Gebiet wird englisch.“ Ein gewandter Kaufmann pflegt, wenn er den Käufer um die Hälfte des Preises übervorteilt, heilig zu beteuern, daß er nur aus persönlicher Verehrung für den Kunden den Handel schließe. So hat auch die englische Handelspolitik immer verstanden, ihre Absichten hinter großen Worten von Freiheit und Gleichgewicht zu verbergen. Sie wollte ihrem niederländischen Schützling die Hälfte seiner Kolonien vorenthalten; Lord Castlereagh aber erklärte stolz, sein Staat sei hochherzig bereit, einen Teil seiner Eroberungen herauszugeben, er könne jedoch dies Opfer nur bringen, wenn die Niederlande auf dem Festlande vergrößert und also in den Stand gesetzt würden, den zurückgewonnenen Teil ihres Kolonialreichs gegen Frankreich zu verteidigen. England beraubte die Niederlande jenes überseeischen Besitzes, worauf ihre alte Machtstellung beruht hatte, und beanspruchte dann noch den Dank Europas für seine Großmut. Das neue niederländische Reich war „an arrangement for an European object“; nur um die Rheinlande vor Frankreich zu sichern, sollte Deutschland wieder einige seiner alten Reichslande verlieren. Zugleich wurde mit begeisterten Worten der Heldenmut der Holländer gepriesen; Europa

war verpflichtet, den noble élan dieses Volkes zu belohnen. Das englische Märchen ward mit solcher ausdauernden Ernsthaftigkeit wiederholt, daß man im großen Hauptquartier schließlich daran glaubte und die Phrase von „Hollands Verdiensten um Europa“ in das Wörterbuch der Diplomatie aufnahm.

Durch Bülow's Siegeszug kam der preußische Hof zum ersten Male während dieses Krieges in die günstige Lage zu bieten, nicht bloß zu bitten; er konnte jetzt dem englischen Kabinett erklären, über diese durch Preußen miteroberten Lande dürfe erst verfügt werden, wenn England eine bindende Zusage für die Einverleibung Sachsens gäbe. Aber dieser Gedanke kam gar nicht zur Sprache, da das preußische Kabinett selber durchaus beherrscht war von jener Gleichgewichtspolitik, worauf Englands niederländische Pläne fußten. In allen Entwürfen Hardenbergs wurde als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Schweiz und die Niederlande in der Regel den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich behüten, im Falle des Krieges den ersten Anprall der französischen Angreifer aushalten müßten; erst in zweiter Linie sollten Österreich und Preußen den Kampf aufnehmen. Die Vergrößerung der Niederlande schien um so mehr im deutschen Interesse zu liegen, da Hardenberg noch zuversichtlich hoffte, Holland und die Schweiz durch ein föderatives Band — als „Bundesverwandte“, wie man zu sagen pflegte — mit Deutschland zu verketteten. Zudem ward der den Hohenzollern so nahe verwandte Prinz von Oranien bei Hofe fast wie ein Mitglied des königlichen Hauses angesehen, obgleich die Offiziere ihm die schimpfliche Kapitulation von Erfurt nicht verziehen. Er hatte wegen seiner Teilnahme am Kriege von 1806 Land und Leute verloren; es schien Ehrenpflicht, ihn reichlich zu belohnen. Daher ging Hardenberg kaum minder lebhaft als die englischen Staatsmänner für die oranische Sache ins Zeug; er umarmte unter Freudentränen den niederländischen Gesandten Gagern, als die Nachricht von der Eroberung Hollands kam. Die Bildung dieses Zwischenstaates erschien in den Augen der europäischen Höfe als ein Erfolg der preußischen Politik, keineswegs als ein Rechts-

titel, kraft dessen Preußen neue Forderungen stellen durfte.

Hier liegt ohne Zweifel der zweite große Fehler der Politik Hardenbergs; doch diese niederländischen Träume sind, wie jene Pläne des deutschen Dualismus, die Schuld nicht eines Mannes, sondern des gesamten Zeitalters. Lange bevor man auf die Eroberung des linken Rheinufers zu hoffen wagte, hatte Stein schon den verstärkten niederländischen Staat als eine europäische Notwendigkeit gefordert, und jedermann stimmte bei. Nachher, da die Ländergier des Oraniers sich allzu dreist herauswagte, sind wohl manchem Zweifel aufgestiegen. Der Rheinische Merkur beklagte, daß „der am wenigsten kriegerische deutsche Stamm“ mit der Grenzhut betraut werden solle, und selbst Castlereagh fragte in seinen Briefen einmal bedenklich, ob dies Handelsvolk seiner europäischen Aufgabe genügen könne. Ludwig Vincke, der von seiner teuren roten Erde aus die niederländischen Dinge lange beobachtet, sagte voraus, dies willkürlich ausgeklügelte Staatsgebilde müsse untergehen; in den Niederlanden selbst erwachte sofort wieder der alte Groll, der die katholischen Belgier und die protestantischen Holländer seit einem Vierteljahrtausend getrennt hielt. Die deutsche Diplomatie aber blieb von solchen Bedenken unberührt. Hardenberg brachte der englischen Politik ein unbeschränktes Vertrauen entgegen. Nach der Einnahme von Antwerpen genehmigte er sofort, daß die dort im Hafen von den Preußen und Russen erbeuteten Kriegsschiffe nach England entführt wurden. Für die Seemacht fehlte der deutschen Politik noch jedes Verständnis; niemand hat auch nur die Frage aufgeworfen, ob nicht jene köstliche Beute den Stamm einer preußischen Flotte bilden könne.

Der Prinz von Oranien, also mit Geschenken verschwenderisch überschüttet, fand sich noch immer nicht genug belohnt für seine unbekannten Verdienste um Europa, entwarf mit unbeschämter Stirn neue Vergrößerungspläne: bald sollte ein linksrheinisches Königreich Neu-Burgund bis zur Mosel und Nahe, bald ein rechtsrheinisches Groß-Nassau von Düsseldorf bis Biebrich in den unersättlichen Schlund seines Hauses fallen.

Das Volk am Rhein, ermüdet durch den Druck der napoleonischen Präfekten, versprach sich goldene Berge von den reichen Holländern, fürchtete die militärische Strenge der Preußen. Gegen diese Befreier seines Landes hegte der Oranier, gleich seinen britischen Gönnern, ein tiefes Mißtrauen. Fast auf jedem Blatte des englisch-niederländischen Depeschenwechsels wird die Besorgnis ausgesprochen, daß nur Preußen nicht Luxemburg erhalte, nicht durch eine starke rheinische Provinz „erdrückend“ auf die Niederlande wirke, denn die „preußische Schlaueit wird sich schwerlich mit Wärme an die englische Ehrlichkeit anschließen“. Von dieser feindseligen Gesinnung der welfisch-oranischen Staatsmänner ahnte Hardenberg nichts, vielmehr förderte er die oranische Sache wie seine eigene und zeigte sich sogar bereit, einige rein deutsche Striche am Niederrhein dem niederländischen Gesamtstaate zu überlassen.

DIE SÄCHSISCHE FRAGE

Erst nachdem die Eroberung des linken Rheinufers beschlossen war, konnte das preußische Kabinett einen bestimmten Plan für die Wiederherstellung der Monarchie aufstellen, denn jetzt erst ließ sich übersehen, welche deutschen Gebiete für Preußen frei wurden. Ungesäumt benutzte der Staatskanzler die Gunst des Augenblicks und begann mit den Alliierten über die preußischen Landforderungen zu verhandeln. Seit der Leipziger Schlacht hielten die Verbündeten das Königreich Sachsen in ihrer Gewalt. Niemand hätte an jenem Tage, da König Friedrich August als Kriegsgefangener aus der erstürmten Stadt abgeführt wurde, die ungeheuerliche Behauptung gewagt, daß dieser ergebenste Vasall Napoleons ein wiedergefundener befreiter Freund der Verbündeten sei. Der Imperator selbst bewahrte dem Könige immer eine wohlverdiente Dankbarkeit und forderte noch mehrmals während dieses Winters die Warschauer Krone für Friedrich August zurück, weil es wider seine Ehre gehe, den treuen Verbündeten zu verlassen. Der Wettiner hatte von Napoleons Siegen die

Vergrößerung Sachsens erhofft und mußte mithin auch die Folgen der französischen Niederlagen über sich ergehen lassen. Sein Land war in gerechtem Kriege bis auf das letzte Dorf erobert und unterlag nach Völkerrecht allein der Verfügung der Sieger. Der wider den Befehl des Königs erfolgte, politisch und militärisch gleich wirkungsvolle Übertritt eines Teiles der sächsischen Armee konnte an solchen Tatsachen nichts ändern. Nach der Gefangennahme Friedrich Augusts begrüßte Hardenberg triumphierend seinen königlichen Herrn als König von Sachsen und Großherzog von Posen.

Durch die Eroberung Sachsens war die naturgemäße Entschädigung für Preußen gefunden. Der preußische Staat erhielt durch diese Erwerbung das Mittel, sich mit Rußland über die polnische Frage ganz zu verständigen; er gewann eine wohlgesicherte Südgrenze, die um so unentbehrlicher schien, da sein Gebiet gegen Osten hin offen blieb, und eine deutsche Provinz, die durch Stammesart und Bildung, durch das kirchliche Bekenntnis wie durch die Interessen des Verkehres mit den nordischen Nachbarlanden eng verbunden war. Für das Gedeihen des künftigen Deutschen Bundes war die Entfernung eines Fürstenhauses, das fast in allen Krisen unserer neueren Geschichte schwer an dem großen Vaterlande gefrevelt hatte, ein unzweifelhafter Segen. Da man leider nicht alle Könige von Napoleons Gnaden nach Verdienst behandeln konnte, so blieb es doch notwendig, mindestens an einem Rheinbundfürsten eine wohlthätige Züchtigung zu vollstrecken; wie heilsam ein solches Beispiel auf die Gemüter des deutschen hohen Adels wirken mußte, ist durch die Erfahrungen des Jahres 1866 überzeugend erwiesen. Aber alle die guten Gründe, welche der preußisch-deutschen Politik die Einverleibung Sachsens empfahlen, konnten dem Wiener Hofe nur als dringende Warnungen erscheinen.

Der Gegensatz der Interessen der beiden Großmächte trat gerade in der sächsischen Frage mit so schneidender Schärfe hervor, daß nur Hardenbergs Vertrauensseligkeit sich darüber zu täuschen vermochte. Gneisenaus Scharfsinn war über die einfache Wahrheit keinen Augenblick zweifelhaft. Die Hofburg mußte wünschen,

die norddeutsche Großmacht möglichst weit in den Osten zu schieben. Sie durfte nicht dem Staate, der schon durch die vorspringende Gebirgsfeste der Grafschaft Glatz das östliche Böhmen bedrohte, auch noch die Pässe des Erzgebirges ausliefern; sie konnte noch weniger ein katholisches, dem kaiserlichen Hofe nahe verwandtes Fürstenhaus preisgeben, das von jeher ein brauchbares Werkzeug gegen Preußen gewesen. Und wie sollte sie die Entthronung eines napoleonischen Satrapen billigen, da sie sich ja aus den Mittelstaaten eine ergebene österreichische Partei bilden wollte? Am 29. Oktober schrieb Gentz schwer besorgt an Metternich: „Die täglich mehr ans Licht tretenden ländersüchtigen Projekte der Preußen werden uns dereinst mehr zu schaffen machen als die Hauptverhandlung mit Napoleon selbst.“ Radetzky aber sagte zu Frankfurt in einer vertraulichen Denkschrift: es sei dringend zu wünschen, daß die Preußen, „wie sie sich jetzt zeigen“, beim einstigen Frieden möglichst wenig Truppen übrig behielten.

Noch schien es nicht an der Zeit, solche Gesinnungen offen auszusprechen. Zu laut erklang noch selbst im sächsischen Volke der allgemeine Unwille wider die Sünden des albertinischen Hofes; sogar der Welfe Münster meinte noch, man müsse Friedrich August nicht achten, sondern ächten. Wer den hinterhältigen Biedersinn des österreichischen Monarchen durchschaute, konnte freilich die Herzenswünsche der Lothringer leicht erraten; Kaiser Franz forderte nämlich, der gefangene König solle nach Prag übersiedeln, seine Truppen dem österreichischen Heere angeschlossen werden. Preußen und Rußland erwirkten jedoch, daß Friedrich August nach Berlin abgeführt und Sachsen vorläufig einem russischen Gouverneur untergeordnet wurde. Die Einsetzung einer preußischen Verwaltung, welche den Übergang zur Einverleibung vermittelt hätte, blieb vorderhand unmöglich, da man ohne Österreichs Zustimmung nicht über die gemeinsame Eroberung verfügen durfte. Die Mitglieder des sächsischen Königshauses hielten unter dem Schutze der französischen Waffen in dem belagerten Dresden aus; sobald die Hauptstadt kapitulierte, bot Kaiser Franz seinen Verwandten Wohnsitze

in Österreich an. Prinz Anton, des Kaisers Schwager, begann von Prag aus eine emsige geheime Tätigkeit zur Rettung seines gefangenen Bruders; die Umgebung Friedrich Augusts setzte von vornherein ihre besten Hoffnungen auf Österreichs Gunst.

Der Staatskanzler bemerkte nichts von alledem. Er theilte, während des Aufenthaltes der Monarchen in Freiburg, dem österreichischen Minister seine sächsischen Pläne vertrauensvoll mit und nahm, da der verschlagene Österreicher bei einem freundschaftlichen Diner ihm einige süße Worte erwiderte, leichten Sinnes als sicher an, daß Metternich den preußischen Absichten zustimme. Dort im Breisgau wurde der alte Landesvater Kaiser Franz mit überströmender Freude empfangen. War doch dies Vorderösterreich immer eine der bestverwalteten Provinzen des Kaiserhauses gewesen. Das Volk sehnte sich zurück nach dem schlaffen, bequemen Regimente, der mächtige katholische Adel grollte der bürgerlich aufgeklärten badischen Bürokratie und konnte den Verlust seiner alten landständischen Verfassung nicht verschmerzen. Der Kaiser begegnete in der lieblichen Dreisamstadt überall altösterreichischen Erinnerungen: dort lag die Dauphinenstraße, die einst den Brautzug Marie Antoinettens gesehen, da das Denkmal am Martins-tore, das von den Kämpfen der Breisgauer Freiwilligen in den neunziger Jahren erzählte, hier das schöne alte Kaufhaus mit den Standbildern der Habsburger, das der Stadtrat zur Erinnerung an den kaiserlichen Besuch wiederherzustellen beschloß. Zahlreiche Breisgauer meldeten sich, den badischen Dienst verschmähend, zum Eintritt in das österreichische Heer; wiederholt ward der Kaiser in vertraulichen Unterredungen beschworen, seine Kinder wieder an sein Vaterherz zu nehmen, ja, bereits war der Stempel fertig für eine Denkmünze, welche die Wiedervereinigung verherrlichen sollte. Kaiser Franz zeigte sich den Wünschen seiner Getreuen keineswegs abgeneigt, aber Metternich blieb standhaft bei dem Systeme seiner Arrondierungspolitik. Er wollte die rheinbündischen Höfe nicht reizen, und obwohl das Karlsruher Kabinett noch zwei Jahre lang durch die österreichische Gesinnung des Breisgaues lebhaft beun-

ruhigt wurde, so hat doch die Hofburg niemals während dieser ganzen Zeit auch nur versucht, mit Baden wegen des Rückfalls der vorderösterreichischen Lande zu verhandeln. Hardenberg sah mit Kummer, daß Österreich selber für die süddeutsche Machtstellung, welche er ihm zudachte, gar keine Neigung offenbarte.

Nachdem die Schwankungen jener Frankfurter Tage überwunden waren, stellte sich rasch das natürliche Verhältnis der Parteien unter den Verbündeten wieder her. Preußen und Rußland forderten eine entschlossene Kriegführung, Österreich und England wichen der Entscheidung ängstlich aus. Die Spannung im großen Hauptquartier nahm bedenklich zu. Überall stießen die beiden Parteien feindlich aufeinander. In der Schweiz versuchte Metternich durch den Grafen Senfft der Berner Aristokratie wieder ihre alte Vollgewalt sowie die Herrschaft über den Aargau und das Waadtland zu verschaffen. Zar Alexander dagegen spielte den Gönner der liberalen Ideen, unterstützte die Landsleute seines waadtländischen Lehrers Laharpe und erreichte, mit Preußen vereint, daß die Unabhängigkeit der neuen Kantone anerkannt und also doch etwas von den berechtigten Neubildungen der jüngsten Jahre in das Zeitalter der Restauration hinübergerettet wurde.

PREUSZISCHE FORDERUNGEN

Der langsame Marsch gewährte den preußischen Staatsmännern genügende Muße, um über die Friedensbedingungen zu beratschlagen. Zu Freiburg stellte Knesebeck in einer Denkschrift die Forderungen zusammen, die ihm, angesichts der Stimmungen der Hofburg, noch erreichbar schienen. Während im schlesischen Hauptquartiere bereits das Verlangen nach der Rückwerbung der deutschen Thermopylen, der Vogesen, erhoben wurde, hielten sich die österreichischen Diplomaten streng an das Manifest vom 1. Dezember, das ihnen schon allzu kühn vorkam. Knesebeck meinte also: „Da man einmal hingesprochen hat, daß Frankreich größer als unter den Königen sein, der Rhein einen Teil

seiner Grenze ausmachen soll, so bleibe der Rhein Grenze von Basel bis Landau.“ Nur Straßburg hoffte er als eine freie Stadt für Deutschland zurückzugewinnen. Für Preußen forderte er: Sachsen, Westfalen, Berg, das linke Rheinufer und vor allem das gesamte polnische Land bis zum Narew. Die fixen Ideen der Russenfurcht ließen den pedantischen Mann nicht schlafen.

Hardenberg aber wollte sich zunächst über Rußlands Absichten Klarheit verschaffen. Daher bat er in Freiburg und nachher in Basel, wie es sein König schon oft getan, den Zaren dringend um die bündige Erklärung, wieviel polnisches Land Rußland für sich verlange. Erst als Alexander abermals jede bestimmte Antwort vor dem Friedensschlusse verweigerte, ging Preußen auf eigene Faust vor. Der Staatskanzler entwarf eine genaue Berechnung der für Preußen notwendigen Entschädigungen und übergab diese Denkschrift, während des Aufenthalts zu Basel im Januar 1814, dem österreichischen Hofe. Sie forderte ganz Sachsen, Vorpommern, die Rheinlande von Mainz bis zur niederländischen Grenze, sowie Polen bis zur Warthe; die Einwohnerzahl der Monarchie war auf zehn bis elf Millionen berechnet. Als einzige Antwort erhielt Hardenberg ein französisches Billett des Grafen Stadion. Im Tone vertraulicher Freundschaft, mit der wohlbekannten k. k. Gemütlichkeit bemerkt der Österreicher, die preußischen Zahlen seien doch gar zu hoch, über zehn Millionen dürfe man nicht hinausgehen. Dann wagt er eine schüchterne „Bemerkung zugunsten des unglücklichen sächsischen Kurhauses, dessen gänzliche Vertreibung aus Deutschland mir allzusehr das Gefühl der politischen Moral zu verletzen scheint“. Er deutet an, Preußen könne sich wohl mit der Lausitz und dem rechten Elbufer begnügen und schließt harmlos: „Ew. Exzellenz werden mir diese Betrachtungen eines Biedermannes verzeihen; ich erlaube mir dergleichen zuweilen in der Politik.“ Hardenberg antwortete sogleich: „Von allem, was Sachsen widerfahren könnte, wäre die Teilung des Landes ohne Zweifel das schlimmste.“ Er hielt seine Forderungen entschieden aufrecht, verwies zum Schluß auf die soeben eingetroffene Meldung von der Erstürmung

Wittenbergs und auf alle die anderen Rechtstitel, welche sich Preußen durch seine kriegerischen Leistungen erworben habe. Damit hatte der Schriftwechsel ein Ende; Metternich weigerte sich, vor dem Frieden irgendwelche Zusage zu geben.

Bei einiger Wachsamkeit konnte der Staatskanzler sich über die Beweggründe der Stadionschen „Biedermanns-Betrachtungen“ nicht täuschen. Eben in jenen Tagen erhielt er die sichere Nachricht, daß derselbe Mann, der das Vertrauen des Kaisers Franz besaß und die Operationspläne des großen Hauptquartiers entwarf, der Sachse Langenau, mit den sächsischen Royalisten insgeheim in Verbindung stand. Metternich, wegen dieser Umtriebe zur Rede gestellt, gab sogleich eine beschwichtigende Zusage. Trotz aller solcher Anzeichen wollte Hardenberg seinen Glauben an Österreichs treue Freundschaft nicht aufgeben.

Auch eine andere treue Hoffnung des Vertrauensvollen erwies sich als sehr unsicher. Bernadotte hatte seinen Dänischen Krieg beendet und im Kieler Frieden den Besiegten die Abtretung von Norwegen abgezwungen (14. Januar 1814); zur Entschädigung wurde dasselbe Schwedisch-Pommern, das der Kronprinz im letzten Sommer dem preußischen Staatskanzler zugesagt hatte, an Dänemark abgetreten. Hardenberg erging sich in bitteren Anklagen gegen die Treulosigkeit des Bearners und nahm sich fest vor, diesen Streich unter keinen Umständen zu ertragen. Zu seiner Genugtuung erhielt er bald darauf eine Zuschrift von dem ersten Grundherrschaftsherrn Schwedisch-Pommerns, dem Fürsten Putbus, der sich im Namen seiner Landsleute feierlich gegen die Abtretung an Dänemark verwahrte. Jedoch das alles lag noch in weitem Felde. Als der Krieg von neuem anhub, war Preußen wohl des Sieges sicher, doch nicht des Siegespreises.

ÜBER DEN RHEIN!

In der Neujahrsnacht von 1814 saßen zu Caub am Rhein die Offiziere des schlesischen Hauptquartiers

beim vollen Römer und gedachten in froh bewegtem Gespräche des großen Wandels der Zeiten. Vor einem Jahre gerade hatte Yorck noch jenseits der deutschen Ostgrenze jenen Vertrag geschlossen, der den Preußen den Anbruch des Entscheidungskampfes ankündigte; heute stand Blücher mit Yorcks siegreichen Truppen vor den Toren der deutschen Westmark, an der nämlichen Stelle, wo er vor zwanzig Jahren den ersten Krieg um die Befreiung der linksrheinischen Lande eröffnet hatte. Mittlerweile schlugen die Russen draußen bei scharfem Froste eine Schiffbrücke hinüber nach der kleinen Insel, die das graue Gemäuer der alten Pfalz trägt; dort bestieg Graf Brandenburg mit den brandenburgischen Füsiliern in tiefer Stille die Kähne, und um Mitternacht erklang am linken Ufer der donnernde Hurraruf der Landenden. Die Glücklichen hatten das anbefohlene Schweigen doch nicht bewahren können; der Jubel mußte heraus, zu herrlich war die Stunde, die der Sehnsucht so vieler arger Jahre die Erfüllung brachte. Am nächsten Tage feierte drüben die fröhliche Pfalz ihr lustiges Neujahrsfest: Musik und Gesang und Freudenrufe überall, wo die Preußen einzogen; die treuen Protestanten auf dem Hunsrück waren allzeit gut deutsch geblieben und begrüßten ihre Befreier mit wärmerem Danke als ihre Nachbarn in den Krummstabslanden. Gleichzeitig zog General St. Priest mit seinen Russen in Koblenz ein, und als er neben der Kastorkirche den neuen Brunnen sah mit der prahlerischen Inschrift zu Ehren der Einnahme von Moskau, ließ er vergnüglich sein „Gesehen und genehmigt“ darunter schreiben.

Ohne ernsten Widerstand zu finden, marschierte das schlesische Heer durch Lothringen. Die mit Rekruten schwach bemannten Festungen konnten, wie Gneisenau voraussagt, den Verbündeten nicht gefährlich werden; und bald zog das große Publikum aus den außerordentlichen Erfahrungen dieses Feldzuges den übereilten Schluß, die Zeit der Festungen sei vorüber. In Nancy feierte Blücher zu seiner lebhaften Genugtuung das preußische Krönungsfest, in derselben Stadt, die zwei Jahre lang seine unglücklichen kriegsgefangenen Ka-

meraden beherbergt hatte. Dann wendete er sich in kühner Schwenkung südwestwärts, überschritt die Marne und langte in den letzten Tagen des Januars bei Brienne an der Aube an. So schob er sein Heer mittenhinein zwischen den von Chalons heranrückenden Imperator und die große Armee, die nach einem Marsche von mehr als einem Monat endlich das Plateau von Langres erreicht hatte. Der alte Held hoffte den zaudernden Schwarzenberg mit sich zum gewissen Siege fortzureißen.

ÖSTERREICHISCHE GESINNUNG

Im großen Hauptquartier zu Langres herrschte wieder Zwietracht und Ratlosigkeit. Die wundersame Hochebene, von deren Besitznahme Langenau die Entscheidung des Krieges erwartet hatte, war glücklich erreicht, die Festung Langres selber hatte fast ohne Widerstand ihre Tore geöffnet und doch war mit alledem gar nichts gewonnen. Die Torheit dieser gegen Berge und Flüsse gerichteten Kriegführung drängte sich jedem unbefangenen Kopfe auf. Nur um so zäher hielten die gelehrten Strategen an ihren Prinzipien fest; nach ihrer Meinung war durch den Zug vom Rhein bis Langres „die zweite Kampagne“ beendet, und nun galt es erst zu erwägen, ob eine dritte Kampagne noch nötig sei. Knesebeck erklärte die Wasserscheide von Langres für den Rubikon, der nicht überschritten werden dürfe. General Duca empfahl, durch die Belagerung von Mainz einen methodischen Festungskrieg zu eröffnen. Schwarzenberg bemerkte verächtlich, mit welcher kindischen Wut Blücher und Gneisenau, alle Regeln der Kriegskunst verachtend, nach Paris drängten; er fand diese preußischen Köpfe „zu klein für ein so großes Ereignis“: sie verfolgten ja doch nur den Zweck, sich's wohl sein zu lassen in den Restaurants des Palais Royal! Über Alexanders Kriegseifer urteilte er, ganz im Sinne seines Hofes: „Nicht Gründe, sondern Lüsternheit leiten Alexanders Schritte“; denn jeder neue Sieg konnte nur noch die Machterweiterung Rußlands und die Wiederherstellung Preußens sichern. Die zärtlichen Briefe,

worin Marie Luise das Herz ihres Vaters bestürmte, richteten freilich bei der Gemütlosigkeit des Kaisers Franz nichts aus; jedoch sah er mit steigendem Unmute, daß er die Kräfte seines Staates und seine eigene Bequemlichkeit für fremde Zwecke opfern sollte. Die Wiederherstellung der getreuen geistlichen Kurfürsten war doch unmöglich; wie durfte man ihm zumuten, das linke Rheinufer zu erobern? Er verlangte Frieden, schleunigen Abschluß mit Anerkennung jener „natürlichen Grenzen“, welche Metternich ja schon in Frankfurt zugestanden hatte. Seine Unlust an dem Kriege steigerte sich bis zum Abscheu, seit er erfuhr, daß Alexander auf Napoleons Absetzung hinarbeitete. Denn der Sturz des Schwiegersohnes war nicht nur an sich gegen das Interesse des Hauses Österreich; es stand auch zu befürchten, daß der Zar auf die neue Regierung Frankreichs — wer immer die Erbschaft des Entthronten antrat — einen entscheidenden Einfluß gewänne.

Manche der österreichischen Staatsmänner hatten sich in die Schande jener Jahre so gemächlich eingelebt, daß ihnen der Todfeind des alten Europas bereits als die Stütze der öffentlichen Ordnung, seine Beseitigung als eine gefährliche revolutionäre Gewalttat erschien. Derselbe Gentz, der vor neun Jahren vor der Anerkennung des napoleonischen Kaisertums gewarnt hatte, schrieb nun in schlotternder Angst: gestatte man den Franzosen die Berufung eines anderen Herrschers, so werde „der Grundsatz anerkannt, den man in unseren Zeiten ohne Zittern kaum aussprechen kann, daß es von der Nation abhängt, ob sie den wirklichen regierenden Souverän tolerieren will oder nicht. Dies Prinzip der Volkssouveränität ist ganz eigentlich der Angel, um welchen alle revolutionären Systeme sich drehen.“ Der Leidenschaftliche fand jetzt kaum Worte genug, um seine Verehrung für die stabile Friedenspolitik des Hauses Österreich, seinen Renegatenhaß gegen das unruhige Preußen, seine Angst vor Rußland auszusprechen. Als die „Exaltierten“ des schlesischen Hauptquartiers nachher den Zug gegen Paris durchsetzten, meinte er ingrimig: dieser Marsch sei „im Grunde wohl nicht weniger gegen uns als gegen den Kaiser Napoleon ge-

richtet“. Nur eine Hoffnung blieb seinem bekümmerten Herzen bei dem Vorwärtsstürmen der schlesischen Jakobiner: — daß der Imperator baldigst Frieden schlösse. „Jeden anderen Ausweg wird die mächtige Partei, die uns halb schon zum Weichen gebracht hat, nicht bloß als einen Sieg über Napoleon, sondern als einen Sieg über uns feiern. Daß die Koalition, die nun ausgedient und mehr als ausgedient hat, zerfalle, macht mir wenig Kummer. Aber wie sie endigen wird, kann uns nicht gleichgültig sein.“

Einer solchen Gesinnung mußte freilich die französische Hauptstadt, die so dicht vor den Füßen des Eroberers lag, ganz uneinnehmbar erscheinen. Metternich selbst dachte nicht so napoleonisch wie sein Gentz. Aber er fürchtete „die Arndt, die Jahn“ und alle die anderen preußischen Mordbrenner, welche die Hauptstadt mit Verwüstung bedrohten; er fürchtete die revolutionären Träume des Zaren, der bereits vorschlug, die französische Nation zur Einsetzung der neuen Regierung aufzurufen; er fürchtete zu allermeist Rußlands polnische Pläne. Hieß es doch schon, Alexander denke das Elsaß an Österreich zu geben und dann Galizien für sich zu fordern. Die Gewandtheit des österreichischen Ministers brachte bald fast die sämtlichen Diplomaten des Hauptquartiers auf seine Seite. Alle englischen Staatsmänner, Castlereagh, Stewart, Cathcart, Aberdeen bewunderten die weise Mäßigung Metternichs, wenn er, der bald nachher das Banner des Interventionsprinzips erheben sollte, jetzt dem Zaren beweglich vorhielt: die Ehrfurcht, die man allen rein nationalen Angelegenheiten schulde, verbiete die Entthronung Napoleons. Aberdeen fand es geradezu unwürdig, hinauszugehen über die Frankfurter Bedingungen, welche Napoleon doch selbst verworfen hatte. Mehr und mehr befestigte sich das englische Kabinett in dem Glauben, die Demütigung Rußlands sei die nächste Aufgabe der britischen Politik. Metternich aber verstand, den Verzicht auf Belgien, der in der Hofburg von Haus aus beschlossene Sache war, geschickt so darzustellen, als ob Österreich dem teuren englischen Freunde ein schweres Opfer brächte, und gewann sich dadurch das volle Vertrauen

der Briten. Wie hätten solche Köpfe vollends die Biedermannsmaske des guten Kaisers Franz durchschauen sollen? Ganz hingerissen schrieb Castlereagh über diesen reinen Charakter, der über alle Verstellung hoch erhaben sei. Auch Nesselrode neigte sich der Friedenspartei zu; Hardenberg klagte über Steins Intrigen und gab sich der bestrickenden Liebenswürdigkeit des Österreichers mit einem arglosen Vertrauen hin, das auch durch die härtesten Enttäuschungen nicht belehrt wurde. Die Koalition war nahe daran, bevor noch eine Schlacht auf französischem Boden gewagt worden, den Frieden auf die Frankfurter Bedingungen hin abzuschließen. Und dies unter den denkbar günstigsten militärischen Aussichten, während man nur acht Märsche von Paris entfernt stand!

FORTFÜHRUNG DES KRIEGES

Das Heer Schwarzenbergs zählte einhundertneunzigtausend, das Blüchers dreiundachtzigtausend Mann — eine erdrückende Übermacht, obgleich die Heerhaufen von Genf bis zur Mosel verzettelt waren. Napoleon war zwar nicht mehr, wie er im November selbst gestanden, zu jedem kriegerischen Unternehmen unfähig, sondern hatte, dank dem Zaudern der Alliierten, eine neue Feldarmee gebildet, aber nur siebzigtausend Mann, meistens ungeschulte, mutlose Rekruten, während die Truppen der Verbündeten aus kriegsgewohnten, siegesfrohen Soldaten bestanden. Der Schimpf eines Friedensschlusses in solcher Lage wurde durch die Monarchen von Rußland und Preußen, mit Steins Hilfe, abgewendet. Alexander drohte, den Feldzug nötigenfalls allein fortzuführen, und da der König erklärte, daß er sich von seinem Freunde nicht trennen werde, so gab Österreich zur Hälfte nach und man einigte sich über ein Kompromiß: der Krieg sollte fortgesetzt, aber gleichzeitig eine große Friedensunterhandlung in Chatillon eröffnet werden. Von der Absetzung Napoleons, überhaupt von Frankreichs inneren Verhältnissen sah man vorläufig ab. Auch über die Entschädigungsansprüche der

einzelnen Mächte sollte erst nach dem Kriege verhandelt werden; dies verlangte Alexander nicht bloß, weil er seine polnischen Pläne nicht aufdecken wollte, sondern auch, weil die Koalition in der Tat schon auf zu schwachen Füßen stand, als daß sie die Erörterungen so peinlicher Fragen jetzt noch hätte ertragen können.

Widerwillig nahm Metternich diese Beschlüsse an, widerwillig führte Schwarzenberg sie aus. Blücher hatte am 29. Januar bei Brienne mit geringem Glücke ein Gefecht gegen Napoleon bestanden; er brannte vor Begier, hier im Angesichte des Schlosses, wo der große Kriegsfürst des Jahrhunderts einst auf der Schule gewesen, sein Examen abzulegen: „Die Franzosen sollen doch sehen, daß wir Deutschen in der Kriegskunst auch etwas gelernt haben!“ Auf die dringenden Vorstellungen der preußischen Generale gestattete der Oberfeldherr endlich, daß Blücher am 1. Februar, verstärkt durch zwei Korps der großen Armee, von den Höhen von Trannes hinabstieg und den Imperator in seiner weit ausgedehnten Aufstellung bei La Rothière angriff. Schwarzenberg selbst sah mit zwei Dritteln der vereinigten Armeen der Schlacht untätig zu. Aber schon jenes eine Drittel war den vierzigtausend Mann, welche Napoleon zur Stelle hatte, weitaus überlegen. Im Zentrum drang Sacken mit seinen Russen bei wildem Schneegestöber gegen La Rothière vor und behauptete sich dort wider die kaiserliche Garde. Dann ward auch der rechte Flügel der Franzosen durch Wrede und den Kronprinzen von Württemberg geschlagen, und obwohl der Unglücks mann Gyulay wieder, wie einst bei Leipzig, gegen die Linke des Feindes wenig ausgerichtet hatte, so war doch am Abend ein vollständiger Sieg erfochten. Ein großer Teil des französischen Heeres floh in wüster Verwirrung; wurde der Sieg von der Übermacht der Verbündeten recht benutzt, so konnten die Geschlagenen der Vernichtung nicht entgehen. Sacken schrieb triumphierend: „An diesem denkwürdigen Tage hört Napoleon auf, ein gefährlicher Feind der menschlichen Gesellschaft zu sein.“ Zum ersten Male hatte der Marschall Vorwärts in offener Feldschlacht selbständig dem Imperator gegenübergestanden, zum ersten Male seit

Jahrhunderten war das stolze Frankreich auf seinem eigenen Boden in einer ernsten Schlacht besiegt. Gewaltig war der Eindruck bei Freund und Feind. Napoleon selber gab für jetzt das Spiel verloren und bevollmächtigte seinen Unterhändler in Chatillon, Caulaincourt, um jeden Preis die Hauptstadt zu retten und den Frieden abzuschließen; freilich sah er in einem solchen Vertrage, wie er seinem Bruder Joseph schrieb, nur eine Kapitulation und nahm sich vor, nach zwei Jahren den Krieg von neuem zu beginnen.

Da bereitete die österreichische Politik dem Imperator nochmals die Rettung. Statt mit vereinten Kräften die Geschlagenen nachdrücklich zu verfolgen, teilte Schwarzenberg sein Heer — angeblich, weil er die gewaltigen Massen nicht zu verpflegen vermochte, in Wahrheit, weil die Österreicher sich der schlesischen Stürmer und Dränger entledigen wollten. Während die große Armee an der Seine entlang marschierte, um den Hauptstoß gegen den Feind zu führen, sollte Blücher sich nordostwärts an die Marne wenden und von da die linke Flanke Napoleons umgehen. Wohlgemut zog der Alte seines Weges über die kahle, baumlose Hochfläche der Champagne, die im Norden von den rebenreichen weißen Kreidefelsen des Marnetals, im Süden von den lieblichen Hügeln der Seine begrenzt wird. Der Wind pfiff schneidend über das offene Land, der Regen strömte hernieder; mühselig wateten die Truppen durch jene berüchtigten Schlammwege der Champagne pouilleuse, die bei den älteren Offizieren noch vom Jahre 1792 in üblem Andenken standen. Nachher trat hartes Frostwetter ein und zwang die Soldaten, die von den Bauern verlassenen Häuser und Scheunen anzuzünden, wenn sie sich nur irgend wärmen wollten in dem holzarmen Lande. Ein Unstern hatte die Armee gerade in den häßlichsten Teil des schönen Frankreichs verschlagen; die Preußen meinten, neben diesen öden Flächen erscheine die grüne Ebene der Mark wie ein Garten, sie spotteten über die höhlenartigen, unwohnlichen Häuser mit den gepflasterten Stuben und den rauchenden Kaminen. Doch ihr Sinn blieb fröhlich; sie wußten, daß der sieggewohnte Alte sie geradeswegs nach der Haupt-

stadt führte, zum glücklichen Ende aller Leiden und Kämpfe.

Ein unbändiges Selbstgefühl lebte in den tapferen Regimentern des Yorckschen Korps; war doch den Litauer Dragonern in diesem ganzen Kriege noch keine einzige Attacke fehlgeschlagen. Wer sollte den Heurichs des alten Isegrimm etwas anhaben? An diesem Scherznamen, den die Welschen nicht nachsprechen konnten, erkannten die Yorckschen einander im Dunkel der Nacht. Soeben erst war Yorck mit seinen Reitern bei La Chaussee in die Marschkolonnen des Macdonaldschen Korps eingebrochen, und die Soldaten erzählten sich noch lange, wie die Eisenreiter der napoleonischen Kürassier- und Karabiniersregimenter dem Angriffe der leichten brandenburgischen Husaren nicht hatten widerstehen können, wie dann die Litauer und die Landwehrreiter den gefürchteten Weißmänteln, den polnischen Lanciers, der besten Reitertruppe Napoleons, die Standarte abgenommen hatten. Darauf hatte Yorck seinen alten Vorgesetzten Macdonald, den ein tückisches Schicksal immer wieder dem verhaßten Untergebenen in die Hände jagte, zum Abzuge aus Chalons gezwungen und sich wieder mit dem schlesischen Heere vereinigt.

ÖSTERREICH HILFT NAPOLEON!

Die einzelnen Korps der Armee zogen weit voneinander getrennt westwärts. Gneisenau hatte nichts getan, um die linke Flanke zu sichern, war doch mit Schwarzenberg verabredet, daß Wittgensteins Korps die Verbindung zwischen den beiden Armeen unterhalten, den weiten Raum zwischen dem rechten Seineufer und der Marschlinie der Schlesier decken sollte. Der Oberfeldherr aber hielt sein Versprechen nicht, sondern wendete sich nach langsamen Märschen und wiederholter Rast südwärts auf das linke Seineufer, so daß zwischen seinem und Blüchers Heere eine weite Lücke offenblieb. Ein geheimer Befehl seines Monarchen zwang ihn dann am 13. Februar, auf dem linken Ufer der Seine zu verbleiben, ein Befehl, der dem Erfolge nach einem Verrate

gleichkam; der gute Kaiser, dessen kindliche Unschuld die britischen Staatsmänner bewunderten, wollte verhindern, daß ein Sieg der vereinigten Armeen die schwebenden Friedensverhandlungen störe.

Wie durch ein Wunder sah sich Napoleon von dem sicheren Untergange gerettet. Er zog alle seine Streitkräfte sogleich nach Sezanne heran, in der Mitte zwischen den beiden Heeren der Verbündeten, brach dann plötzlich gegen die linke Flanke der überraschten schlesischen Armee vor und schlug ihre vereinzeltten Korps mit seiner gesammelten Übermacht in einer Reihe glänzender Gefechte während der fünf Tage vom 10. bis 14. Februar. Zuerst zersprengte er Olsuwieffs schwache Division bei Champaubert und drängte sich also mitten in die Kolonnen des schlesischen Heeres hinein. Folgenden Tags entging Sackens Korps bei Montmirail dem Untergange nur durch Yorcks heroische Aufopferung; die verwegenen Litauer lernten hier zum ersten Male den Unbestand des Kriegsglücks kennen. Am 12. zogen sich die tags zuvor geschlagenen Generäle bei Chateau-Thierry nach hitzigem Gefechte auf das rechte Ufer der Marne zurück. Am 13. hielt Napoleon seinen triumphierenden Einzug in die eroberte Stadt, um schon am 14. bei Etoges und Vauchamps dem letzten noch unberührten Korps der schlesischen Armee, das der Feldmarschall selber, noch ohne nähere Kenntniss von den Unfällen der letzten Tage, heranzuführte, einen unerwarteten blutigen Empfang zu bereiten. Auch diesmal war das Glück den Franzosen günstig. Während des Gefechtes kam ein furchtbarer Augenblick, der leicht dem ganzen Kriege ein schmähliches Ende bereiten konnte. Blücher, Gneisenau, Prinz August, Kleist, Grolman, fast alle die besten Männer des deutschen Heeres hielten eingepreßt in einem Viereck preußischen Fußvolks, von überlegenen feindlichen Reiterscharen rings umschwärmt. Blücher selbst suchte den Tod, lebendig sollte ihn der Feind nicht fangen. Grolman aber sprach mit mächtiger Stimme zu den Truppen, die sichere Ruhe der majestätischen Heldengestalt flößte den Verzweifelnden neuen Mut ein, mit dem Bajonette griffen sie die Reiter an und bahnten den Generälen den Weg bis zu dem

nahen schützenden Walde. Unerschütterlich wie nur je in den Zeiten des Glücks hatten die Regimenter während dieser Tage der Prüfung standgehalten. Selbst jener stumme hagere Engländer, der immer mit demselben langweiligen, steifen Gesichte, mit dem Stocke die Luft durchfuchtelnd, neben Gneisenau einherzutrabte pflegte, selbst Hudson fand kaum Worte genug, um den Löwenmut dieser abgerissenen, halbverhungerten Helden zu preisen. Aber wie ruhmvoll immer — das beste Heer der Verbündeten war geschlagen, hatte fünfzehntausend Mann und an fünfzig Kanonen verloren, nicht ohne die Schuld seiner Führer, die doch die Zuverlässigkeit der österreichischen Bundesgenossen kennen mußten.

NAPOLEON TRIUMPHIERT NOCH EINMAL

Noch einmal erhob sich strahlend das Gestirn des Kaiserreichs. Napoleon hatte mit seinen dreißigtausend Mann einen fast zweifach so starken Feind angegriffen und war doch überall auf dem Schlachtfelde mit Übermacht erschienen. Wieder wie in den Austerlitzer Zeiten wurden lange Züge von Gefangenen unter den Klängen der Feldmusik, den Parisern zur Augenweide, an der Vendomesäule vorübergeführt. Wieder wie damals jubelten die Truppen, wenn die prächtigen stahlblauen Ordonnanzoffiziere des Kaisers auf den reichgeschirrten Rossen mit den Tigerschabracken heransprengten, um einen Befehl des Unüberwindlichen zu überbringen. Selbst die schwächste Waffe der Franzosen, die Reiterei, konnte wieder von Siegen erzählen, da Schwarzenberg von seinen gewaltigen Reitermassen der schlesischen Armee nichts abgetreten hatte. Was Wunder, daß das Selbstvertrauen im Heere wie im Volke mächtig anwuchs. Die ermüdeten Massen hatten anfangs mit scheuem Staunen zugeschaut, wie die langen Züge hochgewachsener blonder Männer ins Land hereinströmten, da und dort sogar ihre Freude kundgegeben, wenn die Eroberer die drückenden Steuern des Kaiserreichs beseitigten. Indes der ehrenhafte patriotische Stolz der

Franzosen zeigte sich stärker als der Parteihaß. Nirgends fanden die Fremden zuverlässige Wegweiser und Spione, überall mußten die Reiter fürchten, daß der Hufschmied ihnen die Rosse vernagelte; die Frauen bewahrten durchweg eine würdige Zurückhaltung, zeigten gar nichts von der gutmütigen Schwäche der Deutschen. Als der Krieg sich in die Länge zog, schwoll den Bauern der Kamm; nach den ersten Siegesnachrichten folgten sie dem Rufe ihres Kaisers, der alle erwachsenen Franzosen zum Kampfe aufbot, und scharten sich zusammen gegen den *étranger*. Allerdings beschränkte sich dieser kleine Krieg auf die unmittelbare Nachbarschaft der verödeten Dörfer. Napoleon selber wußte wohl, daß sein zentralisierter Beamtenstaat für einen Volksaufstand großen Stiles keinen Raum bot: „Eine *levée en masse*, sagte er oft, ist eine Schimäre in diesem Lande, wo Adel und Geistlichkeit durch die Revolution und die Revolution durch mich zerstört worden ist.“ Immerhin ward der Kampf mit dem aufsässigen Landvolke den Eroberern sehr beschwerlich; beide Teile verwilderten in der ruhelosen Fehde.

In dem Charakter der Franzosen zeigte sich seit jenen Tagen ein Zug rauhen Fremdenhasses, den sie in den Jahrhunderten ihrer übermütigen Selbstgewißheit nie gekannt hatten, und dieser Haß traf am schärfsten die Preußen. Napoleon pflegte in seinen Briefen von Preußen gar nicht mehr zu sprechen; sein Stolz sträubte sich zuzugeben, was Maret schon im September 1813 dem Kriegsminister Clarke vertraulich eingestand: daß Frankreich seine schwersten Schläge durch das Schwert dieses mißachteten kleinen Staates erlitten hatte. Und doch wußte er so gut wie sein Volk, wer sein furchtbarster Gegner war. Dem Pariser Witze waren die Prussiens: *les plus chiens*, noch greulicher als *les Rustres* und *les autres chiens*¹⁰⁸. Die Siege der Russen, der Briten, der Österreicher nahm man hin als Unglücksfälle, die der Preußen erschienen wie ein Unrecht, eine unverschämte Überhebung. Es konnte nicht fehlen, daß solche Gesinnungen auf die Stimmung des preußischen Heeres zurückwirkten. Jene Gutmütigkeit, die der deutsche Soldat im vergangenen Jahre trotz seiner Erbitterung

bewahrt hatte, verlor sich mehr und mehr. Die durch Schwarzenbergs Schlawheit verschuldete Verlängerung des Krieges erschütterte den sittlichen Ernst der Truppen; namentlich die Landwehr war oft schwer in Zucht zu halten. Das Plündern wurde fast zur Notwendigkeit, da die Dörfer allesamt leer standen und die räuberischen Russen den preußischen Kameraden wenig übrigließen. In tiefster Seele empört hielt Yorck einmal seinen Tapferen ihre Zügellosigkeit vor und zeigte ihnen das *Suum cuique*¹⁰⁹ auf seinem Ordenssterne. Napoleon ließ im Volke ungeheuerliche Märchen von den Greueln der kinderfressenden Fremdlinge verbreiten; er betrachtete die zunehmende Verwilderung des Krieges mit zynischem Behagen: Um so besser, rief er aus, dann greift der Bauer zur Flinte! Das Ärgste freilich, was preußische Soldaten während dieser letzten wilden Wochen des Krieges verübten, reichte nicht von fern an die Untaten der Franzosen in Deutschland heran; und während die napoleonischen Marschälle ihrer Mannschaft mit schmählichem Beispiele vorangingen, taten die preußischen Offiziere und Freiwilligen das Menschenmögliche, um die Roheit der Masse zu bändigen. Kein einziger deutscher General, der nicht mit reinen Händen aus dem reichen Frankreich zurückkehrte.

Genug, bei der ersten Gunst des Kriegsglücks flammte der alte Nationalhaß wieder auf, und die Friedenswünsche verflogen. Mit vollem Rechte fühlte Napoleon sich seines Thrones sicher. Von innen heraus drohte ihm keine Gefahr. Der Name der Bourbonen war überall verschollen, bis auf einige royalistische Gegenden des Südens und Westens; was über die Tage des Bastillesturmes hinauslag, lebte nicht mehr im Gedächtnis dieses durch und durch modernen Volkes. Kam je einmal die Rede auf das alte Königshaus, so dachte der Bauer grollend an den Druck der Zehnten und Fronen. Bernadotte galt allgemein als ein elender Landesverräter, und wer sonst sollte noch die Erbschaft des Imperators antreten? Wenn Napoleon die geschlagene schlesische Armee unaufhaltsam verfolgte, so stand außer Zweifel, daß die große Armee den Rückzug zum Rheine antrat, und dann war ein glorreicher Friedensschluß dem Kaiser-

reiche sicher. Aber wie Schwarzenberg aus Furchtsamkeit die Früchte des Sieges von La Rothière zu pflücken versäumt hatte, so unterließ jetzt Napoleon aus Übermut die Ausbeutung seiner Erfolge. Die schlesische Armee besteht nicht mehr — rief er frohlockend; er meinte wieder näher an München als an Paris zu sein und vermaß sich, bald nochmals die Weichsel zu erreichen. Von der sittlichen Widerstandskraft, die in Blüchers Hauptquartier lebte, ahnte er noch immer nichts. Statt diese gefährlichsten Feinde bis zur Vernichtung zu bedrängen, warf er sein Heer plötzlich südwärts an die Seine, schlug einige vereinzelter Korps der großen Armee, zwang den Kronprinzen von Württemberg, die steilen Abhänge des Seinetals bei Montereau zu verlassen, und bewirkte in der Tat, daß der erschreckte Schwarzenberg mit seinem ungeheuren Heere an der Seine aufwärts zurückwich und an Blücher dringende Bitten um Hilfe sandte.

Der Alte aber und sein genialer Freund zeigten sich nie größer als in diesen Tagen der Not. Freimütig gestanden sie die begangenen Fehler ein und versprachen, alles wieder gutzumachen; sie wollten vergessen, daß Schwarzenberg durch seinen Marsch über die Seine den Angriff Napoleons auf die Schlesier verschuldet und ihnen auch nachher, als zwei Tage lang der Kanonendonner von Champaubert und Montmirail zu der großen Armee hinüberklang, jeden Beistand verweigert hatte. Sie dachten nur an den Sieg. Vier Tage nach dem Gefechte von Etoges stand ihr Heer wieder in guter Ordnung, begierig die Scharte auszuwetzen. In Eilmärschen ging es nun gen Süden, und schon am 21. Februar vereinigte sich Blücher bei Mery an der Seine wieder mit der großen Armee. Seine Soldaten erwarteten mit Zuversicht einen Tag wie den von Leipzig, eine Hauptschlacht, die mit einem Schlage den Krieg beenden mußte: stand man doch mit fast dreifacher Übermacht dicht am Feinde, hundertfünfzigtausend Mann gegen sechzigtausend.

FRIEDENSVERHANDLUNGEN

Mittlerweile hatte die Diplomatie in Chatillon ihre Friedensverhandlungen eröffnet. Nur die Großmächte waren dort vertreten, denn mit dem Untergange des Weltreichs kehrte die aristokratische Verfassung, welche König Friedrich der Staatengesellschaft gegeben, sofort zurück. Die Übermacht der europäischen Pentarchie¹¹⁰ ward täglich fühlbarer, die Staaten zweiten und dritten Ranges bedeuteten weniger denn je, und es war Hardenbergs Stolz, daß er seinen Staat wieder in die Reihe jener leitenden Mächte eingeführt hatte. Die Verbündeten verlangten die Grenzen von 1792, einige Berichtigungen vorbehalten, und stellten zugleich die Bedingung, daß die Mächte der Koalition allein, ohne Zuziehung Frankreichs, über die Verteilung der von Napoleon und seinen Bundesgenossen abgetretenen Gebiete entscheiden sollten. Auf diesem Satze bestanden Preußen und Rußland entschieden; hart und demütigend, wie er für Frankreich war, legte er dem Besiegten doch nur eine Beschämung auf, die von der tief empörten öffentlichen Meinung in Deutschland und England stürmisch gefordert wurde. Hardenberg wünschte sogar, Frankreich gänzlich auszuschließen von dem allgemeinen Kongresse, der nach Abschluß des Friedens zur endgültigen Feststellung der neuen Verhältnisse Europas berufen werden sollte. Er täuschte sich nicht über den tödlichen Haß, den die Franzosen ihrem kühnsten Feinde bewahrten, und sah voraus, daß Frankreich im Vereine mit seinen alten Bundesgenossen auf dem Kongresse ein hochgefährliches Ränkespiel anzetteln würde. Auf eine so tiefe Demütigung des Gegners wollte jedoch Metternich nicht eingehen, und nur nach lebhaftem Widerstreben schloß er sich mindestens der Forderung an, daß die Verteilung der Eroberungen den Alliierten ausschließlich zustehen solle. Caulaincourt trat anfangs sehr versöhnlich auf, solange der Schrecken von La Rothière noch nachwirkte. Am 12. Februar, im Hauptquartier zu Troyes erklärten sich Hardenberg, Metternich und Castlereagh bereit, dem Imperator auf Grund jener Friedensvorschläge sofort einen Waffen-

stillstand zu bewilligen; nur Rußland verlangte den Marsch auf Paris.

Gleich beim Beginne des Kongresses von Chatillon benutzte England die Geldverlegenheit seiner Bundesgenossen, um einen Meisterstreich seiner Handelspolitik zu vollführen. War irgendeiner von Napoleons Plänen berechtigt gewesen, so doch sicherlich sein Kampf für die Freiheit der Meere. Jenes Gleichgewicht der Mächte, wonach die ermüdete Welt verlangte, war nicht gesichert, solange ein einziger Staat auf allen Meeren nach Willkür und Laune schaltete und der Seekrieg, zur Schande der Menschheit, noch den Charakter des privilegierten Raubes trug. Preußen und Rußland hatten seit dem Bunde der bewaffneten Neutralität allezeit die Grundsätze eines menschlichen, dem Handel der Neutralen unbeschwerlichen Seerechts vertreten; sie hofften jetzt diese Gedanken Friedrichs und Katharinas durch einen Beschluß des gesamten Europas anerkannt zu sehen. England aber fühlte sich dadurch in den Grundfesten seiner Macht bedroht. Lord Cathcart erklärte rundheraus: Hätten wir je die Grundsätze der bewaffneten Neutralität anerkannt, so wäre der französische Handel nicht zerstört worden und Napoleon regierte noch heute über die Welt; niemals wird Großbritannien auf den Meeren ein anderes Gesetz anerkennen als die allgemeinen Regeln des „Völkerrechts“. Wie die Dinge standen, lagen andere Fragen für jetzt den drei Festlandsmächten ungleich näher; zudem bedurften sie allesamt neuer Geldmittel für den Krieg, und der reiche Alliierte war bereit, abermals fünf Millionen Pfund Sterling Subsidien zu zahlen. Daher setzte England schon in der ersten Sitzung, am 5. Februar, durch, daß über die Angelegenheit des Seerechts nicht verhandelt werden dürfe. Caulaincourt widersprach nicht; auch er hatte dringendere Sorgen. So ist es geschehen, daß der faulste Fleck des modernen Völkerrechts während der langen Friedensverhandlungen zu Chatillon, Paris und Wien gar nicht berührt wurde. Die öffentliche Meinung, blind begeistert wie sie war für das glorreiche Albion, fand an alledem kein Arg.

Einmal im Zuge suchte Lord Castlereagh sogleich noch

einen zweiten Lieblingsgedanken der britischen Politik zu verwirklichen und den Niederlanden eine genügende Abrundung zu sichern. Niemand widersprach, obgleich man doch soeben erst beschlossen hatte, alle Entschädigungsforderungen bis zum Friedensschlusse zu vertagen; denn niemand mochte es mit der großen Geldmacht verderben, und über die europäische Notwendigkeit des niederländischen Gesamtstaates waren alle einig. Am 15. Februar kam im Hauptquartiere zu Troyes ein Vertragsentwurf zustande, wonach die alte, holländische Republik unter die erbliche Herrschaft des Hauses Oranien gestellt und durch Belgien, sowie durch ein Stück des deutschen Rheinufer mit Köln und Aachen vergrößert werden sollte. Auch Hardenberg stimmte im wesentlichen zu und machte nur einen Vorbehalt zugunsten der deutschen Nordwestgrenze; ganz so tief in rein deutsches Land wollte er die Holländer doch nicht hinübergreifen lassen.

BLÜCHER RETTET DIE LAGE

Unterdessen waren die ersten Nachrichten von Blüchers Unglücksfällen im großen Hauptquartiere angelangt. Es fehlte nicht an spöttischen Bemerkungen: so hatte sich der Vorwitz der kleinen Köpfe des schlesischen Heeres doch bestraft; warum wollten sie auch klüger sein als die Weisheit der Duca und Langenau? Stärker als die Schadenfreude war doch der Schrecken. In höchster Angst verlangte Metternich die schleunige Beendigung des unglückseligen Krieges; es kam so weit, daß Österreich geradezu drohte, sich von der Koalition loszusagen. Und im selben Maße wuchs Napoleons Starrsinn. Als bald nach seinem ersten Erfolge nahm er die an Caulaincourt erteilte Vollmacht zurück und befahl dem Gesandten, auf keine Forderung der Alliierten einzugehen. Mit meinen Gefangenen, meinte er trotzig, pflege ich nicht zu unterhandeln. Die Koalition schien der Auflösung nahe. Die hochmütige Gönnermiene, welche der Zar zur Schau trug, verletzte den österreichischen Stolz. Auch Hardenberg geriet in Unruhe, als er erfuhr,

wie die Russen sich in Danzig häuslich einrichteten und ihre preußischen Waffengefährten kaum in die Stadt einlassen wollten. Nur ein großer Waffenerfolg konnte die verstimmtten Gemüther versöhnen. Schwarzenberg aber war auch jetzt, nach der Wiedervereinigung mit Blücher, nicht gewillt, seine offenbare Übermacht zu brauchen; er gab den Gedanken einer Entscheidungsschlacht wieder auf und befahl, sicherlich auf das Andringen der österreichischen Diplomaten, den Rückzug nach dem unglückseligen Plateau von Langres. Heftiger denn je gerieten die beiden Parteien aneinander. Der König sagte nach seiner ehrlichen Art dem Oberfeldherrn die härtesten Wahrheiten ins Gesicht, der Zar stritt sich lebhaft mit den Lords Aberdeen und Castle-reagh.

Da kam Rettung durch die schlesischen Helden. Oberst Grolman stellte seinem Feldmarschall vor: angeschmiedet an den k. k. Kriegsrat gelange man doch nimmermehr ans Ziel; wie nun, wenn die schlesische Armee sich abermals von dem Hauptheere trennte, nochmals nordwärts an die Marne marschierte, dort die Korps von Bülow und Wintzingerode, die aus Belgien herarrückten, an sich zöge und also verstärkt geradeswegs gegen Paris vorginge? Es war, als ob Scharnhorst selber durch den Mund seines feurigen Schülers redete; so einfach, groß und kühn erschien der Plan. Blücher griff mit Freuden den glücklichen Gedanken auf, schrieb sofort an den König und den Zaren, bat sie um Genehmigung des Unternehmens. Am 25. Februar wurde zu Bar ein großer Kriegsrat gehalten und nach heftigem Streite der Antrag Blüchers angenommen. Jenes sonderbare Verhältniß, das im letzten Sommer nur tatsächlich bestanden hatte, erhielt jetzt die amtliche Anerkennung: das kleine schlesische Heer übernahm den Hauptstoß zu führen, die große Armee verhielt sich abwartend. Der Ausgang des Feldzugs, schrieb Friedrich Wilhelm seinem Feldmarschall, liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand.

Während Blücher seelenfroh, ohne erst die Erlaubnis der Monarchen abzuwarten, seinen zweiten Marsch gegen Paris antrat, wiederholte sich im großen Hauptquartiere

tagaus tagein das alte Spiel. „Die Erbitterung und das Mißtrauen Österreichs sind auf dem Gipfel“ — klagte der Staatskanzler. Unaufhörlich ließ der Imperator die Österreicher durch geheime Zuschriften bearbeiten, und Kaiser Franz ging auf diese vertragswidrigen Sonderverhandlungen mit verdächtigem Eifer ein. Wollt Ihr noch immer, so fragte Berthier den Oberfeldherrn der Alliierten, Euer reinstes Blut vergießen, um die übel berechnete Rachsucht Rußlands und die selbstsüchtige Politik Englands zu befriedigen? Die Angst vor der Übermacht des Zaren lastete schwer und schwerer auf dem Wiener Kabinett. Das Gleichgewicht in Osteuropa zu sichern — dies bezeichnete Gentz in seinen Briefen an Karadja als die Hauptaufgabe der nächsten Zukunft; ein Friede, der den Franzosen das linke Rheinufer überlasse, sei immer noch weniger traurig als der Sturz Napoleons. Und was anders als die Entthronung des Schwiegersohnes konnte die Folge sein, wenn der Zug der Schlesier gelang? Die Unmöglichkeit, mit diesem Manne einen ehrlichen Frieden zu schließen, ließ sich seit den Erfahrungen von Chatillon nicht mehr verkennen. Der Mensch muß herunter! — darüber war nur eine Stimme in der preußischen Armee. Und schon traten seine glücklichen Erben auf den Schauplatz; der Graf von Artois erschien in Frankreich, im Rücken der verbündeten Heere und fand an Stein einen warmen Fürsprecher. Der deutsche Staatsmann wußte wohl, welch ein Wagnis es sei, ein Herrscherhaus, das einer längst versunkenen Zeit angehörte, zurückzuführen. Der Zar haßte die steife Hoffart der Bourbonen, der König liebte sie nicht; unter den verbündeten Monarchen zeigte allein der welfische Prinzregent, als unbedingter Anhänger des göttlichen Königsrechts, lebhaften Eifer für die alte Dynastie. Gleichwohl gewann ihre Sache täglich an Boden, denn niemand wußte einen anderen Nachfolger für Napoleon vorzuschlagen.

Um so ängstlicher ging Österreich der Entscheidung aus dem Wege. Hatte man den Zug Blüchers leider nicht verhindern können, so durfte mindestens Schwarzenberg nichts Entscheidendes wagen. Seine Truppen fühlten sich schon ganz niedergeschlagen von dem ewigen Rück-

zuge und den ziellosen Hin- und Hermärschen. In der zweiten Hälfte des Dezembers waren die Spitzen der großen Armee in Frankreich eingerückt, und jetzt, nach mehr als zwei Monaten, hatten diese gewaltigen Massen noch keine einzige Schlacht geschlagen. Wie ein Nebelbild schien die nahe Hauptstadt vor den Augen der Entmutigten zu verschwinden. Da seht ihr, was der Schrecken ist — sagte Napoleon befriedigt zu seiner Garde. Auch als am 27. Februar das Korps Oudinots, eine lächerliche Minderzahl, bei Bar auf den Höhen über der Aube erschien, vermied Schwarzenberg abermals die Schlacht, räumte Bar, ließ die Feinde sich gemächlich in der Stadt, und im Tale der Aube ausbreiten. Da verlor endlich König Friedrich Wilhelm III. die Geduld, überwand seine Schüchternheit und zeigte wieder wie bei Kulm sein gesundes militärisches Urteil. Er zwang den Oberfeldherrn, den Angriff zu befehlen. Mit lautem Jubel vernahmen die Soldaten die heißersehnte Kunde. Obwohl der Österreicher allzu spät und nur mit einem Teile seines Heeres das Treffen begann, so wurde doch ein schöner Sieg erfochten. Es war ein froher Tag für das königliche Haus, denn heute ritt Friedrich Wilhelms zweiter Sohn, Prinz Wilhelm, an der Seite des Vaters zum ersten Male in die Schlacht. Die Offiziere lächelten zufrieden, als der schöne siebzehnjährige Jüngling im furchtbaren Kugelregen ganz unbefangen seinen Adjutantendienst versah und nachher mit dem altberühmten russischen Regimente Kaluga den beherrschenden Hügel von Malepin hinaufstürmte. Sie meinten, aus dem könne noch einmal ein anderer Prinz Heinrich werden; Unehrerbietige stellten auch schon Vergleichen an zwischen diesem frischen Heldensinne und der ästhetischen, ganz unsoldatischen Natur des geistreichen Kronprinzen.

Der Sieg wurde, nach der Gewohnheit des großen Hauptquartiers, nicht verfolgt; immerhin stellte er den Einmut der Koalition notdürftig wieder her. Wie einst der Teplitzer Vertrag auf die Kulmer Schlacht, so folgte auf die Schlacht von Bar der Vertrag von Chaumont. Am 1. März wurde die große Allianz feierlich auf zwanzig Jahre erneuert. Spanien, Italien, die Schweiz und die

verstärkten Niederlande sollten beim Friedensschlusse ihre volle Unabhängigkeit erlangen, die deutschen souveränen Fürsten „vereinigt werden durch eine föderative Verbindung, welche die Unabhängigkeit Deutschlands sichert und verbürgt“.

NOCH EINMAL ENTSCHLÜPFT NAPOLEON

Indessen erreichte Blücher das Marnetal; aber da Napoleon, die Gefährdung der Hauptstadt rasch erkennend, ihm folgte, so wichen die Schlesier in Eilmärschen gen Norden aus und trafen bei Soissons mit Bülows Heer zusammen. Der Eroberer von Holland entsetzte sich, als er neben seinen vollzähligen, in den behäbigen flandrischen Winterquartieren wohlgenährten Scharen die schwachen Bataillone Yorcks, dies schmutzige, verwilderte und verwahrloste Kriegsvolk erblickte. Unwillkürlich gedachten die Generäle an jene Tage vor der Zorndorfer Schlacht, da König Friedrich seine bissigen Grasteufel mit Dohnas frischen Truppen vereinigte. Und welche Aussichten für die Zukunft! Das preußische Heer hatte das Größte getan und das Schwerste gelitten, die Blüte der norddeutschen Jugend lag auf den Schlachtfeldern. Selbst Gneisenau verlor, wenn er die gelichteten Scharen musterte, zuweilen seinen königlichen Frohmut und fragte besorgt, wie dieser Staat mit erschöpftem Haushalt und geschwächter Kriegsmacht den schweren Kampf um die Teilung der Beute bestehen solle. Doch die Stunde drängte. Napoleon hatte die Russen bei Craonne, allerdings unter furchtbaren Verlusten, zum Rückzuge genötigt und schritt am nebligen Morgen des 9. März durch die sumpfigen Niederungen der Lette zum Angriff vor gegen die Felsenstadt Laon, den Stützpunkt des Blücherschen Heeres. Der Schlachttag verlief ohne Entscheidung. Am späten Abend erst warfen sich Yorck und Kleist auf Marmonts Korps, den rechten Flügel des Feindes, und hier, bei Athis, entspann sich jenes schaurige Nachtgefecht, das den Preußen nach so vielen Mißerfolgen wieder die erste Siegesfreude schenkte. Zuerst führte Prinz Wilhelm seine ostpreußischen Ba-

taillone im Sturmschritt, bei rauschender Feldmusik, alles niederschmetternd, durch das Dorf und darüber hinaus; dann räumten die Litauer, Sohns brandenburgische Husaren und die schwarzen Reiter mit den Totenköpfen unter den erschreckten Feinden auf. Das ganze Korps ward zersprengt, ließ fünfundvierzig Geschütze in den Händen der Sieger. Yorck aber hatte in der wilden Hetzjagd dieser Tage einen Freund gefunden; das Herz ward ihm doch warm, wenn er den Mann von Nollendorf so neben sich schalten sah, immer klar, sicher, ganz bei der Sache. Noch eine Weile und die Heurichs erzählten sich verwundert, der harte Alte habe nach altem germanischen Kriegsbrauche mit seinem Kameraden Kleist Brüderschaft getrunken. Am nächsten Morgen schien das Schicksal des Imperators entschieden. Keine Möglichkeit, nach der völligen Auflösung des rechten Flügels noch dem nunmehr dreifach überlegenen Heere der Verbündeten zu widerstehen; und dazu wieder wie bei Leipzig nur eine einzige Rückzugsstraße, durch das Sumpfland der Lette! Allem Anschein nach mußte dies alte Felsennest, das vor neunhundert Jahren der einzige Besitz und die letzte Zuflucht des jungen französischen Königtums gewesen, nun den Untergang des neuen Kaisertums sehen.

Jetzt aber zeigte sich, was Blüchers Flammenblick, was sein gebieterischer Wille dem deutschen Heere war. Der Feldmarschall war erkrankt, erschöpft an Leib und Seele von den furchtbaren Aufregungen dieser Wochen, und seit er nicht mehr befahl, erfüllte Haß und Streit das Hauptquartier. Jene Überfülle von schroffen, starken Charakteren, worin die Stärke des preußischen Heeres lag, wurde nun gefährlich. Weder Yorck noch Kleist noch Bülow wollte sich dem Phantasten Gneisenau unterordnen. Der alte Groll brach wieder aus; es kam so weit, daß Yorck die Armee zu verlassen drohte. Gneisenau aber ward durch diesen Zwist nur bestärkt in den vorsichtigen Erwägungen, die ihn schon während der letzten Tage beherrscht hatten; er mochte nach so vielen Opfern die Verantwortung für einen neuen blutigen Kampf nicht übernehmen. Es war die patriotische Sorge um Preußens Zukunft, was diesen einzigen großen Miß-

griff seines Feldherrnlebens verschuldete. Durfte man jetzt, da Napoleons Sturz doch in sicherer Aussicht stand, die Truppen abermals schwächen und also dem Hause Österreich die Freude bereiten, daß Preußen beim Friedensschlusse kein Heer mehr besaß, wie dies Radetzky schon in Frankfurt freundnachbarlich gewünscht hatte? Boyen vornehmlich hob diese politischen Bedenken mit Nachdruck hervor und überzeugte seinen feurigen Freund. Noch einmal rettete den Imperator eine wunderbare Gunst des Glückes. Unverfolgt durfte er abziehen und alsbald wendete er sich, den Vorteil der inneren Operationslinie geschickt benutzend, wieder gegen die große Armee. Schwarzenberg war nach dem Siege von Bar, statt geradezu auf Paris loszugehen oder den Imperator im Rücken zu bedrohen, wieder nach Süden ausgewichen. Weitab von der offenen Siegesstraße, bis nach Sens im freundlichen Tale der Yonne, standen seine Heersäulen zerstreut. Die Preußen grollten: ob es denn wider die Natur eines österreichischen Generals sei, sein Ziel auf dem kürzesten Wege zu erreichen? Nachher drängte der Zauderer ein schwaches französisches Korps von der Seine zurück und getraute sich wieder eine kleine Strecke nordwärts, bis zur Aube vorzugehen. Das Elend dieses jämmerlichen Feldzugs wollte kein Ende nehmen.

ÖSTERREICH BEGREIFT ENDLICH

Da wendete sich plötzlich die Politik des Wiener Hofes. Hatten vor sechs Wochen die Unglücksfälle der schlesischen Armee den Gang des Kongresses von Chatillon durchkreuzt, so wirkte jetzt umgekehrt der Abbruch der diplomatischen Verhandlungen stärkend und anfeuernd auf die Führung des Krieges zurück. Vergeblich warteten die Bevollmächtigten der Alliierten seit dem 17. Februar auf die Beantwortung ihres Ultimatus, vergeblich suchte Kaiser Franz noch am 10. März durch einen mahnenden Brief den Starrsinn seines Schwiegersohnes zu brechen. Erst am 15. März gab Caulaincourt eine bestimmte Erwiderung, und sie lautete in wesent-

lichen Punkten ablehnend, ja sie war für Österreich noch weniger annehmbar als für die anderen Mächte; denn während Napoleon die Abtretung der Rheinlande endlich zugestand, die Auflösung des Rheinbundes zugab und nur Berg und Sachsen ihren bisherigen Souveränen sichern wollte, behielt er andererseits den italienischen Königsthron seinem Stiefsohne Eugen vor. So stieß der Verblendete wie mit Absicht die einzige der verbündeten Mächte, die ihm aufrichtig wohlwollte, zurück, und mit gutem Grunde sagte Gneisenau: „Napoleon hat uns bessere Dienste geleistet als das ganze Heer der Diplomaten.“ Metternich mußte endlich erkennen, daß dem Unseligen nicht mehr zu helfen, daß der Untergang des Kaiserreichs unvermeidlich war. Am 19. März erklärten die Verbündeten den Kongreß für beendet, und sofort offenbarte sich der Umschwung der österreichischen Politik in der gehobenen Stimmung des Hauptquartiers. Mit ungewohnter Entschlossenheit zeigte sich Schwarzenberg am 20. März bei Arcis an der Aube bereit, eine Schlacht gegen den Imperator zu wagen. Die Ausführung des glücklichen Gedankens war freilich schlaff wie immer; nur die Truppen Wredes gelangten ins Gefecht. Immerhin wurde Napoleon genötigt, am nächsten Tage nach schweren Verlusten das Schlachtfeld zu verlassen, und was das Beste war, die große Armee fing doch wieder an sich zu regen.

Der Geschlagene faßte nun einen tolldreisten, auf den Charakter des Gegners berechneten Entschluß; er umging in weitem Bogen den rechten Flügel der Sieger und zog ostwärts nach St. Dizier, um in den Rücken der Verbündeten zu gelangen. Er hoffte, Schwarzenberg werde, besorgt für seine Rückzugslinie, sofort den Abmarsch nach dem Rheine antreten. Einige Wochen früher ausgeführt, wäre der kecke Anschlag sicherlich gelungen. Jetzt aber fühlten alle Mächte, auch Österreich, daß das unwürdige Schauspiel der zitternden Übermacht ein Ende nehmen mußte. Es stand wirklich so, wie Gneisenau nachher dem alten Rüchel schrieb: „So zogen wir endlich nach Paris, nicht aus Überlegenheit der dafür sprechenden Gründe, sondern weil nichts anderes übrig blieb und das Verhängnis die große Armee dahin stieß.“

Als der Zar in Sommepeuis am 24. März aus einem Briefe Napoleons, den die Kosaken Blüchers aufgefangen, die Absichten des Feindes erfuhr, da forderte zuerst Toll das Selbstverständliche, das den Überklugen so lange unfaßbar gewesen: den Marsch auf Paris. Die Straße war nahezu offen. Vereinigt mit der nahen schlesischen Armee konnte man die schwachen Korps des Feindes, die noch im Wege standen, leicht überwältigen; ein starkes Reiterkorps unter Wintzingerode sollte zurückbleiben, um den Imperator, dessen Name jetzt doch allmählich seinen alten Zauber verlor, über den Zug der großen Armee zu täuschen. Alexander stimmte zu, er schmachtete nach Vergeltung für den Einzug in Moskau. Am selben Tage erklärten auch der König und Schwarzenberg in einem Kriegsrate zu Vitry ihre Zustimmung.

Aufatmend empfing Blücher die entscheidende Botschaft: „Nun heißt es nicht mehr bloß bei uns, sondern überall vorwärts!“ Dort in Vitry erließen die Verbündeten auch eine öffentliche Erklärung, worin sie die französische Nation geradezu aufforderten, durch ihren freien Willen dem verderblichen Systeme dieses Kaisertums ein Ziel zu setzen; nur dann sei der Frieden Europas gesichert. Die letzte Brücke war abgebrochen. Selbst Kaiser Franz hatte seinen Schwiegersohn aufgegeben; er blieb in Burgund zurück, um der Entthronung nicht persönlich beiwohnen zu müssen. So ging es denn endlich westwärts, quer über die unheimlichen Schlachtfelder des Februars, und noch einmal rasten über diese blutgedüngten Gefilde alle Schrecken des Krieges, als die Division Pauthod am 25. März bei La Fère Champenoise gleichzeitig von der schlesischen und der Hauptarmee ereilt wurde. Rettungslos verloren, verschmähte der tapfere französische General die Kapitulation, die ihm Friedrich Wilhelm anbot; so blieb nichts übrig als eine grausige Schlächterei. Schauernd sahen der König und sein Sohn Wilhelm, wie die Kanonenkugeln durch den zusammengekeilten Menschenhaufen lange Furchen zogen und dann die Reiter mit der blanken Waffe hineinschmetterten. Ihrer viertausend ergaben sich endlich, fünftausend lagen tot am Boden. Es war ein Schau-

spiel der Vernichtung, wie es in prahlerischen Schlachtberichten oft geschildert, selten wirklich erlebt wird; alte, wetterfeste Offiziere sah man erbleichen, wenn auf diesen Tag die Rede kam.

Wohl war es die höchste Zeit, daß den verstimmten Truppen endlich wieder die Zuversicht des Gelingens kam. Heuer fand sich kein Clausewitz, der, wie nach den verlorenen Schlachten des letzten Frühjahrsfeldzuges, dem Heere die unvermeidliche Notwendigkeit des Geschehenen erwiesen hätte. Die denkenden Offiziere wußten allesamt, daß eine beispiellos mattherzige Kriegführung das Blut der Deutschen und der Russen in Strömen nutzlos vergossen hatte; die fade Schönfärberei der amtlichen Kriegsberichte des großen Hauptquartiers begann der Armee selber zum Ekel zu werden. Nun endlich war der Bann gebrochen, aller Groll verstummte vor der beseligenden Gewißheit der nahen letzten Entscheidung. Napoleon blieb in der Tat einige Tage lang in dem Wahne, daß die große Armee ihm gen Osten folge; als er endlich seinen Irrtum erkannte und in Gewaltmärschen herbeieilte, konnte er die bedrohte Hauptstadt nicht mehr rechtzeitig erreichen, das Verhängnis nicht mehr wenden.

STURM AUF PARIS

Auf dem Wege der Verbündeten standen nur noch die gelichteten Korps von Marmont und Mortier. Schwarzenbergs langsamer Marsch gewährte ihnen die Zeit, Paris zu erreichen. Die beiden Marschälle beschlossen, obgleich Marie Luise mit dem Könige von Rom an die Loire flüchtete, vor den Mauern der Hauptstadt eine letzte Schlacht zu wagen. Verstärkt durch Nationalgarden besetzten sie mit vierunddreißigtausend Mann die Dörfer der Bannmeile und die steilen Anhöhen, welche die Stadtteile des rechten Seineufers auf der Nord- und Ostseite in weitem Bogen umkränzen. Marmont stand auf der Rechten bis hinüber zum Walde von Vincennes, dicht am Zusammenfluß der Seine und Marne, Mortier hielt jenseits des Ourcq-Kanals und

lehnte sich mit dem äußersten linken Flügel an den Hügel des Montmartre. Der Kampf gegen die hunderttausend Mann der Verbündeten war, trotz der festen Positionen der Franzosen, von vornherein aussichtslos; gleichwohl ward er überaus blutig, dank den unglücklichen Anordnungen des großen Hauptquartiers, das seine Übermacht wieder nicht rechtzeitig zur Stelle brachte. Schon seit dem Morgen des 30. März kämpfte Prinz Eugen mit seinen Russen gegen das Zentrum der Franzosen, nahm das Dorf Pantin, versuchte die Hochebene von Romainville zu erreichen, ward geworfen und hart bedrängt, bis endlich die russischen und die allzulange pedantisch geschonten preußischen Garden ihm Luft machten. Die Garde erstürmte unter Oberst Alvensleben die Batterien bei Pantin, während die Russen den Bergkirchhof Père La Chaise mit der blanken Waffe nahmen. Weit später ward das Gefecht auf dem rechten Flügel der Franzosen eröffnet; der Kronprinz von Württemberg setzte sich im Walde von Vincennes fest, behauptete sich dort und drang am Nachmittage bis an das Ufer des Flusses vor. Auch die schlesische Armee gelangte erst kurz vor Mittag zum Kampfe gegen den linken Flügel des Feindes. Wer hätte dem kranken Blücher verbieten dürfen, an solchem Ehrentage dem Sturme der Deutschen auf den „Sankt Märten“ beizuwohnen? Die entzündeten Augen mit einem Damenhut und Schleier bedeckt hielt er mitten im Getümmel und sah mit an, wie seine vielgeprüften Schlesier noch einmal, wie einst bei Möckern, unter dem Kreuzfeuer der feindlichen Batterien kämpften. Am Nachmittage war die ganze Linie der Verbündeten im siegreichen Vorgehen; Prinz Wilhelm der Ältere hatte bereits die Barrieren der Stadt erreicht; nahebei erstürmten Kleists Truppen mit gefällttem Bajonett den Hügel mit den fünf Windmühlen neben dem Montmartre, und auf der Linken der Franzosen drangen Langerons Russen an den steilen Abhängen der Steinbrüche des Montmartre empor bis hinauf zu den staffelförmig aufgestellten Batterien. Da sprengten Adjutanten heran, weiße Tücher in den Händen; die Schlacht war beendet, Paris hatte kapituliert. Lange hielten die Generäle neben den Mühlen auf

der Höhe und betrachteten schweigend die bezwangene Stadt; die stumpfen Türme von Notre Dame und die Kuppel des Pantheon glänzten im Abendlichte. Auch Oberst Below trabte herauf mit seinen Litauern; er mußte doch halten, was er in Tilsit versprochen und seinen Jungen die Hauptstadt des Feindes zeigen. Neuntehalb Jahrhunderte waren vergangen, seit unser Kaiser Otto II. auf diesen Hügeln seine Adlerfahnen aufpflanzte und die Stadt da drunten durch die Hallelujarufe seiner Streiter schreckte; seitdem waren Engländer und Spanier und auch einzelne Reiterhaufen deutscher Landsknechte bis in das Herz der französischen Macht eingedrungen, doch niemals wieder ein deutsches Heer. Wie furchtbar war dann das unglückliche Deutschland durch die Übermacht und den Übermut dieses bösesten aller Nachbarn mißhandelt worden, also daß schon der Große Kurfürst zu der Einsicht kam, nur ein Zug nach Paris könne dem Weltteil die Staatenfreiheit, das dauernde Gleichgewicht der Mächte wiedergewinnen. Nun lag das neue Rom gebändigt, eine unabsehbare Zukunft voll friedlichen Völkerglücks schien sich aufzutun vor den entzückten Blicken der kampfesmäden Welt. Die Deutschen glaubten das Unrecht zweier Jahrhunderte gesühnt, als am nächsten Tage der Zar, der König und Schwarzenberg an der Spitze der verbündeten Heere ihren Eintritt hielten durch das Martinstor, das noch an König Ludwigs deutsche Eroberungsfahrten erinnerte; darauf ging der Zug unter dem rasenden Jubel der dichtgedrängten Volksmassen die breiten Boulevards entlang nach dem Platze Ludwigs XV., wo einst die Guillotine ihre Blutarbeit getan, dann auf die Elysäischen Felder zur prunkenden Heerschau. Wer hätte sich auch nur träumen lassen, daß dieselben preussischen Fahnen noch zweimal binnen zweier Menschenalter desselben Weges ziehen würden? Glücklicher war doch niemand als jene beiden großen Deutschen, die nun glorreich erfüllt sahen, was sie sich einst auf dem Leipziger Markte in die Hand versprochen hatten. Gneisenau schrieb: „Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten, ist geschehen“; Stein aber sagte in seiner wuchtigen Weise: „Der Mensch ist am Boden!“

VII.

FRIEDE UND HEIMKEHR

IN DER ALTEN Heimat der gallischen Unbeständigkeit, in der Stadt Paris war die Erbitterung gegen das Kaiserreich früher und lebhafter erwacht als in den Provinzen. Die so lange entschlummerte Lust an Kritik und Widerspruch wurde wieder rege, die Reden der Opposition im gesetzgebenden Körper fanden lauten Widerhall, die konstitutionellen Ideen aus den Anfängen der Revolution lebten auf, das geistreiche Volk begann die dumpfe Stille, die über seinem öffentlichen Leben lag, als einen unnatürlichen Zwang zu empfinden. Der Imperator hatte mit wunderbarer Kenntniss des Volkscharakters die nationale Staatsform des neuen Frankreichs, den zentralisierten Beamtenstaat, auf viele Menschenalter hinaus fest begründet. Die Spitze dieses mächtigen Gebäudes blieb gleichwohl ungesichert. Sobald das Glück den Herrscher floh, mußte er empfinden, daß er doch nur der Erwählte des Volkes und den Millionen persönlich verantwortlich war: auf Treue konnte ein Regiment nicht rechnen, das grundsätzlich nur den gemeinen Ehrgeiz benutzte. Schon als man im Februar die Gefangenen von den Schlachtfeldern der Champagne durch die Pariser Straßen führte, wurden sie nicht mehr wie sonst mit triumphierenden Rufen, sondern mit Bedauern und Mitleid empfangen. Seit den Niederlagen des März vollendete sich die Umstimmung der Hauptstadt, ein Gesinnungswechsel so jäh, so durchgreifend, so übermächtig wie vor Zeiten, als Heinrich IV. seinen

Frieden mit der alten Kirche schloß und das katholische Paris sich mit einem Male jauchzend in die Arme des verhaßten Ketzers stürzte.

Mit richtigem Instinkte begriff das Volk, daß nunmehr nur die alte Dynastie noch möglich war; nicht Royalisten, sondern Männer der Revolution und des Kaiserreichs erhoben am lautesten ihre Stimme für die vergessenen und verlachten Bourbonen. Bei ihrem Einzuge bemerkten die Verbündeten mit Verwunderung, wie die Massen versuchten, das Bild des glorreichen Imperators von der Vendomesäule hinabzustürzen, wie Nationalgardisten den vielgefeierten Stern der Ehrenlegion ihren Rossen an den Schweif banden. Schon sah man an vielen Hüten die weiße Kokarde. Überall Verwünschungen gegen den Tyrannen, donnernde Jubelrufe für die Befreier. Die französische Eitelkeit ließ sich's nicht nehmen, daß die weiße Armbinde, welche die buntscheckigen Kriegsvölker des alten Europas als Erkennungszeichen trugen, eine Huldigung sei für Frankreichs Könige; die Alliierten erschienen den Erregten wie ein royalistisches Kreuzfahrerheer, das im Namen und Auftrag der französischen Nation das Urteil an dem Tyrannen vollstreckte. Den König von Preußen begrüßte im Theater das Lied: „Vive Guillaume et ses guerriers villants, de ce royaume il sauve les enfants“!¹¹⁵ Der schlichte Friedrich Wilhelm war, wie Frau von Staël sagte, ganz erstaunt, daß es diesen Leuten so viel Vergnügen machte, besiegt zu sein. In seinem Heere ward der alte Nationalhaß durch den Anblick solcher Untreue nur verschärft. Mit tiefer Geringschätzung sprachen alle Norddeutschen von dieser herzlosesten aller Nationen. Für die unverwüstliche elastische Lebenskraft, die in dem beweglichen französischen Charakter liegt, hatten sie kein Auge. Ein ruhiges Verhältnis gegenseitiger Achtung stellte sich nicht her, zum Unheil für beide Nationen. Jene ganze Generation preußischer Staatsmänner und Generäle hielt immer die Überzeugung fest, daß eine letzte Abrechnung mit Frankreich noch bevorstehe; Gneisenau und Stein haben bis zu ihrem Todestage in solcher Ahnung gelebt.

Indessen genossen die Sieger mit vollen Zügen die Freuden des üppigen hauptstädtischen Lebens. Den

Parisern brachte die Eroberung durchaus kein Unge-
mach, da die Alliierten aus zärtlicher Schonung gegen
die Gefühle der Besiegten ihre Truppen längere Zeit
auf den Plätzen biwakieren ließen, sondern nur Gelegen-
heit zu leichtem Gewinne. Viele reiche englische Fa-
milien eilten an die Seine zu den lang entbehrten Ge-
nüssen der Stadt des Vergnügens. Das Gold floß in
Strömen. Die Kaffeehäuser in den Galerien des Palais
Royal und die Spielhöhlen an den Boulevards freuten
sich der glänzenden Geschäfte und der guten Kund-
schaft des preußischen Feldmarschalls, der nach voll-
brachter Kriegsarbeit das Blüchern nicht mehr lassen
konnte; allabendlich saß er stundenlang mit Frack und
Ordensstern über den geliebten Karten, mit kaltblütiger
Ruhe seine Goldrollen setzend, am grünen Tisch ebenso
kühn und glücklich wie im Kriege. Ganz unbegreiflich
blieb den an die Roheit der Konskribierten gewöhnten
Franzosen der Charakter des preußischen Volksheeres.
Sie schüttelten den Kopf, wenn die preußischen Frei-
willigen, fast so eifrig wie ihr Kronprinz, zu den Kunst-
schätzen des Louvre wallfahrteten. Kein Murillo und
kein Raffael zog diese teutonische Jugend so unwider-
stehlich an wie Memlings Weltgericht mit der fürchter-
lich ernsten Gestalt des richtenden Erzengels — jenes
„Danziger Bild“, das Napoleon aus der Marienkirche
geraubt hatte; hier standen die jungen Deutschen immer
dicht gedrängt, als ob sie sich mitten in der welschen
Herrlichkeit ihres heimischen Wesens recht bewußt
werden wollten. Für das stille Gefühl der Beschämung,
das sie doch nicht loswerden konnten, rächten sich die
Pariser nach ihrer Weise durch Couplets und Karikaturen.

Ihre ganze Liebenswürdigkeit wendete sich dem
Zaren zu. Die berechnete Schmeichelei berauschte den
glücklichen Sieger, der Einfluß Steins sank von Tag
zu Tag. Alexander wohnte im Palaste Talleyrands, und
der schlaue Hausherr fand der Bewunderung kein Ende
für den ersten Mann des Jahrhunderts, der allein die
Befreiung Europas vollendet habe. Die Behörden, die
Gelehrten der Akademie und vor allem die Damen
schwangen wetteifernd ihre Weihrauchsfässer vor dem
sanften, liebevollen „Engel des Friedens“. Alexanders

Eitelkeit fühlte sich lebhaft geschmeichelt, als die Vorsteherin einer weiblichen Irrenanstalt ihm erzählte, daß die Zahl der aus unglücklicher Liebe erkrankten jungen Damen seit der Anwesenheit des russischen Selbstherrschers bedenklich zugenommen habe. Der Zar gebärdete sich wieder als der mächtige Schirmherr der Völkerfreiheit und dachte die Welt durch seine Großmut in Erstaunen zu setzen, zumal da sein Rußland unmittelbar von Frankreich nichts gewinnen konnte. Das englische Kabinett, voll höchster Eifersucht gegen Rußland, suchte jetzt ebenfalls durch nachsichtige Schonung die Freundschaft der Franzosen zu gewinnen. Österreich, das schon längst den Frieden um jeden Preis wünschte, steuerte in derselben Richtung. So stand denn Preußen bald völlig einsam mit seinem Verlangen nach rücksichtsloser Benutzung des Sieges.

Die veränderte Stellung der Parteien im Lager der Koalition zeigte sich bereits bei den Verhandlungen mit Napoleon. Am 25. März endlich hatte Caulaincourt — und immer noch in sehr unbestimmten, allgemeinen Ausdrücken — an Metternich geschrieben, daß er Vollmacht habe, den Frieden zu unterzeichnen. Der Brief kam zu spät, die Entscheidung war gefallen. Sogleich nach ihrem Einzuge erklärten die Alliierten, daß sie nicht mehr mit Napoleon unterhandeln würden, und forderten den Senat auf, eine vorläufige Verwaltung einzurichten. Diese provisorische Regierung verfuhr nach dem einfachen Grundsatz ihres Führers Talleyrand: „Es ist nicht jedermanns Sache, sich von dem einstürzenden Gebäude begraben zu lassen“, und sprach unter nichtswürdigen Schmähungen die Absetzung des Imperators aus. Daß die Tausende von Beamten und Rittern der Ehrenlegion allesamt alsbald ihres Eides vergaßen, war in dem neuen Frankreich selbstverständlich. Talleyrand meinte seine Zeit gekommen, hoffte im Namen des unmündigen Napoleon II. die Regentschaft zu führen; sobald er aber einsah, daß dieser Plan bei den Siegern keinen Anklang fand, stellte er sich sofort mit gewandter Schwenkung auf die Seite der Bourbonen und verständigte sich mit seinem kaiserlichen Gaste über die Restauration des alten Königshauses.

Napoleon wurde, als er nach dem Falle der Hauptstadt in Fontainebleau anlangte, bald von seinen eigenen Marschällen verlassen; er fand den Mut nicht, durch einen freiwilligen Tod ein Leben zu beenden, das nunmehr jeden Zweck entbehrte, und unterzeichnete am 11. April seine Abdankung. Vergeblich riet Hardenberg den Monarchen, den gefährlichen Mann in ein entlegenes Exil zu verweisen, vergeblich empfahl das preußische Kabinett noch mehrmals während der folgenden Monate die Insel St. Helena als den bestgeeigneten Verbannungs-ort. Kaiser Franz war nicht gesonnen, den Schwiegersohn gänzlich ins Verderben zu stürzen, obgleich er unbedenklich seine Tochter von dem Gestürzten trennte; die Briten rechneten auf die Wachsamkeit ihrer Mittelmeerflotte. Den Ausschlag gab, daß Zar Alexander seinen Edelsinn zeigen wollte. Also wurde der unbegreiflich törichte Beschluß gefaßt, diesen gewaltigen Menschen mit seinem rastlosen Ehrgeiz auf die Insel Elba zu senden. Dort sollte er friedlich hausen, inmitten der aufgeregten Nationen Frankreichs und Italiens, denen er beiden gleich nahe stand — der Titane, der eben jetzt zu seinem Augereau sagte: Asien bedarf eines Mannes! Man ließ ihm Würde und Rechte eines souveränen Fürsten, also auch das Recht der Kriegführung, und wählte seine Laufbahn beendet, zumal da er auf der Reise durch die royalistischen Striche Südfrankreichs nur mit Not der Wut des Pöbels entging.

Alexander hoffte nun, seinen neuen liberalen Grundsätzen gemäß, durch einen Beschluß der französischen Nation die Bourbonen zurückzurufen und sie sogleich auf eine Verfassung zu verpflichten. Der Prätendent dachte anders, desgleichen sein Bruder Artois, der sogleich als Monsieur, Fils de France¹¹¹ in Paris auftrat. Wer im Bourbonischen Hause hätte jemals bezweifelt, daß die Krone der Kapetinger am Todestage des unglücklichen Knaben, den man Ludwig XVII. nannte, von Gottes Gnaden auf den Roy Louis XVIII. übergegangen war? Ludwig vergaß es dem Zaren nicht, daß dieser ihn einst aus Mitau ausgewiesen, trug geflissentlich seine Vorliebe für England, den Nebenbuhler Rußlands, zur Schau; hier ward ihm wohl bei dem hart reaktionären

Prinzregenten und seinen Hochtorys, die von dem göttlichen Rechte des französischen Königtums so fest überzeugt waren. Mit der Versicherung, daß er die Wiederherstellung seines Hauses nächst Gott diesem großen Reiche verdanke, verließ er England an Bord einer britischen Flotte, trat in Frankreich sofort als der rechtmäßige König auf, verkündete noch unterwegs, trotz der persönlichen Abmahnungen des Zaren, seinen Entschluß, den getreuen Untertanen kraft seines königlichen Rechtes eine Charte zu schenken, und langte am 3. Mai in Paris an. Wie er so in seine Hauptstadt einfuhr, der dicke gichtbrüchige Greis, auf dem Rücksitze die beiden noch älteren Herzöge von Condé und Bourbon, der eine von ihnen fest eingeschlafen, da fragten die verwundert zuschauenden preußischen Offiziere, ob dies Greisenregiment die Erbschaft eines Napoleon antreten solle. Und dann jenes sonderbare Gegenstück zu den majestätischen Siegesfesten des Soldatenkaisers, die Heerschau vor den Tuileries: droben auf dem Altane der alte Herr in seinem Lehnstuhle, drunten die Truppen gehorsam ihr „vive le Roy“ rufend, und zuletzt ein gnädiges Kopfnicken des Königs und ein herablassendes „je suis content“¹¹²! Der Bourbone fühlte sich seines Thrones völlig sicher, trat den Verbündeten mit naiver Anmaßung entgegen, beanspruchte als vornehmster Fürst der Christenheit in seinem eigenen Schlosse den Vortritt vor den drei Monarchen, denen er alles verdankte.

Den Siegern dagegen entgingen die schweren Gefahren nicht, welche dies aus dem Grabe erstandene Regiment bedrohten. Sie sahen mit wachsender Sorge, wie weder das knechtische Betragen der sofort zum Royalismus bekehrten napoleonischen Marschälle, noch die Soldatenspiellerei des Herzogs von Berry die napoleonischen Gesinnungen des Heeres unterdrücken konnte, wie die abgesetzten Beamten grollten und schürten, wie zwischen den heimkehrenden Emigranten und der Masse des Volkes eine tiefe, unübersteigliche Kluft sich auftrat. Vom ersten Tage der neuen Regierung an hatten die Alliierten geringes Vertrauen zu ihrem Bestande. Aber statt aus solchen unheimlichen Anzeichen den Schluß zu ziehen, daß Frankreichs Nachbarn verstärkt und zum

Widerstande gegen diese unberechenbare Macht instand gesetzt werden müßten, dachten die Staatsmänner von Rußland, England und Österreich vielmehr, durch milde Friedensbedingungen dem alten Königshause seine dornige Aufgabe zu erleichtern.

Nach allem, was geschehen, war eine Verschärfung der Friedensbedingungen fast unmöglich. Der Zar hatte soeben noch, beim Einzuge, erklärt, daß die Verbündeten das alte Königtum und die alten Grenzen Frankreichs wiederherstellen wollten. Es ging kaum an, diese so oft wiederholte Zusage jetzt plötzlich zu brechen und den befreundeten Bourbonen härtere Zumutungen zu stellen, als dem Feinde Napoleon. Daher wagten die preußischen Diplomaten gar nicht, einen förmlichen Antrag auf die Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen zu stellen, obgleich der Staatskanzler persönlich diesen Wunsch hegte und alle seine Generäle ihm eindringlich vorstellten, wie schwer die Sicherheit Süddeutschlands gefährdet würde, wenn jener mächtige Keil französischen Gebietes von Landau bis Hüningen tief in unser Oberland hineinragte. Hardenberg und sogar Stein begnügten sich, den Rückfall von Straßburg und Landau zu verlangen; denn diese Forderung durften sie stellen, ohne den früheren Versprechungen der Koalition untreu zu werden. Beim Ausbruche der Revolutionskriege war ja ein volles Viertel des Elsasses, zweihundertfünfundvierzig Gemeinden mit zweihundertzweiundfünfzigtausend Einwohnern, noch im Besitze deutscher Reichsstände gewesen, freilich zum größten Teile unter französischer Oberhoheit. Gaben die Deutschen diese alten Ansprüche auf, verzichteten sie auf den Wiedergewinn der schönen Herrschaften Saarwerden, Lützelstein, Rappoltstein, Mömpelgard, Dagsburg, Hanau-Lichtenberg, so waren sie sicherlich berechtigt, zur Entschädigung die beiden gefährlichen Hauptfestungen des Oberrheins zu fordern. Aber einstimmig traten die drei verbündeten Mächte dieser bescheidenen Forderung Preußens entgegen. Talleyrand beteuerte salbungsvoll: das einzige Mittel zur Verhinderung künftiger Kriege sei — eine große starke Nation nicht zu entehren, und fand nur zu schnell Gehör bei dem Zaren, bei Metternich und Castlereagh.

SCHENKUNGEN AN FRANKREICH!

Schon am 23. April wurde mit Monsieur ein vorläufiger Vertrag abgeschlossen, kraft dessen die Zivilverwaltung in allen den Gebieten, welche am 1. Januar 1792 französisch gewesen, sofort an die französischen Behörden zurückgegeben werden sollte; auch die Entfernung der verbündeten Heere aus diesen Landstrichen wurde zugesagt, sobald Frankreich die noch in Italien und Deutschland besetzten Festungen geräumt habe. Stein machte den Staatskanzler darauf aufmerksam, durch diesen Vertrag seien keineswegs ganz Elsaß-Lothringen und Burgund der französischen Verwaltung preisgegeben, vielmehr lägen dort überall noch eingesprenzte altdeutsche Gebiete; als Leiter der Zentralverwaltung befahl er sogleich, daß im Moseldepartement alle die Ortschaften, die erst im Jahre 1793 erobert worden, den Franzosen nicht ausgeliefert werden sollten. Jedoch diese ehrliche Auslegung des Vertrags fand bei den Verbündeten Preußens keinen Anklang. Die schnelllebige Zeit hatte in der Tat schon ganz vergessen, daß jenes deutsch gebliebene Viertel des Elsasses einst den ersten Anlaß zu den Revolutionskriegen gegeben hatte; allgemein glaubte man in der diplomatischen Welt, was die Franzosen geflissentlich aussprengten, das gesamte oberrheinische Land sei schon seit zweihundert Jahren französisch. Jedenfalls wollte man sich auf schwierige historische Untersuchungen nicht einlassen und beschloß, das ganze Elsaß sowie das ganze Moseldepartement sogleich den französischen Behörden auszuliefern. Damit war die Grundlage des Friedensschlusses bereits festgestellt, noch bevor der Friedenskongreß eröffnet wurde. Die Koalition hatte, gegen den Widerspruch Preußens, tatsächlich schon den Grundsatz anerkannt, daß die Grenzen vom 1. Januar 1792 zwar im allgemeinen die Regel bilden, doch im einzelnen zugunsten des Besiegten verändert werden müßten. Jene Frankfurter Verheißung: Frankreich wird größer sein als unter seinen Königen — sollte sich erfüllen.

Die Verhandlungen über den Friedensvertrag konnten erst am 9. Mai beginnen, sobald wieder eine anerkannte

Widerstande gegen diese unberechenbare Macht instand gesetzt werden mußten, dachten die Staatsmänner von Rußland, England und Österreich vielmehr, durch milde Friedensbedingungen dem alten Königshause seine dornige Aufgabe zu erleichtern.

Nach allem, was geschehen, war eine Verschärfung der Friedensbedingungen fast unmöglich. Der Zar hatte soeben noch, beim Einzuge, erklärt, daß die Verbündeten das alte Königtum und die alten Grenzen Frankreichs wiederherstellen wollten. Es ging kaum an, diese so oft wiederholte Zusage jetzt plötzlich zu brechen und den befreundeten Bourbonen härtere Zumutungen zu stellen, als dem Feinde Napoleon. Daher wagten die preußischen Diplomaten gar nicht, einen förmlichen Antrag auf die Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen zu stellen, obgleich der Staatskanzler persönlich diesen Wunsch hegte und alle seine Generäle ihm eindringlich vorstellten, wie schwer die Sicherheit Süddeutschlands gefährdet würde, wenn jener mächtige Keil französischen Gebietes von Landau bis Hünningen tief in unser Oberland hineinragte. Hardenberg und sogar Stein begnügten sich, den Rückfall von Straßburg und Landau zu verlangen; denn diese Forderung durften sie stellen, ohne den früheren Versprechungen der Koalition untreu zu werden. Beim Ausbruche der Revolutionskriege war ja ein volles Viertel des Elsasses, zweihundertfünfundvierzig Gemeinden mit zweihundertzweiundfünfzigtausend Einwohnern, noch im Besitze deutscher Reichsstände gewesen, freilich zum größten Teile unter französischer Oberhoheit. Gaben die Deutschen diese alten Ansprüche auf, verzichteten sie auf den Wiedergewinn der schönen Herrschaften Saarwerden, Lützelstein, Rappoltstein, Mömpelgard, Dagsburg, Hanau-Lichtenberg, so waren sie sicherlich berechtigt, zur Entschädigung die beiden gefährlichen Hauptfestungen des Oberrheins zu fordern. Aber einstimmig traten die drei verbündeten Mächte dieser bescheidenen Forderung Preußens entgegen. Talleyrand beteuerte salbungsvoll: das einzige Mittel zur Verhinderung künftiger Kriege sei — eine große starke Nation nicht zu entehren, und fand nur zu schnell Gehör bei dem Zaren, bei Metternich und Castlereagh.

SCHENKUNGEN AN FRANKREICH!

Schon am 23. April wurde mit Monsieur ein vorläufiger Vertrag abgeschlossen, kraft dessen die Zivilverwaltung in allen den Gebieten, welche am 1. Januar 1792 französisch gewesen, sofort an die französischen Behörden zurückgegeben werden sollte; auch die Entfernung der verbündeten Heere aus diesen Landstrichen wurde zugesagt, sobald Frankreich die noch in Italien und Deutschland besetzten Festungen geräumt habe. Stein machte den Staatskanzler darauf aufmerksam, durch diesen Vertrag seien keineswegs ganz Elsaß-Lothringen und Burgund der französischen Verwaltung preisgegeben, vielmehr lägen dort überall noch eingesprengte altdutsche Gebiete; als Leiter der Zentralverwaltung befahl er sogleich, daß im Moseldepartement alle die Ortschaften, die erst im Jahre 1793 erobert worden, den Franzosen nicht ausgeliefert werden sollten. Jedoch diese ehrliche Auslegung des Vertrags fand bei den Verbündeten Preußens keinen Anklang. Die schnelllebige Zeit hatte in der Tat schon ganz vergessen, daß jenes deutsch gebliebene Viertel des Elsasses einst den ersten Anlaß zu den Revolutionskriegen gegeben hatte; allgemein glaubte man in der diplomatischen Welt, was die Franzosen geflissentlich aussprengten, das gesamte oberrheinische Land sei schon seit zweihundert Jahren französisch. Jedenfalls wollte man sich auf schwierige historische Untersuchungen nicht einlassen und beschloß, das ganze Elsaß sowie das ganze Moseldepartement sogleich den französischen Behörden auszuliefern. Damit war die Grundlage des Friedensschlusses bereits festgestellt, noch bevor der Friedenskongreß eröffnet wurde. Die Koalition hatte, gegen den Widerspruch Preußens, tatsächlich schon den Grundsatz anerkannt, daß die Grenzen vom 1. Januar 1792 zwar im allgemeinen die Regel bilden, doch im einzelnen zugunsten des Besiegten verändert werden müßten. Jene Frankfurter Verheißung: Frankreich wird größer sein als unter seinen Königen — sollte sich erfüllen.

Die Verhandlungen über den Friedensvertrag konnten erst am 9. Mai beginnen, sobald wieder eine anerkannte

Staatsgewalt in Frankreich bestand. Die Bevollmächtigten versammelten sich in Talleyrands Hause. Metternich und Stadion, Hardenberg und Humboldt, Nesselrode und Rassumowsky, endlich Castlereagh, Stewart, Aberdeen und Cathcart vertraten die Koalition. Der soeben zum Minister des Auswärtigen ernannte Talleyrand und jener Laforest, der vor 1806 in Berlin die Geschäfte Napoleons geführt hatte, verhandelten im Namen des Allerchristlichsten Königs. Mit gewohnter Dreistigkeit sprach der französische Minister sein Befremden darüber aus, daß man dem unbefleckten Lilienbanner dieselben Zumutungen stellte, wie der revolutionären Trikolore, und wiederholte pathetisch die in Napoleons letzten Erklärungen so oft erneuerte Versicherung: alle anderen Großmächte hätten sich unmäßig vergrößert; kehre Frankreich wieder in die Grenzen von 92 zurück, so werde das Gleichgewicht Europas bedenklich verschoben. Indes sah der kluge Mann wohl ein, daß alles Wesentliche in Wahrheit schon entschieden war: er wußte, daß dies entwaffnete Frankreich nach Lage der Umstände sich gar nichts Besseres wünschen konnte als die nachsichtigen Anerbietungen der Koalition, und beschränkte sich daher bald auf den Versuch, die Grenzen von 92 möglichst vorteilhaft abzurunden. Die wenigen kurzen Sitzungen des Kongresses, die in Eile mitten in einem Strudel von Bällen, Schmäusen und Vergnügungen aller Art abgehalten wurden, galten nur der Erledigung von Fragen zweiten Ranges; darum ist auch in den Archiven wenig darüber zu finden. Bei der Gönnerschaft, welche Rußland, England und Österreich den Franzosen wett-eifernd entgegenbrachten, konnte von einer Verschärfung der ursprünglichen Bedingungen nicht mehr die Rede sein; die Frage war nur, wieviel Land Talleyrands Schlaueit noch zu dem alten Gebiete hinzu erhandeln würde. Wohl bäumte sich der französische Hochmut noch zuweilen auf. Am 11. Mai verlangten die Marschälle im Staatsrate die Wiedereröffnung des Krieges, offenen Widerstand gegen die schimpflichen Anforderungen der Koalition, und die preußischen Generale befürchteten einige Tage lang den Ausbruch eines Straßenkampfes in Paris. Doch das Gewölk zog vorüber, die Nüchtern-

heit König Ludwigs wollte sich auf den tollen Vorschlag nicht einlassen.

Jene Vereinbarung von Chatillon, kraft deren die Verteilung der abgetretenen Provinzen den Alliierten allein überlassen blieb, wurde aufrechterhalten, dank der Festigkeit Hardenbergs. Indes erreichte Talleyrand, daß man diesen Satz in den geheimen Artikeln des Friedensvertrags begrub; die Franzosen durften nichts erfahren von jener Bestimmung, die ihrem Stolze am unerträglichsten war. Bei der Beratung über die einzelnen Punkte der Grenze bereitete die Nachgiebigkeit der drei Verbündeten Preußens dem französischen Minister einen Triumph nach dem andern. Er bewirkte nicht nur, daß alle von französischem Gebiete eingeschlossenen Herrschaften, Avignon und Venaissin, Mömpelgard und die elsässischen Reichsländer, bei Frankreich verblieben, sondern erlangte auch noch einige köstliche Außenposten über die alten Grenzen hinaus: so Savoyen und einen Landstrich an der belgischen Grenze mit der wichtigen Maasfestung Givet. Mit der äußersten Zähigkeit marktete er um jeden Brocken Landes; nur durch Humboldts entschiedenen Widerspruch wurde Kaiserslautern für Deutschland gerettet. Dagegen überließ man die altpfälzischen Gebiete, die zwischen den Weißenburger Linien und der Enklave Landau lagen, an Frankreich, und um die Grenze bei Saarlouis abzurunden, wurde sogar Saarbrücken mit seinem unschätzbaren Kohlenbecken und der alten nassauischen Fürstengruft von St. Arnual preisgegeben. Die treue deutsche, altprotestantische Stadt war in Verzweiflung. Sie hatte so ganz fest gebaut auf die Versicherung des Generalgouverneurs Gruner: Wer deutsch spricht, soll deutsch bleiben. Nun vernahm Stein tief erschüttert die rührenden Klagen dieser wackeren Lothringer über ihre schreckliche Lage, die in dem Herzen jedes Deutschen Trauer erregen müsse und legte ein gutes Wort ein für die Bitte der Saarbrücker, daß man ihre Söhne mindestens im deutschen Staatsdienste anstellen möge. Besser ward für die Schweiz gesorgt, natürlich wieder auf Deutschlands Kosten: man konnte gar nicht genug tun, die berühmten Polsterkissen an

der deutschen Grenze zu verstärken. Die Eidgenossenschaft erhielt das Bistum Basel, und Metternich erklärte sich auch bereit, ihr das altösterreichische Fricktal mit Rheinfelden und Laufenburg zu lassen.

Tag für Tag hatten die preußischen Staatsmänner mit der unerschöpflichen Freigebigkeit ihrer Verbündeten zu kämpfen, bis Humboldt sich endlich von Metternich und Nesselrode das Wort darauf geben ließ, daß es nun genug sei und kein Zollbreit deutschen Bodens mehr abgetreten werden solle. Talleyrand aber durfte mit Befriedigung sein Werk betrachten: Frankreich blieb nach einem viertelhundertjährigen Kriege, den allein sein Hochmut über die Welt verhängt, um hundert Geviertmeilen und mehr als eine Million Einwohnern stärker denn zuvor.

Im Rausche seiner Großmut wollte der Zar, allem völkerrechtlichen Brauche zuwider, dem Besiegten die Bezahlung der Kriegskosten erlassen; er fand es unedel, diesem wohlhabenden, durch die Ausplünderung aller Länder bereicherten Frankreich einen bescheidenen Teil des ruchlosen Raubes wieder abzunehmen. Da auch Österreich und England dieser eigentümlichen Ansicht beistimmten, so mußten die Preußen nach lebhaftem Widerstreben sich fügen und verzichteten auf jede Vergeltung für die unerschwingliche Tilsiter Kontribution. Es war, als wollte man die Franzosen absichtlich bestärken in dem übermütigen Wahne, daß für sie allein das Völkerrecht nicht vorhanden sei. Außerdem hatte Preußen noch die Rückerstattung der von ihm an Frankreich bezahlten Vorschüsse zu fordern. Das Finanzministerium berechnete, sehr niedrig: hundertsechundsunddreißig Millionen für den Durchmarsch der großen Armee nach Rußland, ferner zehn Millionen siebenhunderttausend für die vertragswidrig erpreßten Leistungen und Lieferungen aus den Jahren 1808—12, endlich über dreiundzwanzig Millionen rückständige Zahlungen an das Königreich Sachsen und die Stadt Danzig, die man beide schon als preußische Gebiete ansah, zusammen hundertneunundsechzig Millionen achthunderttausend Franken. Die Zahlung dieser Summe war eine Lebensfrage für die preußischen Finanzen; der ungleiche Kampf hatte den

Staatshaushalt dermaßen erschöpft, daß Hardenberg eben jetzt bei Lord Castlereagh dringend um ein sofortiges bares Darlehen von — hunderttausend Pfund Sterling bitten mußte! Alle jene Millionen waren für den Unterhalt der französischen Armee verwendet worden; an der Rechtmäßigkeit der Schuldforderung bestand gar kein Zweifel. Hardenberg hielt die Berichtigung der Schuld jetzt um so mehr für unausbleiblich, da ja im letzten Frühjahr die vertragswidrige Verweigerung der Zahlung der unanfechtbare Rechtsgrund für Preußens Kriegserklärung gewesen war. Darum hatte er auch versäumt, während des Krieges eine Bürgschaft der Alliierten für seine Ansprüche zu verlangen.

PREUSZEN BETROGEN

Es war eine folgeschwere Unterlassungssünde, freilich ein Fehler, den auch wohl ein minder vertrauensvoller Staatsmann, als Hardenberg war, hätte begehen können; denn wer mochte glauben, daß eine so sonnenklare, unbestreitbare Forderung nicht die Unterstützung der Bundesgenossen finden würde? Als Preußen seine Rechnung dem Kongresse zuerst vorlegte, widersprach niemand unter den Verbündeten. In der Sitzung vom 17. Mai verlangte Humboldt sodann eine bestimmte Erklärung der Franzosen. Da erwiderte Laforest: sein König habe ihm unbedingt verboten, über diese Frage auch nur zu verhandeln — und zwar unmittelbar nach einem Gespräche mit dem Zaren. Nachher erfuhr der preußische Bevollmächtigte vertraulich von Metternich und Anstett: die beiden Kaisermächte seien einig, durchaus keine Geldforderungen an Frankreich zu stellen — sie allerdings hatten von Frankreich keine Schulden einzutreiben — und überließen den Preußen, was sie tun wollten. Also war Preußen von seinen Alliierten völlig preisgegeben, in einer bizarren Situation, wie Humboldt sagte; und, fügte er mit bitterem Vorwurf gegen den Staatskanzler hinzu, mit etwas weniger Verschämtheit und etwas mehr Geschick hätten wir unsere gerechten Ansprüche schon vor dem Einzuge in Paris

durchsetzen können. König Ludwig kannte den Haß seines Volkes gegen die Preußen und gab daher, sobald er von den drei Mächten nichts mehr zu befürchten hatte, die hochtrabende Antwort: „Lieber dreihundert Millionen aufwenden, um Preußen zu bekämpfen, als hundert, um es zu befriedigen!“ Sollte die norddeutsche Macht, mittellos wie sie war, mit ihrem gelichteten Heere den Krieg allein wieder aufnehmen? Es blieb kein Ausweg; man mußte die Folgen der Fehler Hardenbergs tragen. Durch die Artikel achtzehn und neunzehn des Friedensvertrags verzichteten die europäischen Mächte — vorbehaltlich einiger Ansprüche von Privatleuten — wechselseitig auf alle ihre Schuldforderungen, ein Verzicht, der für Österreich und Rußland nichts, für Preußen eine ungeheure Einbuße bedeutete.

Überall bei den Beratungen des Kongresses erschienen die Preußen als die Dränger und Treiber, und überall zogen sie den kürzeren. Friedrich Wilhelm nahm, wie sein treues Volk, als selbstverständlich an, daß die mit Verhöhnung alles Völkerrechts zusammengeraubten Kunstschatze jetzt zu ihren rechtmäßigen Eigentümern zurückkehren würden; er forderte alles zurück, was seinem Staate an Büchern, Kunstwerken und Trophäen abgenommen war, und erreichte in der Tat eine mündliche Zusage. Als aber Humboldt den französischen Minister ernstlich über das Wann und Wie zur Rede stellte, wurde Talleyrand sichtlich verlegen und meinte: er glaube wohl, daß sein Herr alles wieder herausgeben wolle; König Friedrich Wilhelm möge noch einmal mit dem Monarchen sprechen; wahrscheinlich habe der premier gentilhomme du Roy diese Sache zu besorgen. Auf erneutes Drängen kam endlich die Berliner Viktoria aus ihrem Schuppen hervor; wie jubelte Jacob Grimm, als er sich eines Morgens auf die eiserne Quadriga setzte und dort sein Frühstück verzehrte. Auch der Degen Friedrichs des Großen fand sich wieder, und Grimm entdeckte mit dem Spürsinne des Sammlers noch einige Schätze der Kasseler Bibliothek in ihrem Versteck. Das war alles. Freiherr von Oelssen, den der König im Spätsommer zur Abholung der preußischen Kunstwerke nach Paris sandte, wurde monatelang mit Ausflüchten

und leeren Reden hingehalten. Da die anderen drei Mächte für Preußens Ansprüche kaum einen Finger regten, so hielt sich König Ludwig seines Wortes entbunden. Sein gesamtes Volk stand hinter ihm wie ein Mann; kein Franzose, der nicht die Zurückforderung des völkerrechtswidrigen Raubes für ein himmelschreiendes Unrecht gehalten hätte. Mit erschreckender Klarheit trat zutage, wie von Grund aus die Plünderungszüge des Kaiserreichs das Rechtsgefühl in dieser Nation verwüstet hatten und wie nötig es war, sie durch eine strenge Züchtigung wieder an die sittlichen Grundgedanken jeder friedlichen Staatengesellschaft zu erinnern.

Stand es nun so, wie durfte man hoffen, daß die Alliierten sogleich auf die von Preußen beanspruchte Gebietsentschädigung eingehen würden? Seinen eigenen Anteil an der Beute hatte Österreich soeben in Sicherheit gebracht. Am 20. April zogen die Österreicher nach einem schlaffen, unrühmlichen Feldzuge in Venedig ein; am selben Tage warf ein unbesonnener Aufstand der Mailänder das Königreich Italien über den Haufen. So erlangte Kaiser Franz fast mühelos durch eine seltene Gunst des Glückes den Besitz von Ober- und Mittelitalien und war daher weniger denn je geneigt, dem beargwöhnten Preußen gegenüber irgendeine Verpflichtung zu übernehmen. Gleichwohl wagte Hardenberg, wie seine Pflicht gebot, den aussichtslosen Versuch und legte am 29. April jene Forderungen, die er schon in Basel ausgesprochen hatte, in einer ausführlichen Denkschrift den Verbündeten vor.

HARDENBERGS DEUTSCHER PLAN

Er beginnt mit dem aufrichtigen Geständnis, daß Preußen für alle anderen Mächte freundliche Absichten hege, nur nicht für Dänemark; denn das soeben an die Dänen abgetretene schwedische Pommern müsse um jeden Preis preußisch werden. Für Deutschland fordert er eine Bundesakte, welche vornehmlich eine kräftige Kriegsordnung einrichten, die Beziehungen zwischen

Fürsten und Untertanen, desgleichen das Gerichtswesen und den deutschen Handel regeln und „die Stelle einer Verfassung vertreten“ soll. Holland und die Schweiz schließen ein ewiges Bündnis mit dem Deutschen Bunde. Rußland erlangt den größten Teil von Warschau mit etwa zwei Millionen dreihunderttausend Einwohnern; Preußen erhält Posen bis zur Warthe, mit Einschluß von Thorn, etwa eine Million dreihunderttausend Köpfe; Österreich nur das 1809 abgetretene Neu-Galizien, Krakau und Zamoscz mit siebenhunderttausend Einwohnern. Außer diesen polnischen Strichen und Oberitalien soll Österreich vor allem den zur Verteidigung des Oberheins unentbehrlichen Breisgau erhalten; der vorgeschobene Posten muß mit dem Kaiserstaate in ununterbrochener Verbindung stehen, daher haben Bayern, Baden und Württemberg einige Stücke ihres Oberlandes (so Passau und Lindau) abzutreten, die Fürsten von Hohenzollern und Liechtenstein werden mediatisiert und ihre Länder zu dem gleichen Zwecke verwendet. Dergestalt wird Österreich um eine Million siebenhunderttausend Seelen stärker als im Jahre 1801. Preußen verzichtet, wenngleich sehr ungern, auf das treue Ansbach-Bayreuth und erlangt, außer den beiden Herzogtümern Westfalen und Berg: ganz Sachsen, sowie die Rheinlande von Mainz bis Wesel.

Der Staatskanzler unterschätzte also keineswegs, wie die Uneingeweihten ihm vorwarfen, die militärische Bedeutung des Rheinlandes; vielmehr war die Spitze seines Planes ersichtlich gegen Frankreich gerichtet. Hardenberg berechnete die Einwohnerzahl der also hergestellten Monarchie, offenbar zu niedrig, auf zehn Millionen fünfhunderttausend, sechshunderttausend Köpfe mehr als im Jahre 1805. Wie Vorderösterreich, so sollten auch Preußens westliche Provinzen durch einen „Isthmus“ mit dem Hauptkörper des Staates verbunden werden; die Landkarten der Staatskanzlei bestimmten ein Stück hannoverschen Landes südlich von Göttingen für Preußen, um den Zusammenhang zwischen dem Eichsfelde und dem östlichen Westfalen herzustellen. Den Niederlanden wurde außer Belgien auch Luxemburg und ein Stück der deutschen Rheinlande zugedacht; doch war

man jetzt etwas behutsamer geworden und bot dem Oranier nur noch einen Strich im äußersten Westen mit der Festung Jülich, außerdem die Versetzung seiner deutschen Vettern auf das linke Ufer, an die luxemburgische Grenze. Die festen Plätze des Rheintals wollte Hardenberg schlechterdings nicht in schwache Hände kommen lassen. Nur ungern, so gestand er selbst, forderte er für seinen Staat diesen gefährlichen Wachtposten; er fühlte, daß Preußen hier eine Ehrenpflicht gegen das große Vaterland zu erfüllen hatte. Der mißtrauische Blick des oranischen Staatsmannes Gagern bemerkte wohl, wie das preußische provisorische Gouvernement in Aachen die wiedergewonnenen altpreußischen Lande Kleve und Geldern mit den kölnisch-trierischen Krummstabslanden durchaus auf gleichem Fuß behandelte; man bereitete in der Stille die Einverleibung vor. Bayern endlich sollte für die an Österreich abgetretenen Provinzen das gesamte nördliche Baden mit Mannheim und Heidelberg, sowie einen Teil der linksrheinischen Pfalz mit Speyer empfangen. Der badische Hof mochte irgendwo auf dem linken Rheinufer seine Entschädigung finden; das schlaffe Regiment des Großherzogs Karl stand überhaupt bei den großen Mächten in schlechtem Ansehen, zudem schien seine Dynastie dem Aussterben nahe.

So Hardenbergs Hoffnungen. Österreich empfing durch die Denkschrift einen schlagenden Beweis der treuen Freundschaft des Berliner Kabinetts. Wie oft hatte einst der große König jeden Schritt westwärts, den Österreich wagte, mit der Feder und dem Schwerte bekämpft; jetzt reichte Preußen selber der Hofburg die Herrschaft über Süddeutschland wie auf einem Teller entgegen. Der Staatskanzler erbot sich, selbst die Stammesvettern seines Monarchen, die schwäbischen Hohenzollern, dem Gedanken des deutschen Dualismus zu opfern, ja er wollte, um nur der Kaisermacht eine feste Stellung am Oberrhein zu verschaffen, sogar dem bayrischen Staate, der ihm stets verdächtig blieb, eine hochgefährliche Vergrößerung gestatten: durch den Besitz der badischen Pfalz schnitt Bayern die kleinen süddeutschen Staaten gänzlich von dem Norden ab, der Süden wurde unbedingt

von Österreich und Bayern abhängig. Die patriotische Absicht dieser törichtten Pläne war die Hoffnung, Österreich vielleicht dereinst für die Wiedereroberung des Elsasses zu gewinnen; wußte man doch, daß der mächtige Adel des Oberlandes auf beiden Ufern des Rheines begütert war und noch ganz in österreichischen Erinnerungen lebte. Die Vergrößerung Bayerns schien ungefährlich, wenn ein österreichisches Vorland zwischen Bayern und Frankreich eingeschoben wurde.

Zum Glück für Deutschland versagte sich Österreich selbst den freigebigen Absichten seines preußischen Freundes. Metternich blieb bei seiner Ansicht, daß man die süddeutschen Nachbarn nicht erschrecken dürfe. In der preußischen Denkschrift fand er schlechterdings nichts, was seiner eigenen Ansicht entsprach; er wollte weder Rußland so weit in Polen eindringen, noch Preußen südwärts über die Mosellinie vorrücken lassen und am allerwenigsten die Albertiner den Hohenzollern preisgeben. Daher erwiderte er, die Frage könne erst auf dem großen Kongresse, der binnen zwei Monaten zusammentreten sollte, ihre Erledigung finden. In der Stille aber traf er bereits seine Anstalten, um die Mainzer Festung den Händen Preußens zu entwenden, und schloß am 3. Juni mit Wrede einen Vertrag zur Ausführung der Rieder Verabredungen: Bayern sollte Mainz und ein möglichst großes Gebiet auf dem linken Rheinufer erhalten, dazu die badische Pfalz und die zur Verbindung mit dem Hauptlande nötigen Gebiete. Deutschlands wichtigste Festung, der Schlüssel der Rheinlande, war also dem Staate versprochen, der noch unter Montgelas' Leitung stand und in Berlin mit Recht als ein geheimer Bundesgenosse Frankreichs beargwöhnt wurde. Selbstverständlich durfte Preußen von diesem Abkommen nichts erfahren. Seinen englischen Freunden aber gestand Metternich offen: er wünsche möglichst viele deutsche Staaten im Rheintale anzusiedeln und also zur Verteidigung des Stromes zu zwingen: nimmermehr könnten Österreich und Bayern das feste Mainz und damit „die Herrschaft über ihren einzigen großen Strom“, den Main, an Preußen geben, das schon Rhein und Elbe, Oder und Weichsel beherrsche. Die Hochtorys

gingen, wie gewöhnlich, bereitwillig auf Metternichs Ansichten ein; sie glaubten ihm aufs Wort, daß der Main ein österreichischer Strom sei, und wollten sich ebenfalls in Paris auf keine Verhandlung über Preußens Ansprüche einlassen.

VERTAGUNG

Auch der Zar war der gleichen Ansicht, obgleich Stein sich warm für die Vorschläge des Staatskanzlers verwendete und dringend vorstellte: die preußisch-russischen Forderungen mußten jetzt ins reine gebracht werden, solange Frankreich sich noch nicht erholt und Österreich sein Heer nicht verstärkt habe. Alexander wünschte nicht, sich jetzt schon über seine polnischen Pläne zu äußern, von denen auch Stein noch immer nichts Sicheres wußte. In der Tat sprachen auch gewichtige sachliche Gründe für die Verschiebung der Entscheidung bis zu dem Kongresse, der die neue Gestalt des Staatensystems festsetzen sollte. Es zeigte sich jetzt, daß dieser ungeheure Krieg doch in erster Linie ein Kampf um Preußens Dasein gewesen war. Die Wiederherstellung Preußens setzte voraus Verhandlungen mit Rußland, Österreich, England-Hannover, Dänemark, Schweden, Holland und einer langen Reihe deutscher Kleinstaaten; sie berührte die beiden Fragen, worüber die Meinungen am weitesten auseinandergingen, den sächsischen und den polnischen Handel. Diese Fragen jetzt erledigen hieß nichts anderes, als dem Kongresse die wichtigsten Aufgaben, um derentwillen er berufen war, im voraus wegzunehmen. Von der Umgestaltung des preußischen Gebiets hing die neue Ordnung der Staatengesellschaft vornehmlich ab; darin lag die Bedeutung zugleich und die schwere Gefahr unserer zentralen Stellung.

Stein hat späterhin den Staatskanzler getadelt, weil er den günstigen Augenblick, da die Waffentaten Preußens noch in frischer Erinnerung standen, nicht benutzt habe, um sich den Siegespreis zu sichern. Als ob solche gemüthliche Stimmungen irgend etwas bedeuteten gegen-

über den mächtigen Interessen, welche die berechnete Zurückhaltung der Alliierten bestimmten! In den Augen Österreichs und Englands waren die Siege Blüchers und Gneisenaus wahrhaftig kein Verdienst, sondern nur ein Grund mehr, Preußen zu beargwöhnen, den aufstrebenden Staat in Schranken zu halten. Der Reichsritter war völlig im Irrtum, wenn er wähnte, Metternich sei in jenem Augenblicke zur Abtretung von Sachsen bereit gewesen. Und welches Mittel besaß denn Hardenberg, um die widerstrebenden Höfe jetzt zu bindenden Versprechungen zu zwingen? Da die Alliierten sich verpflichtet hatten, nur gemeinsam (*d'un commun accord*) Frieden zu schließen, so war Preußen allerdings formell berechtigt, seine Zustimmung an Bedingungen zu knüpfen; man konnte erklären: wir gestatten nicht, daß Bestimmungen über die Niederlande und Italien in den Friedensschluß aufgenommen werden, wenn nicht auch unsere Entschädigungen Erwähnung finden. Aber dieser letzte Trumpf war schon verspielt; Preußen hatte ja längst der Herrschaft Österreichs über Oberitalien und der Verstärkung der Niederlande zugestimmt. Ein nachträglicher Widerspruch war ein Lufthieb, konnte höchstens bewirken, daß die Artikel über Italien und Holland aus den Friedensurkunden wegblieben. Damit ward Preußens Stellung nicht gebessert, nur das Mißtrauen der Alliierten verschärft.

Für jetzt war schlechterdings nichts zu erreichen. Preußen unterzeichnete am 31. Mai mit den drei verbündeten Höfen ein Protokoll, das die Entscheidung aller noch streitigen Gebietsfragen auf den Kongreß verwies. Bis dahin sollten Würzburg und Aschaffenburg durch Bayern, das Herzogtum Berg und die Lande zwischen Maas und Mosel durch Preußen, die Striche südlich der Mosel durch Bayern und Österreich, die belgischen Lande durch England und Holland verwaltet werden; Mainz aber erhielt eine gemischte Garnison von Preußen und Österreichern, ausdrücklich damit die Entscheidung frei bliebe. Hardenberg hatte bei seiner Niederlage nur den einen Trost, daß sein gefährlichster Gegner, Frankreich, bei der Gebietsverteilung nicht mitwirken sollte. Aber die praktische Bedeutung dieser

Bestimmung hing offenbar lediglich von der Eintracht der Verbündeten ab. Verständigten sie sich nicht unter sich, so mußte ein Staat von der Macht und den weitverzweigten Verbindungen Frankreichs, wenn er einmal an dem Kongresse teilnahm, unausbleiblich auch in die Gebietsstreitigkeiten hineingezogen werden, ja er konnte vielleicht allen Verabredungen zum Trotz das entscheidende Wort sprechen. Dies ward auch schon in Paris geahnt. Zar Alexander und Stein erfuhren bald von einem verdächtigen geheimen Verkehre zwischen Talleyrand, Metternich und Castlereagh; man fühlte, wie die Koalition sich lockerte, wie England und Österreich nach Bundesgenossen suchten, um die preußisch-russischen Pläne zu vereiteln.

Während also Preußens unversöhnlichster Feind von einigen der verbündeten Mächte umworben wurde, begann zugleich die Freundschaft zwischen dem preußischen und dem russischen Kabinett bedenklich zu erkalten. Schon die wohlfeile Großmut des Zaren hatte den Staatskanzler tief verstimmt, und jetzt wurde auch von dem Plane der Wiederherstellung Polens einiges ruchbar. Man vernahm, wie der Zar im Hotel Talleyrand begeistert von Polens Freiheit sprach; der kluge Franzose bedurfte noch der russischen Gunst für die Abwicklung der Friedensverhandlungen und bestärkte den kaiserlichen Gast durch harmlose zustimmende Bemerkungen in seiner Schwärmerei. Alexander besuchte mehrmals die Festlichkeiten der polnischen Emigranten, die ihn huldigend umdrängten; er nahm die polnischen Regimenter, die unter Napoleon gefochten, sofort in seinen Dienst und schickte sie unter dem Banner des weißen Adlers in die Heimat. Auch das russische Heer marschierte alsbald nach dem Friedensschlusse eilig nach Polen zurück; zugleich trafen die Reserven aus dem Osten des Reiches in Warschau ein. Während des Sommers versammelte sich am Bug und Narew eine Truppenmasse doppelt so stark wie das Heer, das der Zar gegen Frankreich ins Feld geführt; die Generale drohten laut, sie wollten doch sehen, wer einer solchen Kriegsmacht das eroberte Polen entreißen würde. Man hörte, daß der Zar unter seiner polnischen Krone fast

das gesamte Herzogtum Warschau und vielleicht auch Litauen zu vereinigen hoffe; nur ein kleiner Strich Landes in der Nähe Krakaus, doch ohne diese Stadt, sollte an Österreich, nur Posen bis zur Prosna, aber ohne das altdeutsche Thorn, sollte an Preußen abgetreten werden. Dabei vermied Alexander nach wie vor jede offene Erklärung über die polnische Sache. Es war nur menschlich, daß Hardenberg durch dies hinterlistige Verfahren des überschwenglich zärtlichen Freundes tief erbittert wurde und jetzt den Einflüsterungen der englisch-österreichischen Diplomaten sein Ohr lieh. Gleichwohl forderte die schwer bedrängte Lage des Staates gebieterisch, solche Empfindlichkeiten zu unterdrücken und eine Verständigung mit dem Zaren zu suchen; denn wer anders als Rußland konnte die Forderungen Preußens ehrlich unterstützen?

DER FRIEDENSSCHLUSS

Die Friedensurkunde, am 30. Mai unterzeichnet, enthielt über die Verteilung der Eroberungen nur einige kurze Sätze, das wenige, worüber man sich verständigt hatte: die Länder des linken Rheinufers sollten zur Entschädigung für Holland, Preußen und andere deutsche Staaten verwendet, Österreichs italienischer Besitz im Westen durch den Tessin und den Langen See begrenzt, das Gebiet der alten Republik Genua mit dem wiederhergestellten Königreich Sardinien vereinigt werden. Die anderen Fragen blieben sämtlich offen. Österreich sah also doch nicht alle seine ausschweifenden italienischen Hoffnungen erfüllt. Den Kirchenstaat übergab der Friedensvertrag mit Stillschweigen; aber da der Papst soeben, am 24. Mai, in der ewigen Stadt wieder einzog und die romantisch aufgeregte Welt ihn überall mit Entzücken begrüßte, so war bereits sicher, daß er mindestens einen Teil seines Landes zurückerlangen würde. Auch die Auslieferung von Genua an den alten Nebenbuhler Piemont war für die Hofburg ein schwerer Schlag; England hatte die Stadt soeben erobert und erklärte sich unbedenklich bereit, sie an König Viktor

Emanuel dahinzugeben, weil man ihn für die Abtretung von Savoyen entschädigen mußte. Rußland ergriff, seinen alten Überlieferungen getreu, die Partei der Piemontesen, und auch Frankreich erwies sich ihnen günstig; denn Talleyrand erkannte, scharfsinniger als die Diplomaten der Koalition, daß die Verstärkung der Zwischenstaaten für Frankreich eher vorteilhaft als gefährlich war. Wie er gegen die Bildung des Königreichs der Vereinigten Niederlande nichts einzuwenden hatte, so suchte er auch das Polsterkissen, das im Süden die Gebiete Österreichs und Frankreichs auseinanderhalten sollte, möglichst zu verstärken. Dem vereinigten Widerspruche dieser drei Mächte mußte Österreich nachgeben. Kaiser Franz ertrug die halbe Niederlage sehr unwirsch; auf den Besitz des Kirchenstaates hatte er bestimmt gerechnet, war doch schon im Jahre 1799 die Säkularisation des Patrimonium Petri von Thugut in vollem Ernst geplant worden. Metternich übergab dem englischen Kabinett einen feierlichen, auf die naive Unwissenheit der Tors berechneten Protest, erinnerte die Briten an die im vorigen Sommer zu Prag gegebenen Versprechungen und verwahrte die unbestreitbaren Rechte auf den Kirchenstaat, welche das Haus Österreich als König der Römer, sowie als erblicher Kaiser und Oberhaupt des deutschen Reichskörpers besitze. Immerhin waren Österreichs wesentliche Ziele erreicht; sein italienischer Besitz hatte sich vervierfacht, seine Vettern hausten wieder in Florenz und Modena, die Halbinsel lag jederzeit seinen Waffen offen. Ganz Italien, allein Piemont ausgenommen, stand fortan unter fremden Herrschern, die mit der Hofburg durch eine natürliche Interessengemeinschaft verbunden waren. Der gefährliche Name des Königreichs Italien wurde sofort beseitigt, das Vaterland Machiavellis sollte nicht mehr sein als ein Familiengut der Sippe des Hauses Österreich. Darum durften auch die althehrwürdigen Republiken Venedig und Genua nicht wieder aufleben; wie leicht hätte der durch Napoleon wiedererweckte Nationalgeist der Italiener hier eine Zuflucht finden können.

Ohnehin war dies Zeitalter der beginnenden Wieder-

herstellung allen Republiken ungünstig; wo kein Prinz auftrat, der ein Erbrecht von Gottes Gnaden geltend machte, da schien überhaupt kein Recht vorhanden zu sein. Das neue Staatensystem Europas trug durchaus den Charakter eines großen Fürstenbundes, und immer stärker ward in dieser monarchischen Staatengesellschaft der Einfluß der fünf großen Mächte. Sie allein hatten den Pariser Friedensschluß beschickt. Nur der Form halber gestatteten sie nachher den drei Staaten Spanien, Portugal und Schweden auch ihrerseits Frieden mit Frankreich zu schließen, so daß die huit puissances signatrices¹¹³ gleichsam einen weiteren Ausschuß der Pentarchie bildeten. Über das Schicksal der Schweiz ward entschieden, ohne daß man die Eidgenossenschaft auch nur befragt hätte.

Mit der üblichen offiziellen Glückseligkeit benachrichtigten der Staatskanzler den in Berlin zurückgebliebenen Minister des Auswärtigen, Graf Goltz, von dem Abschlusse des Friedens, worauf Goltz allen Diplomaten Preußens in einem Rundschreiben versicherte: „Wir können uns der gewissen Erwartung hingeben, unsere Wünsche für den Glanz und die Macht Preußens vollständig erfüllt zu sehen.“ In Wahrheit war die Stimmung der leitenden Kreise besorgt und gedrückt. Die Generale zürnten laut über die noch immer völlig ungesicherte Lage der Monarchie. Gneisenau schrieb dem Staatskanzler, ohne Mainz und Jülich sei Preußen schlechterdings nicht imstande, die deutsche Westgrenze zu decken. Müffling erzählte, wie Wrede bereits triumphierend von der künftigen Bundesfestung Mainz spreche, und fragte, ob denn das Elend der alten Reichsfestungen wiederkehren solle. „Welche Sicherheit für uns“, fuhr er fort, „und welche traurige Aussicht, wenn die Krautfürsten trotzen und wir — nachgeben! Wenn wir nicht in demselben Verhältnis vergrößert werden als Österreich und Rußland, wenn wir uns von dem österreichischen Systeme der Familien-Apanage täuschen und Mainz und Jülich entreißen lassen, so kann es die Nation, die so viel getan hat, nicht vergeben.“ Besser ein neuer Krieg als eine große Enttäuschung!

DIE HEIMKEHR

Der Masse des Volkes blieben solche Befürchtungen fern, ob auch einzelne denkende Patrioten über den faulen Frieden klagten. Den ganzen Sommer über lag der helle Sonnenschein dankbarer Freude über den alt-preußischen Landen. Was hatte dies Volk gelitten! Vor wenigen Monaten erst hatte die Hauptstadt den Donner der Schlacht dicht vor ihren Mauern gehört, verwüstet lagen die Felder, kahl und schmucklos die Zimmer, kaum ein Haus, das nicht den Tod eines Sohnes, eines Bruders betrauerte, und nun war das Höchste doch gelungen, das welsche Babel war gebändigt, das den Daheimgebliebenen ganz unerreichbar, ganz aus der Welt zu liegen schien. Es war der Wunder genug für ein kurzes Jahr; wer hätte klagen mögen? So glückliche Stunden hatte Berlin seit Friedrichs Zeiten nicht mehr erlebt wie an jenem sonnigen Apriltage, da der Flügeladjutant Graf Schwerin die erste Nachricht von der Schlacht vor Paris überbrachte. Nach dem alten friderizianischen Brauche ritt der Kurier mit einem Geschwader blasender Postillone zum Potsdamer Tore ein; dann die Wilhelmsstraße hinunter, vorbei an dem Dönhoffschen Hause, wo seine schöne junge Frau im Fenster lag und vor Wonne fast vergehen wollte. Dann die Linden entlang zum Gouverneur, dem alten Lestocq; der alte Herr hatte dem Heere nicht mehr folgen dürfen und pries mit neidloser Freude die Jungen, die so viel glücklicher gewesen als er selber einst bei Eylau. Dann weiter zu den Palästen der Prinzessinnen und der Minister. Überall dicht gedrängte jauchzende Massen, überall der Ruf: „Der Kurier, der Kurier! Paris ist über!“ — und nachher hieß es wieder: „Das ist ja der Graf Schwerin“, denn in diesen unschuldigen Tagen kannte man einander noch. Nur einer nahm an dem Jubel dieses großen Berliner Familienfestes nicht teil: der böse alte Feldmarschall Kalckreuth, Tilsiter Andenkens; der war ein verstockter Franzose geblieben und ließ seinen Ärger aus durch frivole Späßchen wider das neue Teutonentum. Ein zweiter großer Freudentag kam im Juli. Ganz Berlin war auf den Beinen, Tausende harreten stundenlang

in der warmen Sommernacht draußen im Tiergarten, bis endlich unter dem Hurraruf der Menge ein riesiger Lastwagen herankam, wohl von zwanzig Rossen mühsam gezogen; obenauf stand ein großer Holzkasten, über und über bedeckt mit Namen, Versen, Inschriften aller Art von der Hand guter Preußen, die dem sonderbaren Gefährt unterwegs ihren Willkommengruß mit auf die weite Reise gegeben. Es war die Viktoria vom Brandenburger Tore. Wie oft hatten die Berliner Bürger, alle diese bösen Jahre über, ingrimmig aufgeblickt zu der langen Eisenstange auf dem Tore, woran einst die Quadriga befestigt gewesen; man erzählte gern, daß der Turnvater Jahn einmal einen kleinen Teutonen geohrfeigt hatte, weil der Junge nicht zu sagen wußte, was er sich bei dem Anblick der Stange denken sollte. Die entführte Siegesgöttin erschien dem Volke wie das Symbol altpreußischer Ehre; nun hatte man sie wieder nach ehrlichem Kampfe, und alles war in Ordnung.

Ähnliche Auftritte stürmischer Freude wiederholten sich überall. Als die Preußen durch das alte Tor von Hildburghausen einzogen, da sang Rückert:

Niemals durchritten
Hat dich ein Heer
Milder von Sitten,
Tapf'rer von Speer.

Wie atmete das unglückliche Hamburg wieder auf, das bis zum Friedensschlusse in Davousts harten Händen geblieben war. Dank der Barmherzigkeit des wackeren dänischen Obersten Buchwald hatten die aus der Stadt vertriebenen Tausende armer Leute freilich in Altona ein Unterkommen gefunden; ihrer fünfhundert waren doch der Not erlegen und ruhten nun in dem unheimlichen Massengrabe auf dem Kirchhofe von Ottensen. Auch die aus der Bank geraubten Millionen kehrten nicht zurück, da die strenge Untersuchung, welche König Ludwig im Pariser Frieden versprach, natürlich kein Ergebnis hatte: den Deutschen gegenüber zeigten sich die Bourbonen durchaus als Napoleons Erben, Treue und Glauben galt ihnen nichts.

Aller Jubel der Daheimgebliebenen reichte doch nicht heran an das unsagbare Gefühl freudigen Stolzes, das den heimkehrenden Kriegern die Seele schwellte. Mit einer Herzlichkeit, wie sie das barsche alte friderizianische Heer nie gekannt, nahmen die Führer von ihren Truppen Abschied. „In jedem meiner bisherigen Waffenbrüder hoffe ich auch künftig einen Freund zu finden“ — schrieb der greise General Putlitz, als er am Rhein von seiner märkischen Landwehrbrigade schied — „und jeder von Ihnen, der mir Gelegenheit gibt, ihm zu zeigen, daß ich der seinige bin, wird mir eine wahrhaftige Freude machen.“ Noch in Paris wurde die Auflösung der Jägerdetachements angeordnet. Sodann stellte die Kabinettsordre vom 27. Mai 1814 die für die Dauer des Krieges aufgehobenen Ausnahmen von der Kantonspflicht wieder her, „nachdem der Zweck der großen Anstrengungen so glücklich erreicht ist“, und befahl allen Beamten und Lehrern die Rückkehr in ihre Ämter. Die Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens forderten gebieterisch ihr Recht. Wie ging diesen Freiwilligen das Herz auf, als sie aus dem wüsten Getöse des Kriegslagers wieder hinübertraten in des Friedens heilige Stille. Da lag es strahlend in der Blütenpracht seines Frühlings, das herrliche Rheinland, und es war wieder unser, und die Glocken seiner alten Dome läuteten zur Feier deutscher Siege. Recht aus dem Herzen seiner Kameraden rief Schenkendorf:

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit!

Und wie hatte sich das Urteil des Auslandes über die Deutschen geändert, seit die bestehende Macht des Erfolges für sie redete. Frau von Staël gestand wehmütig: So sei es nun doch, die Freiheit gehe heute wie die Sonne im Osten auf; Pozzo di Borgo und Capodistrias meinten: Der feste Hort der europäischen Gesittung bleibe doch dies alte Deutschland mit seiner Treue, seinem Mute und der Macht seiner tiefen Leidenschaft,

überall sonst Fels oder Sand, hier allein fruchtbares Erdreich.

Auch in England waren die Preußen die Helden des Tages, als der König und der Zar mit Metternich und Blücher von Paris aus zum Besuche des Prinzregenten hinüberkamen. Die unverdorbene Masse des Volkes drängte sich mit urkräftiger Begeisterung um Blücher und Gneisenau, kaum waren sie ihres Lebens sicher bei den tollen Ausbrüchen der ungestümen Freude; höchstens der tapfere Kosakenhetman Platow kam neben ihnen noch auf. Wieviel hundertmal, bis zum Tode des alten Feldmarschalls, ist in englischen Häusern der Ruf erkungen: Drink a cup for old Blucher! Dem stolzen Adel aber gefiel weder die schlichte Erscheinung des Königs, noch die soldatische Derbheit seiner Generale. Allein Metternich verstand die Herzen der vornehmen Welt zu gewinnen; sein Verhältnis zu dem Torykabinett ward täglich vertrauter. Die Abneigung des Hofes gegen Rußland steigerte sich durch den persönlichen Verkehr bis zu tiefem Hasse. Die vollendete Nichtigkeit des Welfen widerte den Zaren an; der liberale Selbstherrscher vernahm mit unverhohlener Verachtung, wie der Prinzregent sich kaum auf die Straße hinauswagen durfte, wie der Londoner Pöbel dem Ehebrecher zurief: Wo hast du deine Frau gelassen? Die Torys ihrerseits hörten mit Abscheu die großen Worte Alexanders über Völkerfreiheit und Völkerglück; er war ihnen „halb ein Narr, halb ein Bonaparte“. Ihr Zorn wuchs noch, als eben in diesen Tagen ein Lieblingswunsch ihres Hofes zuschanden wurde. Der junge Prinz von Oranien war in London eingetroffen und hatte die lang geplante Verlobung mit der Prinzessin Charlotte abgeschlossen; alles hoffte auf die Wiederkehr der Zeiten Wilhelms III. Wenn nur der kleine Trotzkopf der Prinzessin selber nicht gewesen wäre, der doch auch mitzureden hatte! Mit dem lauten Ausrufe „I hate Orange“¹¹⁴ wies sie vor versammeltem Hofe eine Schale voll Apfelsinen zurück, sie wollte England nicht verlassen. Das Verlöbniß mußte aufgelöst werden. Der Welfe aber schäumte vor Grimm. Er glaubte zu wissen, daß Alexanders Schwester, die geistreiche Großfürstin Katharina, seine Tochter an-

gestiftet habe, fand die Anmaßung der Russen ganz unerträglich und bot dem österreichischen Minister geradezu eine geheime Allianz gegen den Zaren an, wie Humboldt bald darauf durch Metternich selbst erfuhr.

Auf der Rückreise besuchte der König seine wiedergewonnenen Neuchateller, und die allgemeine ungeheuchelte Freude des treuen Völkchens zeigte, wie fest unter einem wohlwollenden Regimente selbst eine unnatürliche politische Verbindung sich einwurzeln kann. Zu Anfang August kehrte er in die Mark zurück. Unterdes zogen auch die Truppen heim. Dem alten Blücher gönnten seine dankbaren Landsleute keine Erholung von den englischen Jubelstrapazen; fast in jeder Stadt mußte er zum Volke reden, immer fröhlich und hochgemut, aber auch fromm und tief bescheiden. Gott allein gab er die Ehre, die neue Fürstenwürde merkte ihm niemand an, und das Wörtchen „mir“ bestrafte er als ein echter Niederdeutscher noch immer mit stiller Verachtung. Neuer Jubel in der Hauptstadt, als die Berliner Landwehr heimkehrte; die Massen ließen sich nicht halten, die Bataillone brachen auseinander, die Frauen stürzten den Gatten in die Arme, die Jungen trugen den Vätern die Flinten und so wogte der lange Zug dahin, die Wehrmänner ganz mit Kränzen überdeckt, Soldaten und Bürger, Männer und Frauen in krausem Durcheinander — recht eigentlich ein Volk in Waffen. Nur der König war unzufrieden; in Sachen des Parademarsches verstand er keinen Scherz. Am 7. August endlich feierlicher Einmarsch der Armee, ein wenig gestört durch die Bescheidenheit Friedrich Wilhelms. Der Rücksichtsvolle hatte nicht nur, wie billig, den gefangenen Friedrich August schleunigst nach dem benachbarten Friedrichsfelde übersiedeln lassen, um ihm den kränkenden Anblick des Siegesfestes zu ersparen; sein demütiger Sinn nahm sogar Anstoß an den von Schinkel aufgestellten Siegesssäulen und Trophäen, er wollte jede Beleidigung des geschlagenen Feindes vermeiden, und noch in der Nacht mußten die französischen Fahnen und Waffen unter dicken Kränzen verhüllt werden.

ÖSTERREICHISCHE BUNDESTREUE

Während also im preußischen Volke die Freude hohe Wellen schlug, gestalteten sich die Aussichten für den Kongreß täglich trüber. Der König fühlte mit seinem Sinne für das Wirkliche rasch heraus, daß sein Freund in Wien keineswegs gesonnen war, mit ihm die Herrschaft in Deutschland zu teilen; „mich will man“, sagte er bitter, „zum Regierungsrat des Kaisers von Österreich machen.“ Seine Staatsmänner aber gaben ihre dualistischen Pläne noch nicht auf. Knesebeck entwarf noch in Paris eine neue Denkschrift, die dem Hause Österreich nochmals den Breisgau und außerdem Mannheim, als den künftigen Hauptwaffenplatz Süddeutschlands, anbot. Unter den Wiener Staatsmännern war allein Stadion diesem Gedanken günstig; er lebte noch in den Anschauungen eines schwäbischen Reichsgrafen und sagte zu Humboldt treffend: durch den Verzicht auf seine oberrheinischen Lande „würde Österreich fast aufhören ein deutscher Staat zu sein“. Metternich aber blieb fest und erklärte endlich im August dem preußischen Gesandten mit ungewohnter Bestimmtheit: der ganze Plan sei unannehmbar. So hat Österreich, nach Stadions Worten, aufgehört ein deutscher Staat zu sein — allein durch den freien Entschluß seines Hofes, gegen Preußens dringenden Wunsch.

In jeder der großen schwebenden Gebietsfragen war Metternich der entschiedene Gegner Preußens. Wie er Mainz bereits an Bayern versprochen, so war er auch in der polnischen Sache mit dem arglosen Staatskanzler keineswegs einverstanden, sondern fand Hardenbergs Forderungen viel zu niedrig und wollte Rußland noch weiter in den Osten drängen. Die Hofburg täuschte sich weder über den untrennbaren Zusammenhang der sächsischen und der polnischen Frage, noch über die natürliche Interessengemeinschaft der preußischen und der russischen Politik. Im Juni sagte Kaiser Franz zu einem Bevollmächtigten des gefangenen Königs, General Zeschau: er finde die Entthronung Friedrich Augusts unbillig und unmoralisch, „denn wir haben ja jetzt den Krieg geführt, um alles wieder auf den alten Fuß her-

zustellen. Aber es handelt sich darum, daß Rußland nichts von Polen hergeben will, und dafür mag Preußen sich in Sachsen entschädigen“. Er habe darum, fuhr er fort, seinem Minister befohlen, alle Verhandlungen über diese Fragen auf den Kongreß zu verschieben, „weil ich hoffe, daß man hier der Sache eine bessere Richtung geben kann“. Der General möge das seinem Könige erzählen; „schreiben kann ich's nicht“. Schon im Laufe des Winters war ein sächsischer Agent, Freiherr von Uechtritz, durch die Kosaken des sächsischen Generalgouvernements aufgefangen worden. Aus seinen Papieren ergab sich, daß der entlassene sächsische Minister Graf Senfft von König Friedrich August bevollmächtigt werden sollte, mit den Mächten insgeheim wegen der Wiedereinsetzung des albertinischen Hauses zu verhandeln; der Verkehr zwischen Senfft und seinem gefangenen Herrn sollte durch die Hände des Grafen Zichy, des k. k. Gesandten in Berlin gehen! Während des Sommers versuchte Kaiser Franz abermals vergeblich, den König von Preußen zu bewegen, daß er seinen Gefangenen an Österreich ausliefere. Man erfuhr, daß Prinz Anton von Sachsen, eingeladen von seinem kaiserlichen Schwager, schon im Juli sich nach Wien begab, um auf dem Kongresse für seinen Bruder zu wirken. Einige Wochen nachher erklärte Metternich selbst einem anderen sächsischen Agenten, dem Grafen Schulenburg: Die Interessen Preußens und Österreichs laufen in der sächsischen Frage einander schnurstracks zuwider; am besten, wenn Schulenburg selbst als sächsischer Gesandter „mit ruhender Vollmacht“ auf dem Kongresse erscheint und statt aller Instruktionen den einfachen Auftrag mitbringt, in allem und jedem den Weisungen Österreichs zu folgen. Friedrich August beeilte sich, den Ratschlag wörtlich zu befolgen. Das Bündnis zwischen den Lothringern und den Albertinern war unerschütterlich fest begründet.

Das englische Kabinett stand dem sächsischen Streite vorderhand sehr gleichgültig und völlig unwissend gegenüber. Nach Castlereaghs Briefen ließ sich die Frage wohl aufwerfen, ob der edle Lord genau wußte, wo eigentlich das Königreich Sachsen lag. Soweit die Torys

über die Angelegenheit nachgedacht hatten, waren sie als geschworene Feinde Napoleons dem gefangenen Rheinbundfürsten ungünstig gesinnt. Nur der Prinzregent empfand die natürliche Teilnahme des Welfen für den Albertiner. Sehr geschickt verstanden die Agenten Friedrich Augusts, solche Stimmungen zu nähren; sie stellten dem Hofe von St. James vor: diese konservative Macht habe die legitimen Bourbonen wieder hergestellt und könne doch unmöglich die nicht minder legitimen Wettiner entthronen wollen. Am letzten Ende hing Englands deutsche Politik nach wie vor von den Ratschlägen Metternichs und Münsters ab, und Hardenberg durfte eine nachhaltige Unterstützung seiner sächsischen Ansprüche von seiten der englischen Minister um so weniger erwarten, da die Verkettung der sächsischen und der polnischen Frage früher oder später doch selbst den harten Köpfen dieser Torys einleuchten mußte.

In die polnischen Händel aber stürmte Castlereagh mit dem ganzen Feuereifer der Beschränktheit hinein. Die Teilung Polens war einst von den beiden Westmächten als eine schwere Demütigung empfunden worden, weil sie durch die Ostmächte allein vollzogen ward; jetzt galt es, die alte Schmach zu sühnen. Der Wille Englands, den man nach alter Gewohnheit für den Willen Europas ausgab, sollte an der Weichsel entscheiden. Die Torys hatten im Sommer 1812 den klugen Rat Steins verschmäht, der ihnen vorschlug, sich im voraus mit Alexander über die polnische Grenze zu verständigen; jetzt sprach man in London viel von einem unabhängigen Polen unter einer nationalen Dynastie. Was man sich dabei dachte, war sicherlich den Ministern selbst nicht klar; nur soviel stand fest, daß Castlereagh als der Wortführer Europas dem Ehrgeiz Rußlands entgegentreten wollte. Besonders unheimlich erschien den Hochtorys die Absicht des Zaren, den Polen eine Verfassung zu verleihen: das sei eine Gefahr für die Ruhe Europas, sagte Wellington in Paris zu dem preußischen Gesandten Goltz, „besonders jetzt, wo man durch die Verbreitung allzu liberaler Grundsätze von oben her in die meisten Völker einen gewissen Gärungs-

stoff gelegt hat“. England besaß bereits alles, was sein Herz begehrte: das Kap und Ceylon, Malta und Helgoland, das vergrößerte Hannover und den verstärkten niederländischen Gesamtstaat. Außer den Jonischen Inseln, die man in Wien noch zu erwerben hoffte, blieb auf der weiten Welt nichts mehr zu wünschen übrig. Mit erhabener Uneigennützigkeit konnte man also, unter dem Beifall aller aufgeklärten Geister, den Anwalt des europäischen Gleichgewichts spielen.

Zugleich stand Castlereagh in regem Verkehr mit den Tuilerien. Der Zar hatte den Bourbonen schon nach wenigen Wochen seine Gunst wieder entzogen; Ludwig XVIII., gekränkt durch Alexanders Stolz, war mit Freuden bereit, das Kabinett von St. James im Kampfe wider Rußland zu unterstützen. Castlereagh bat die Bourbonen, ihre Meinung über die polnische Frage den großen Mächten mitzuteilen, und erkundigte sich zugleich bei seinem Gesandten Wellington, ob Frankreich in der Lage sei, dieser Ansicht durch die Waffen Nachdruck zu geben. Der eiserne Herzog erwiderte: „Die Lage der europäischen Angelegenheiten wird notwendigerweise England und Frankreich zu Schiedsrichtern auf dem Kongresse machen, wenn diese Mächte sich verständigen, und ein solches Einverständnis mag den allgemeinen Frieden bewahren.“ Castlereagh dachte noch keineswegs, sich von den alten Alliierten gänzlich loszusagen; vielmehr sah er nicht ohne Argwohn auf Frankreichs unberechenbaren Ehrgeiz. Er kannte das tiefe Friedensbedürfnis seines ermüdeten Landes und wußte, daß auch Österreich nur mit diplomatischen Waffen gegen Rußland kämpfen wollte. Doch indem er Frankreich einlud, sich in die polnischen Händel zu mischen, verletzte er leichtfertig die Verträge von Reichenbach und Teplitz, und dieser gedankenlose Vertragsbruch konnte, bei der Klugheit des französischen, der Torheit des englischen Kabinetts, leicht zur Zerstörung der Koalition führen.

Auch in der niederländischen Frage war England den preußischen Plänen nicht günstig. Während jenes Aufenthalts der Monarchen in London wurde die Vereinigung Belgiens und Hollands durch die Alliierten

endgültig anerkannt, aber das ewige Bündnis mit Deutschland, das Hardenberg vorgeschlagen, fand weder bei den Holländern noch bei ihren britischen Beschützern Anklang. Als ein völlig unabhängiger europäischer Fürst wollte der Oranier, ohne jede Gegenleistung, sich des Schutzes der preußischen Waffen erfreuen. Seine Politik verfolgte fortan den zweifachen Zweck, dem preußischen Befreier möglichst viel deutsches Land auf dem linken Rheinufer zu entreißen und dem welfischen Hause die an Holland angrenzenden ostfriesisch-westfälischen Provinzen zu verschaffen, damit eine geschlossene westfälisch-oranische Macht den Preußen im Nordwesten das Gleichgewicht halte. Graf Münster wirkte in demselben Sinne. Mit Entsetzen hörten die welfischen Diplomaten von jenem preußischen „Isthmus“, der Hannover im Süden umfassen sollte; nimmer durfte das stolze Welfenreich eine Enklave des verhaßten Nachbarstaates werden.

Während das siegreiche England seine Kraft vergeudete an die künstliche Bildung des niederländischen Staates, der sechzehn Jahre nachher unter Englands eigener Mitwirkung wieder zertrümmert ward, verschaffte die gewandte Staatskunst der Bourbonen dem gedemütigten Frankreich erstaunlich schnell wieder seine alte Stellung im Staatensysteme. Talleyrand führte seinen Staat von den Träumen napoleonischer Weltherrschaft zurück zu jener nationalen Politik, die seit den Tagen Heinrichs IV. mit allen Vorurteilen und Gewohnheiten der Franzosen fest verwachsen war: in der Zersplitterung der Nachbarmächte, in der Begünstigung der Kleinstaaten sollte Frankreich seine Stärke suchen. Wohl nirgends hat diese Politik einen so durchsichtig klaren Ausdruck gefunden wie in der Instruktion, welche Talleyrand im September 1814 für sich selbst niederschrieb. Der Vertrag war noch kaum unterzeichnet, wodurch Frankreich sich verpflichtete, an der Entscheidung der Gebietsfragen nicht teilzunehmen; und sofort, als sei nichts versprochen, mit unerschütterlicher Gewissenlosigkeit, entwarf der französische Staatsmann ein vollständiges Programm für die Neugestaltung der europäischen Karte. Da jener Artikel des Pariser Friedens auf Frankreichs Betrieb ge-

heimgehalten wurde, so ahnte das große Publikum gar nicht, welchen unerhörten Vertragsbruch das französische Kabinett beging. Talleyrands Instruktion folgte Punkt für Punkt der vertraulichen Pariser Denkschrift, worin Hardenberg die preußischen Gebietsansprüche dargelegt hatte, und beantwortete alle deutschen Fragen durchaus im Sinne des österreichischen Kabinetts. Jener preußische Entwurf ist also höchstwahrscheinlich durch Metternich an Talleyrand verraten und zwischen den beiden Staatsmännern genau besprochen worden: — ein Probestück österreichischer Bundestreue, das sich nachher in Wien noch mehrmals wiederholte.

Ludwig XVIII. wußte wohl, daß Preußen die Napoleoniden argwöhnisch beobachtete und mehrmals bei den Alliierten die Entfernung Bonapartes aus Elba beantragte; doch er wußte auch, daß der preußische Hof die Bourbonen kaum minder mißtrauisch ansah als den gestürzten Usurpator. Auf Augenblicke schien sich zwar ein freundliches Verhältniß zwischen den beiden Höfen herzustellen. Der Herzog von Berry hoffte auf die Hand der schönen Prinzessin Charlotte von Preußen und ließ den Grafen Goltz mehrmals über diese zarte Frage ausforschen. Indes da König Friedrich Wilhelm von einer solchen Familienverbindung durchaus nichts wissen wollte, so trat bald wieder eine peinliche Spannung ein. Der Bourbone fühlte sehr richtig, daß seine Nation von ihm entschiedene Feindschaft gegen den werdenden deutschen Staat verlangte.

TALLEYRANDS PLAN

Auch Talleyrands Instruktion geht von demselben Gedanken aus. Sie zeigt zunächst, daß Frankreich überall die kleinen Staaten unterstützen müsse, und stellt sodann drei angeblich unanfechtbare Regeln des Völkerrechts auf: die Souveränität, die für das öffentliche Recht das nämliche ist, was das Eigentum für das Privatrecht, kann niemals allein durch die Eroberung erworben werden, sondern nur durch den Verzicht des Souveräns; sie ist rechtsgültig nur für diejenigen Mächte, welche sie

anerkannt haben; endlich (mit Nutzenanwendung auf den gefangenen König von Sachsen) jeder Verzicht auf die Souveränität ist nichtig, wenn er nicht in voller Freiheit ausgesprochen wird. Daraus folgt: Preußen hat durchaus kein Recht, die im Tilsiter Frieden rechtmäßig abgetretenen Provinzen zurückzugewinnen. Die Mittelstaaten dagegen sind berechtigt, die ihnen durch Napoleon geschenkten Gebiete mediatisierter Reichsstände zu behalten. Denn die Mediatisierten waren nicht Souveräne, sondern Untertanen von Kaiser und Reich; jeder Versuch sie wiederherzustellen, wäre illegitim und gefährlich. „Schon ein Zögern in diesem Punkte würde genügen, ganz Süddeutschland aufzuregen und in Flammen zu setzen.“ So ist denn mit wunderbar dreister Logik erwiesen, daß die legitime Dynastie der Bourbonen die Politik des Rheinbundes fortführen, die Könige von Napoleons Gnaden beschützen muß. Die größte Gefahr droht der deutschen Freiheit von der Herrschsucht Preußens. Jeder Vorwand ist dem Ehrgeiz dieses Staates recht; kein Gewissensbedenken hält ihn auf. Gebe man ihm erst die versprochenen zehn Millionen Seelen, so wird er bald ihrer zwanzig haben und ganz Deutschland ihm unterworfen sein. Darum muß sein Besitzstand in Deutschland beschränkt, sein Einfluß auf die deutschen Staaten im Zaum gehalten werden durch eine weise Bundesverfassung, welche die Bundesgewalt in möglichst viele Hände legt. Dazu ist nötig die Erhaltung der kleinen, die Vergrößerung der Mittelstaaten und vor allem die Wiederherstellung des den Bourbonen so nahe verwandten Königs Friedrich August; „durch die Erwerbung Sachsens würde Preußen einen ungeheuren und entscheidenden Schritt tun nach dem Ziele der völligen Beherrschung Deutschlands“. Darum soll auch Mainz nimmermehr eine preußische Festung werden, sondern, wie Luxemburg, ein fester Platz des Deutschen Bundes; südlich der Mosel darf sich Preußen nicht ausbreiten. Wir müssen Holland helfen, möglichst weit auf dem linken Rheinufer vorzurücken, desgleichen die Ansprüche Hessens, Bayerns und namentlich Hannovers unterstützen, „um das für Preußen verfügbare Ländergebiet zu verkleinern“. Da die Unabhängigkeit Polens

leider unmöglich ist und nur zur Anarchie führen kann, so muß dort der Zustand von 1805 wiederhergestellt werden, um so mehr, „da dies den Ansprüchen Preußens auf Sachsen ein Ziel setzen würde“. Italiens Unabhängigkeit besteht darin, daß stets mehrere Mächte auf der Halbinsel einander das Gleichgewicht halten; daher soll der Usurpator Murat, „celui qui règne à Naples“¹¹⁶ den legitimen Bourbonen die Krone zurückgeben, Toskana an einen andern Zweig der Bourbonen fallen, der Papst erhält die Legationen, Sardinien wird vergrößert und das Erbfolgerecht der Linie Carignan sichergestellt. So empfängt Frankreich im Süden neben Österreich den herrschenden Einfluß. Der beste Bundesgenosse für diese Pläne ist England, das außerhalb Europas der Ländergier frönt, in Europa eine konservative Politik einhält.

Meisterhaft hatte Talleyrand seine Denkschrift auf die persönlichen Neigungen des legitimsten aller Könige berechnet. Der Mann, der einst bei dem Verbrüderungsfeste der Revolution das Hochamt gehalten und dann jahrelang als napoleonischer Minister, nach seinem eigenen Geständnis, „den Henker Europas“ gespielt, verteidigte jetzt das legitime Recht mit jener feierlichen Salbung, die den Bourbonen wohlgefiel, schilderte dies besiegte Frankreich, das nach der Niederlage nichts für sich fordern durfte, als den großmütigen Beschützer der Schwachen und Bedrängten und empfahl schließlich geradezu den Krieg für das „Recht“ in Polen, wenn Rußland nicht im Frieden zu bändigen sei. Der Tuilerienhof war damals allein unter allen Großmächten kriegerischen Plänen nicht fremd, wie selbst Wellington bald bemerkte. Die aus den deutschen Festungen heimkehrenden Veteranen verlangten stürmisch die Wiedereroberung der natürlichen Grenzen. Die Angst vor dem gefährlichen Narren auf Elba, wie Fouché sagte und die steigende Verwirrung im Innern drängte den Bourbonen den Gedanken auf, wieder einmal durch das oft erprobte Mittel des Waffenlärms die Leidenschaften der Parteien zu beschwichtigen. König Ludwig billigte aus voller Seele die Denkschrift des Ministers, der so geschickt die alten Überlieferungen der bourbonischen Politik mit dem modischen Mantel der Legitimität zu umhüllen wußte. Am

lebhaftesten beschäftigte den König das Schicksal seines sächsischen Vetters; er schrieb dem Gefangenen ermutigende Briefe und gab noch beim Abschied dem Minister, als dieser nach Wien reiste, den gemessenen Befehl, um jeden Preis dem Verwandten der ältesten und vornehmsten Dynastie sein Erbland zu retten.

So die Gesinnungen Österreichs und der Westmächte. Da zudem die sämtlichen kleinen deutschen Höfe der Vergrößerung Preußens leidenschaftlich widerstrebten, so war offenbar schon vor dem Kongresse der Boden geebnet für das französisch-englisch-österreichische Bündnis, das Talleyrand seit Jahren wünschte. Die italienische Frage, die einzige, welche Frankreich und Österreich hätte trennen können, trat neben der deutschen in den Hintergrund. Preußen durfte nicht hoffen, alle seine Ansprüche, wie billig sie auch waren, vor dem hohen Rate Europas durchzusetzen. Wollte Hardenberg nicht ganz vereinsamt in die Kämpfe des Kongresses eintreten, so mußte er ein unvermeidliches Opfer bringen und eine klare Verständigung mit Rußland herbeiführen. Die polnische Frage war bei gutem Willen hüben und drüben keineswegs unlösbar. Der Staatskanzler konnte, ohne ein Lebensinteresse seines Staates zu schädigen, Kalisch, Czenstochau und das militärisch wertlose Land zwischen Prosna und Warthe an Rußland dahingeben, wenn er dafür das deutsche Thorn nebst dem Kulmerlande und Rußlands treuen Beistand in allen deutschen Gebietsfragen gewann. Selbst die polnische Königskrone Alexanders verlor bei nüchterner Prüfung viel von ihren Schrecken. Der Plan des Zaren war unzweifelhaft eine phantastische Torheit, doch ebenso gewiß weit gefährlicher für Rußland selbst als für Preußen. Alexander verwickelte sich durch seine polnische Krone in unabsehbare Händel, die den russischen Staat auf Jahre hinaus beschäftigen und schwächen mußten; Preußen dagegen konnte mit einiger Zuversicht hoffen, durch eine strenge und gerechte Verwaltung sein geringes polnisches Gebiet gegen die sarmatische Begehrlichkeit zu behaupten. Mitten im Rausche der Siegestrunkenheit fühlte Alexander doch zuweilen lebhaft die Gefahren seiner vereinsamten Stellung. Auf der Rückreise von London traf er in Bruchsal mit

Metternich zusammen und versuchte dort sich mit der Hofburg über Polens Zukunft zu verständigen; der österreichische Staatsmann wich behutsam der verfänglichen Frage aus. Ein gewandter preußischer Diplomat, der die Eitelkeit des Zaren zu schonen verstand, hätte also höchstwahrscheinlich für das Angebot der polnischen Krone eine leidliche Regelung der Ostgrenze erreichen können; ein treues Zusammengehen der beiden alten Bundesgenossen in der Mainzer und der sächsischen Frage ergab sich dann von selbst, da Rußland die bayrisch-österreichischen Zettelungen sehr ungünstig ansah und seinem Nachbar von vornherein Sachsen zur Entschädigung für Warschau angeboten hatte.

AHNUNGSLOSE DIPLOMATEN

Zu Preußens Unheil hat Hardenberg diesen einzigen Weg, der zum Ziele führen konnte, erst sehr spät nach monatelangen Irrgängen, eingeschlagen. Er konnte den niederschlagenden Eindruck, den ihm die überraschende erste Kunde von Alexanders polnischen Plänen hinterlassen, lange nicht verwinden; er sah eine unberechenbare schwere Gefahr vom Osten her gegen seinen Staat heranrücken und wollte mit England und Österreich vereint das sogenannte Interesse Europas verteidigen, die Eroberungslust des Zaren in Schranken halten, ohne doch den Bund mit Rußland aufzugeben. Die Dankbarkeit der Hofburg und des Kabinetts von St. James sollte ihm dann den Besitz von Sachsen sichern. Er bemerkte nicht, daß er dadurch den Staat unvermeidlich zwischen zwei Feuer führte und seinen sächsischen Ansprüchen selber den Boden unter den Füßen hinwegzog.

Der Staatskanzler wurde in seinem Irrtume bestärkt durch einen ausführlichen Bericht Humboldts vom 20. August über die Stimmungen des Wiener Hofes — ein merkwürdiges Schriftstück, das mit überraschender Klarheit beweist, wie gröblich selbst ein großer Kopf von entschiedener politischer Begabung die diplomatischen Verhältnisse des Augenblicks verkennen kann, wenn er die kleinen Pflichten des Gesandten verschmäh't. Von

Österreichs inneren Verhältnissen, von der verderbten Verwaltung, dem zerrütteten Staatshaushalte und der steigenden Unzufriedenheit der Italiener gab der geistvolle Mann eine meisterhafte Schilderung. Über die nächsten Zwecke der Hofburg dagegen hatte er sich durch Metternichs glatte Zunge völlig täuschen lassen. Hinsichtlich der polnischen Handel sagte er zuversichtlich: Metternich sei fest überzeugt, daß Zar Alexander vor dem einmütigen Widerspruch Englands, Österreichs und Preußens zurückweichen würde, da die Russen wie die Polen selbst den Plänen des Zaren widerstrebten. England und Österreich sind entschlossen, mit friedlichen Waffen gegen Rußland aufzutreten; um dies Einverständnis zu vollenden, ist soeben General Nugent nach London geschickt worden, derselbe Diplomat, der schon im Jahre 1810 die Annäherung der beiden Höfe bewirkt hatte. Übrigens will Österreich sein Heer verstärken und „eine imposante Haltung“ annehmen. Nach Humboldts Ansicht muß auch Preußen sich diesen Bestrebungen anschließen; denn schon die Vereinigung Polens mit Rußland ist gefährlich, noch weit verderblicher aber die Wiederherstellung der polnischen Krone, gleichviel unter welchem Namen. „In der sächsischen Sache haben wir von Österreich nichts zu fürchten. Zwar lärmt die Militärpartei, an ihrer Spitze General Radetzky, wegen der Preisgebung der Pässe des Erzgebirges; einige andere Personen fordern, daß Österreich selbst sich in Sachsen vergrößern soll. Aber der Fürst Metternich, dessen Rat sicher allein von dem Kaiser befolgt werden wird, betrachtet diese Sache von dem richtigen Gesichtspunkte und wünscht uns die notwendige Abrundung in Deutschland.“ Da die einfache Entthronung des gefangenen Albertiners den legitimistischen Anschauungen der Zeit unfassbar war, so hatte der Staatskanzler durch Humboldt vorschlagen lassen, Friedrich August solle durch die Legationen entschädigt werden. In Deutschland konnte das seiner Erblande beraubte sächsische Haus nur Unfrieden stiften; als König der Romagna hätte Friedrich August die Rolle eines ergebenen k. k. Vasallen sicher ebenso glücklich gespielt wie seine Väter in Florenz und Modena. Metternich aber, so er-

zählte Humboldt arglos, fand bei dem Vorschlage „die größten Schwierigkeiten“. Nicht als ob Österreich die Legationen für sich selber wünschte; vielmehr würde Kaiser Franz sehr gern seinen Verwandten dort im Süden versorgen. Aber der Papst wird die Abtretung niemals zugeben und der bigotte König, aus Furcht vor dem Kirchenbanne, sie niemals annehmen. Humboldt ahnte also gar nichts, weder von dem geheimen Verkehre zwischen den Lothringern und den Albertinern, noch von Österreichs Absichten auf Bologna und Ferrara.

Ebenso schlecht unterrichtet zeigt er sich in der Mainzer Sache. Er befürchtet zwar, diese Frage werde schwere Verwicklungen herbeiführen, da Bayern die rheinische Festung stürmisch für sich fordere; aber auf Österreich meint er sich stützen zu können. Hatte er doch soeben bei den k. k. Staatsmännern zu seiner Beruhigung eine Karte von Deutschland, „wahrscheinlich nach Stadions Entwürfen“, gesehen, worauf Mainz als preußische Stadt verzeichnet war! In der deutschen Verfassungsfrage endlich will Metternich „noch mehr als in jeder anderen Angelegenheit sich auf Hardenberg verlassen, dem er unbegrenztes Vertrauen schenkt“. — Wahrlich, es war kaum möglich die Absichten der Hofburg gröblicher mißzuverstehen. Die Denkschrift mußte, trotz einzelner Bedenken, dem Staatskanzler um so zuverlässiger erscheinen, da sie seiner eigenen vorgefaßten Meinung entsprach. Er schenkte der Aussage seines Gegners diesmal ausnahmsweise Glauben, obgleich die verdächtigsten Anzeichen für Österreichs sächsische Pläne vorlagen, obgleich Goltz aus Paris berichtete, aus den Äußerungen des k. k. Gesandten Grafen Bombelles gehe hervor, daß Metternich die Wiederherstellung der Albertiner wünsche, und nahm den Bericht Humboldts zur Grundlage für seinen diplomatischen Feldzugsplan.

Darauf schickte Hardenberg dem Geschäftsträger in Petersburg, Oberst von Schöler, ein offenes Ministerialschreiben und einen Brief des Königs an den Zaren. Der König, dem ersichtlich bei dem Handel nicht wohl zumute war, begnügte sich, seinen kaiserlichen Freund mit warmen Worten um Mäßigung zu bitten.

Das Ministerialschreiben, offenbar durch Humboldts Bericht veranlaßt, sprach die Hoffnung aus, der Kaiser werde von seinen polnischen Plänen abstehen. „Seine Absichten sind rein, groß, hochherzig, aber offen gestanden, ich glaube, daß er sich irrt.“ Die Polen verlangen unbelehrbar die Grenzen von 1772 zurück, darum darf nicht eine Wiederherstellung Polens unter russischer Führung erfolgen, sondern nur eine neue Teilung des Landes; Rußland mag den größten Teil von Polen seinem Reiche einverleiben, nur nicht Kalisch, Czenstochau, Thorn und Krakau. Preußen fordert sodann, daß ihm die Verwaltung von Sachsen baldigst übergeben werde, und verlangt freie Hand für zeitgemäße Reformen in Sachsen, da die Aufrechterhaltung der alten unbrauchbaren Gesetze „nur den Oligarchen willkommen ist“.

Oberst Schöler war ein literarischer Dilettant, wie es ihrer viele gab unter den Offizieren jenes ästhetischen Zeitalters, fein gebildet, wohlmeinend, von angenehmen Formen. Empfänglich für die liberalen Ideen, hatte er einst die Reformen Steins und Schöns in einem begeisterten Akrostichon besungen; in der Teilung Polens sah er ein politisches Verbrechen: „Die Vorsehung hat offenbar zum ewigen Memento in der Politik die Herstellung Polens beschlossen.“ Sicheres staatsmännisches Urteil und scharfe Menschenkenntnis blieb ihm versagt. Er hatte den Zaren in großer Zeit, um das Jahr 1811, von der besten Seite kennengelernt und sich eine sehr günstige Ansicht von dem Charakter des Monarchen gebildet. Nachher, während der Kriege, verlor er ihn aus den Augen und konnte auch nach der Heimkehr des Zaren lange keine vertrauliche Unterredung erlangen, da Alexander den Verkehr mit dem diplomatischen Korps absichtlich vermied. Der Oberst fiel aus allen seinen Himmeln, da ihm nun plötzlich die polnischen Pläne des Kaisers enthüllt wurden. Er konnte kaum fassen, wie Alexander, sonst so empfänglich für alles Edle, „in diese wirkliche Napoleonspolitik“ verfallen mochte, und war, wie sein österreichischer Kollege General Koller, der festen Meinung, daß man diesem Ehrgeiz entgegentreten müsse.

Am 7. September übergab er dem Zaren den Brief des Königs. Alexander nahm die Zeilen mit sichtlicher Befriedigung entgegen, doch als ihm Schöler sodann das Ministerialschreiben vorlas, fuhr er in hellem Zorne auf: „Die Minister in Berlin verfolgen offenbar eine andere Politik als ihr königlicher Herr; ich habe Warschau erobert; was ich davon behalten will (und dazu gehört Krakau, Thorn, Czenstochau, Kalisch) werde ich mit siebenhunderttausend Mann gegen jedermann verteidigen.“ Zugleich beteuerte er hoch und heilig, in allen anderen Fragen stehe er seinem alten Freunde unbedingt zur Verfügung. Er versprach, sofort bei Eröffnung des Kongresses das Königreich Sachsen ganz und allein an Preußen auszuliefern; ohne jede Frage habe Preußen das Recht, seine neue Provinz nach Belieben zu organisieren, wenngleich es wünschenswert sei, den alten sächsischen Namen und die Verfassung des Landes noch eine Zeitlang zu erhalten. Mitten in seinem herrischen Zorne erbot er sich also zu einer wertvollen bindenden Verpflichtung, während Österreich und England dem Berliner Hofe nur unbestimmte Verheißungen entgegengebracht hatten.

Ein kluger Unterhändler mußte auf Grund dieser Zusage weitergehen und eine klare Verständigung zu erwirken suchen. Schöler aber, allein beschäftigt mit der polnischen Frage, bemerkte die Gunst der Stunde nicht. Am 11. September rief ihn der Kaiser auf der Parade heran und entschuldigte sich mit warmen Worten wegen seiner Heftigkeit. Die Antwort des Gesandten war „ein kurzes und erbauliches Billett“, das er gleich nachher dem Zaren sandte. „Das Gefühl seiner Erkenntlichkeit nur“ — so schrieb er — „hindert Ihren besten Freund, Sire, seine Wünsche selbst laut werden zu lassen. Dagegen scheint es mir, daß es keine stärkere Aufforderung als diese edle Nachgiebigkeit des Königs für Ew. Kaiserliche Majestät geben könne, soweit es möglich ist, die Wünsche Ihres Freundes zu erfüllen. Die Billigkeit der Forderungen Ew. Majestät beruht auf den Vorteilen, welche Europa Ihnen zu verdanken haben soll und wirklich hat, solange die Unabhängigkeit der anderen Staaten ungefährdet, der eben erfochtene Frieden unge-

stört bleibt. Rußlands innere Kraft und seine daraus entspringende Sicherheit ist unleugbar. Soll durch überwiegende Vorteile seiner Abgrenzung mit den Nachbarn diese Kraft so weit vermehrt werden, daß die Sicherheit dieser Nachbarn gefährdet wird, so schwindet jenes Verdienst Ew. Majestät um Europa völlig.“ Eine solche Sprache, die nicht einmal den Versuch einer Annäherung machte, konnte den Zaren nur in seinem herrischen Trotze bestärken; er wich fortan jeder Unterredung aus.

In seinen Berichten an den Staatskanzler und in einem ausführlichen „Memoire über Rußlands Forderungen“ entwarf der Gesandte ein finsternes Schauergemälde von Alexanders Ehrgeiz. Wahres und Falsches wirft er wirt durcheinander. Er vermutet, daß der Zar selbst Memel, ja ganz Ostpreußen zu gewinnen gedenke, und verweist warnend auf die russische Garnison, die noch immer unter General Kuleneff in Danzig stand. Seit dem Tilsiter Frieden gefalle sich Alexander in „unbedingtem Huldigen des Zeitgeistes“; er werde vielleicht dereinst seinen Russen eine Verfassung geben und jedenfalls die orientalischen Pläne seiner Vorfahren wiederaufnehmen. Er ist „ein Schüler Napoleons“. Der Oberst fühlt indes, daß sein erschöpfter Staat nicht daran denken darf, die Russen aus Warschau zu vertreiben: „Vorderhand müssen wir um jeden Preis den Frieden wahren, doch die Zukunft wird uns zwingen, mit Österreich verbündet gegen Rußland zu fechten.“

Erschreckt durch diese düstere Schilderung, ermutigt durch Humboldts hoffnungsvollen Wiener Bericht, beschloß der Staatskanzler, sich an Österreich und England anzuschließen, freilich ohne mit Rußland offen zu brechen. In seiner Antwort an Humboldt sprach er diesen Entschluß aus und entwickelte zugleich nochmals sowohl die Gebietsansprüche Preußens als die alten dualistischen Pläne: „Wir brauchen Sachsen (il nous faut la Saxe). Ich würde mir's ewig vorwerfen, wenn ich in diesem Punkte nur im geringsten nachgäbe. Die Anstrengungen Preußens haben so wesentlich zur Befreiung Europas beigetragen, daß wir berechtigt sind, die Berücksichtigung unserer Interessen zu erwarten. Der

Bund Österreichs und Preußens ist so notwendig für die Erhaltung der Unabhängigkeit Europas; die Staatsmänner, welche den guten Gedanken gehabt haben, sich von den unglücklichen Vorurteilen früherer Zeiten zu befreien, müssen einsehen, daß die Interessen der beiden Großmächte zusammenfallen, und daß Österreich gar nichts Besseres tun kann als zur Verstärkung Preußens beizutragen, ganz wie Preußen mit großer Freude die Vergrößerung und Kräftigung Österreichs sehen wird. Ich sehe mit Schmerz — und ich habe die Beweise dafür — daß es noch sehr achtenswerte Männer gibt, die von diesen großen Wahrheiten noch nicht durchdrungen sind, sondern im Gegenteil nach den politischen Ansichten des vergangenen Jahrhunderts denken und handeln.“

Dann erklärte der Staatskanzler über Mainz: „Wir werden diesen Platz niemals an Bayern ausliefern, auch die bayrischen Ansprüche auf Frankfurt und Hanau entschieden bekämpfen.“ Um Metternich zu überzeugen, ward eine Denkschrift Knesebecks beigelegt, die mit einem großen Aufwande schwerfälliger militärischer Gelehrsamkeit den richtigen Satz bewies, daß Mainz für die Verteidigung von Nord- und Mitteldeutschland unentbehrlich sei. Fürst Metternich irrt, so fährt Hardenberg fort, wenn er Bayern durch Gefälligkeit zu gewinnen hofft. „Er wird diesen Staat nie zufriedenstellen. Diese werdende, unablässig ländergierige Macht ist, ganz wie Württemberg, ein drohendes und schädliches Element in dem System unserer deutschen Politik geworden. In diesem Systeme kann es nach Lage der Umstände nur noch ein Ziel geben, wonach Österreich und Preußen im eigenen und allgemeinen Interesse trachten müssen: die Macht und den entscheidenden Einfluß zwischen den beiden Großmächten zu teilen und diesen Einfluß gemeinsam, in vollkommenster Eintracht auszuüben.“ Darum müssen auch die Länder des linken Rheinufers an Österreich und Preußen kommen. „Dies ist unzweifelhaft das einzige Mittel, um die deutschen Staaten zweiten und dritten Ranges von unserem Systeme abhängig zu machen und dasselbe zu sichern. Kleine Staaten auf dem linken Ufer werden immer unter dem Einfluß Frank-

reichs stehen, immer Ränke schmieden, unablässig das Gleichgewicht, das wir aufrichten wollen, zu untergraben drohen.“

Kein Wort in diesen Zeilen, das nicht den Plänen Metternichs ins Gesicht schlug, und doch wähnte Hardenberg mit dem Österreicher wesentlich eines Sinnes zu sein. Völlig verblendet warf er sich dem falschen Freunde in die Arme, führte den Staat einer beschämenden Niederlage entgegen. Der König dachte anders, er verhehlte nicht, daß er den Zaren noch immer als den besten Bundesgenossen Preußens ansehe, wofür ihn Hardenberg in seinen Tagebüchern mit gewohnter Unfehlbarkeit der pusillanimité¹¹⁷ beschuldigte. Nach seiner allzu schonenden Weise ließ Friedrich Wilhelm den Staatskanzler vorläufig schalten, doch er nahm sich vor, den Bruch mit Rußland auf keinen Fall zu dulden, und durch diesen rettenden Entschluß sollte er bald nachher den Staat wieder in die Bahnen der nationalen Politik zurückführen.

DAS WEHRGESETZ VON 1814

Währenddem schritt man rüstig an die Neuordnung der Verwaltung, noch bevor die Grenzen des Staatsgebietes irgend feststanden. Der Staatskanzler fühlte die Abnahme seiner Kräfte und hatte daher schon im November 1813 das Finanzministerium seinem Vetter, dem Grafen Bülow, übergeben. Am 3. Juni 1814 folgte eine umfassende Umgestaltung des Ministeriums. Hardenberg übernahm neben dem Staatskanzleramte die unmittelbare Leitung der auswärtigen Angelegenheiten; sein alter Mitarbeiter von Franken her, Freiherr von Schuckmann, wurde Minister des Innern; das neugebildete Polizeiministerium ward dem Grafen Wittgenstein übergeben, während der Minister von Kirchseisen nach wie vor das Justizdepartement behielt. An die Spitze der Kriegsverwaltung endlich trat Generalmajor von Boyen, hisher Bülows unzertrennlicher Waffengefährte. Unter ihm leitete Generalmajor von Grolman den Generalstab und gab, rasch durchgreifend wie er war, dieser Behörde

sogleich die Verfassung, die ihr im wesentlichen bis zum heutigen Tage geblieben ist. Der Generalstab sollte nicht, wie in vielen anderen Heeren, eine selbständige Waffengattung bilden, deren Mitglieder ihr für immer angehörten, sondern mit der praktischen Arbeit der Linientruppen in lebendiger Berührung bleiben; seine Offiziere traten nach einigen Jahren in die Linie ein, um je nach ihren Leistungen späterhin wieder zurückzukehren. Zugleich berief der König eine Kommission, um die Grundlagen der gesamten Heeresverfassung festzustellen; außer dem Kriegsminister gehörten ihr auch Hardenberg, Gneisenau und Grolman an.

Darüber bestand unter den Generälen kaum ein Streit, daß jene Kabinettsordre vom 27. Mai, welche die Ausnahmen von der Wehrpflicht wiedereingeführt hatte, nur ein Notbehelf für den Augenblick gewesen war, bestimmt, den schreienden Mißständen der Volkswirtschaft zu begegnen. Die Dienstpflicht aller hatte sich glänzend bewährt; was die Not der Stunde geboren, sollte jetzt zu einer dauernden Einrichtung des Staates werden. In solchem Sinne brachte Blücher an der Tafel des Königs einen Trinkspruch auf Hardenberg aus; der Staatskanzler habe den neuen Geist der Monarchie geweckt, also, daß man heute in Preußen nicht mehr wisse, wo der Bürgerstand aufhöre und wo der Kriegerstand. Noch stolzer forderte Gneisenau für sein Preußen das beste und volkstümlichste Heerwesen der Welt, dazu die Freiheit gründlicher wissenschaftlicher Bildung und eine verständige, die Nation zu einem lebendigen Ganzen vereinende Staatsverfassung: „Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaft ist es allein, der uns zwischen den mächtigeren Nachbarn aufrechterhalten kann.“

Nirgends aber fand der kühne politische Idealismus der Soldaten des Befreiungskrieges einen edleren Ausdruck als in dem Buche des Obersten Rühle von Lilienstern „Vom Kriege“. Die geistvolle Schrift, die uns Rückschauenden heute wie das wissenschaftliche Programm der modernen deutschen Heeresverfassung erscheint, widerlegte Kants Lehre vom ewigen Frieden und namentlich die ihr zugrunde liegende Fiktion des

Naturzustandes durch die Beweisgründe der historischen Staats- und Rechtslehre, deren Anschauungen bereits anfangen zu einem Gemeingute der bestgebildeten Deutschen zu werden. Sie erwies siegreich die unzerstörbare, segensreiche Notwendigkeit des Krieges, der die Völker für den Frieden erziehe, und stellte dem neuen Jahrhundert die Aufgabe, „die Heere zu nationalisieren und die Völker zu militarisieren“. Jeder Tropfen Blutes in einem freien Staate müsse mit dem Eisen des Krieges versetzt sein; das Heer dürfe nicht als die Waffe des Staates begriffen werden, als ein totes Werkzeug, das man zur Zeit der Not aus dem Winkel hervorhole, sondern als der bewaffnete Arm des Staates, als ein mit seinem eigenen Leben eng verbundenes lebendiges Glied des Gemeinwesens. Alle Einrichtungen des Staates, alle Wissenschaft und Gesinnung sollen kriegerisch und friedlich zugleich sein; nur dann bleiben die erhaltenen sittlichen Kräfte des Volkslebens lebendig: Mut, Gehorsam und Ehrgefühl. Während das gesamte Ausland und selbst preußische Staatsmänner, wie W. von Humboldt, das alte Märchen von dem künstlichen Staate Preußen noch immer wiederholten, sprach dieser tapfere Soldat zuversichtlich aus: dies bewaffnete preußische Volk bewahre in der ansteckenden Umgebung zerfließender und vertrockneter Kleinstaaten allein das Gefühl des Vaterlandes und den stolzen Entschluß, ein ganzes und lebendiges Volk bleiben zu wollen. — So gingen Scharnhorsts Saaten auf. Die gereifte Gesittung führte die Deutschen wieder zurück zu einer mannhaften Auffassung des Lebens, zur richtigen Wertschätzung der rüstigen Willenskraft einfacher Menschheit.

Auch in den Massen des preußischen Volkes hatten sich die Meinungen über das Heerwesen von Grund aus verändert. Der einst so gefürchtete blaue Rock war jetzt ein Ehrenkleid, und den meisten leuchtete ein, daß weder Geburt noch Reichtum von der schwersten der allgemeinen Bürgerpflichten befreien dürfe. In den Kreisen der Patrioten sprach man geringschätzig von der waffenscheuen alten Zeit. Rückert sang spöttisch:

Es galt die alte Regel:
Soldat ins Feu'r hinein!
Der Bauer mit dem Flegel
Sieht zu und läßt es sein.

Das Bild freilich, das sich die öffentliche Meinung von der Kriegsverfassung der Zukunft entwarf, hatte mit Scharnhorsts Ideen wenig gemein. Schon während des Krieges entstand in den Massen eine Fülle von Sagen über die Ereignisse des wunderbaren Jahres. Die Landwehr wurde, wie natürlich, der Liebling des Volkes; denn ganz war die alte Abneigung gegen die Berufs-offiziere doch nicht verflogen. Man wußte tausend Geschichten von der Angst der Franzosen vor dem „peuple sauvage des Landwères“¹¹⁸, und bald schien es, als ob diese Kerntruppe eigentlich alles getan und die Linie nur ein wertloses Anhängsel gebildet hätte. Aus diesen volkstümlichen Vorstellungen und dem unendlichen Friedensbedürfnis der Zeit entwickelte sich nun die Ansicht, die technische Ausbildung des Soldaten sei leere Spielerei, ein Milizheer von möglichst kurzer Dienstzeit genüge am besten den Anforderungen des Krieges wie des Friedens. Bis in die höchsten Schichten des Beamtentums hinauf fand diese Meinung Anklang; Präsident Schön war ihr eifriger Anhänger.

Der neue Kriegsminister stand vor einer überaus schwierigen Aufgabe. Er hatte schon vor dem Kriege von 1806 den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht verteidigt und wollte jetzt diese große Errungenschaft bewahren, ohne doch in die dilettantischen Träume vom Milizwesen zu verfallen, dem Staate ein starkes, den größeren Nachbarmächten gewachsenes Heer sichern, ohne doch die erschöpften Finanzen völlig zu zerstören. Während der zwei letzten Jahrzehnte war eine für Preußen sehr ungünstige Verschiebung der militärischen Machtverhältnisse eingetreten. Das friderizianische Heer war das stärkste Europas gewesen, dank der Kantonpflicht Friedrich Wilhelms I. Seitdem aber hatten alle Nachbarstaaten, jeder in seiner Weise, das preußische System der Zwangsaushebung nachgeahmt. Die natürliche Überlegenheit der Kopfzahl trat in Kraft; die

kleinste der Großmächte konnte nur noch hoffen, nicht allzu weit hinter den stärkeren Nachbarn zurückzubleiben, sie mußte versuchen, durch die höchste Anspannung der sittlichen Kräfte des Heeres die Ungunst der Zahlen einigermaßen auszugleichen. Boyen wußte wohl, mit wie unverhältnismäßigen Verlusten die Landwehr alle ihre Siege erkaufte, und wie mangelhaft ihre Mannszucht, namentlich in den furchtbaren Prüfungen des Winterfeldzugs, sich gezeigt hatte. Auf eine so massenhafte Verwendung der Landwehren im freien Felde war Scharnhorst selber anfangs schwerlich gefaßt gewesen. Erst die Not, erst das Mißlingen des Frühjahrsfeldzuges und wahrscheinlich Gneisenaus Rat hatten den König während des Waffenstillstandes bewogen, diese Truppen mit ihrem buntgemischten Offizierskorps kurzweg in die Feldarmee einzureihen. Nur durch ganz außerordentliche Ereignisse, durch den langjährigen harten Druck der Fremdherrschaft war jene wilde Glut des Nationalhasses und der patriotischen Leidenschaft möglich geworden, welche die ungeschulten Scharen der Landwehr zu so wunderbaren Erfolgen befähigt hatte. Der Kriegsminister kannte die Welt zu gut, um die Wiederkehr der gleichen Opferfreudigkeit auch in der Zukunft zu erwarten, wenn etwa ein den Massen der Nation unverständlicher Krieg dem Könige aufgezwungen würde. Und doch war Preußen durch seine zentrale Lage wie durch die stolzen friderizianischen Traditionen seines Heeres in jedem Krieg immer zur Offensive genötigt: der Staat brauchte eine starke Feldarmee, er mußte seine Landwehr zum Dienste außerhalb der Landesgrenzen verpflichten, um das feindliche Gebiet sogleich mit gewaltigen Massen überfluten zu können.

Aus alledem ergab sich die Notwendigkeit, die Landwehr eng an das stehende Heer anzuschließen. Nun gebot die Monarchie augenblicklich über viele Tausende ausgedienter, kampfgeohnter Soldaten, desgleichen über eine Menge erprobter Offiziere, die wieder in das bürgerliche Leben zurücktraten; es war die denkbar günstigste Stunde zur Bildung einer kriegstüchtigen Landwehr. Die Natur der Dinge führte die Reorganisatoren der Armee zurück zu jenen einfach großen Gedanken, von denen

einst Scharnhorst ausgegangen und nur durch die Not des Tages wieder abgedrängt worden war; sie erkannten, daß die stehende Armee die militärische Schule für die gesamte Nation bilden, die Landwehr wesentlich aus ausgedienten Mannschaften bestehen müsse. Wie oft hatten Boyen, Gneisenau und Grolman einst mit Scharnhorst jede mögliche Form der Volksbewaffnung besprochen. Alle hier einschlagenden Fragen waren ihnen aus eingehenden Beratungen längst geläufig, hatte doch Boyen einst jahrelang die Organisation des Krümpersystems unmittelbar geleitet. Nur durch diese vieljährige Vorarbeit wird es erklärlich, daß die Kommission ihre schwierigen Verhandlungen in wenigen Wochen beendigte und der König ebenso schnell den Vorschlägen seine Genehmigung erteilte.

Schon am 3. September 1814 erschien das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste, von dem Könige und sämtlichen Ministern unterzeichnet — ein Grundgesetz des preußischen Staates, einer jener epochemachenden Akte der Gesetzgebung, welche mit siegreicher Beredsamkeit erweisen, daß alle Geschichte wesentlich politische Geschichte ist, daß die Historie nicht die Aufgabe hat, einen Volta unter seinen Froschschenkeln zu beobachten oder aus den Funden der Topfgräber die Entwicklung der Lampen und der Trinkgeschirre nachzuweisen, sondern die Taten der Völker als wollender Personen, als Staaten, erforschen soll. Das Wehrgesetz von 1814 hat die sittlichen und politischen Grundanschauungen der Preußen auf Generationen hinaus bestimmt, in alle ihre Lebensgewohnheiten tiefer eingegriffen als jemals eine wissenschaftliche Entdeckung oder eine technische Erfindung.

Das Gesetz begann, wie einst Scharnhorsts Entwurf, mit einer Wiederholung jener monumentalen Worte Friedrich Wilhelms I.: „Jeder Eingeborene ist zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet“; doch jetzt machte man unerbittlich Ernst mit der altpreußischen Regel. Der König erinnerte nochmals daran, wie die allgemeine Anstrengung seines treuen Volkes, ohne Ausnahme und Unterschied die Befreiung des Vaterlandes bewirkt und dem Staate seinen heutigen ehrenvollen

Standpunkt erworben hätte. Die Einrichtungen also, die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht und deren Beibehaltung die ganze Nation wünsche, sollten als Grundlage für alle Kriegseinrichtungen des Staates dienen, doch so, daß die Fortschritte der Wissenschaften und Gewerbe nicht gestört würden; „denn in einer gesetzmäßig geordneten Bewaffnung der Nation liegt die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Frieden“. Statt der alten zwanzigjährigen Dienstzeit der Kantonsisten ward allen Wehrfähigen für neunzehn Jahre die Waffenpflicht aufgelegt. Sie dienten fünf Jahre im stehenden Heere, davon drei Jahre bei den Fahnen, zwei Jahre als beurlaubte Reservisten, und traten im sechs- und zwanzigsten Lebensjahre auf sieben Jahre in das erste Aufgebot der Landwehr ein. Dies Aufgebot war in Kriegszeiten, wie das stehende Heer, zum Dienste im In- und Auslande verpflichtet, hielt an bestimmten Tagen in der Heimat kleinere Übungen ab und vereinigte sich jährlich einmal mit Abteilungen des stehenden Heeres zu längeren Manövern. Das zweite Aufgebot der Landwehr, ebenfalls mit siebenjähriger Dienstzeit, wurde während des Friedens nur in der Heimat und an einzelnen Tagen versammelt, diente im Kriege zunächst zur Verstärkung der Garnisonen; doch behielt sich der König vor, auch diesen Teil der Landwehr im allgemeinen „zur Verstärkung des Heeres“ zu verwenden, so daß eine Verwendung im Auslande nicht ausgeschlossen war. Der Landsturm endlich, nur für den äußersten Fall zur Abwehr feindlicher Angriffe bestimmt, sollte alle irgend Waffenfähigen vom siebzehnten bis zum fünfzigsten Jahre umfassen. Die Söhne der gebildeten Stände, die sich selber ausrüsteten, dienten nur ein Jahr bei der Fahne, traten schon nach drei Jahren in die Landwehr ein und hatten den ersten Anspruch auf die Offiziersstellen der Landwehr. Die abgesonderten Jägerdetachements blieben aufgehoben, indes wagte man noch nicht, den demokratischen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht bis in seine letzten Folgerungen hinauszuführen: die gebildeten Freiwilligen wollte man vornehmlich den Elitekorps der Jäger und Schützen überweisen, obwohl ihnen freistand, sich auch

ein anderes Regiment zu wählen. Erst die Erfahrung sollte lehren, wie heilsam die Mischung von feineren und gröberen Elementen für die sittliche Haltung der Truppen war. Die Kreisausschüsse, welche das Heer mit der bürgerlichen Selbstverwaltung verbanden, bestanden in veränderten Formen fort: eine Kommission, gebildet aus dem Landrate, einem Offizier und mehreren städtischen und ländlichen Gutsbesitzern, sollte das Ersatzgeschäft in jedem Kreise besorgen.

Noch nie hatte ein moderner Staat in Friedenszeiten so harte Forderungen an sein Volk gestellt; die Blutsteuer, welche Preußen seinen Bürgern auferlegte, war unleugbar schwerer als alle anderen Steuern zusammen genommen. Selbst die Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht wollten kaum ihren Ohren trauen, als sie erfuhren, daß alle Männer bis zum neununddreißigsten Jahre, allerdings bei völlig freier Wahl des Wohnsitzes wie des Berufes, sich zum Waffendienste bereithalten sollten. Es war ein radikaler Bruch mit allen Neigungen und Vorurteilen einer friedlich erwerbenden Gesellschaft, ein Wagnis ohne jeden Vorgang, das nur darum gelingen konnte, weil der Stamm der Landwehr bereits vorhanden war und die hochherzige Erregung der Kriegszeit noch nachwirkte. Der König verbarg sich nicht, welchem zähen passiven Widerstande die neuen Institutionen namentlich in den neuen Provinzen begegnen würden, und befahl daher eine schonende, schrittweis vorgehende Ausführung.

Überhaupt war noch alles im Werden. Das Gesetz selber erkannte an, daß unmöglich alle Wehrfähigen in das stehende Heer eintreten konnten und ein Teil davon sogleich der Landwehr zugeteilt werden mußte; doch über die Höhe der jährlichen Aushebung war noch nichts endgültig beschlossen. Nur soviel stand schon fest, daß die trostlose Lage des Staatshaushalts eine sehr starke Linienarmee nicht gestattete; neben diesen überwältigenden finanziellen Sorgen mußten die schweren militärischen und volkswirtschaftlichen Bedenken, welche gegen die unverhältnismäßige Vermehrung der Landwehr sprachen, vorläufig zurücktreten. Desgleichen konnte nur die Erfahrung zeigen, ob das Offizierskorps

der Landwehr wirklich imstande war, wie dies Gesetz annahm, völlig selbständig neben den Offizieren der Linie zu stehen. Aber wie unfertig auch manches noch erschien, der große Wurf war doch gelungen. Mit diesem Volksheere war ein großartiges Mittel sittlicher Volks-erziehung gefunden, trefflich geeignet, die alten Tugenden der Nation, Mut, Treue, Pflichtgefühl zu entwickeln, ihre natürlichen Schwächen, Eigensinn, Partikularismus, Verschwommenheit zu bekämpfen. Der Staat wurde nun erst diesem staatlosen Geschlechte wahrhaft lebendig, wie den Bürgervölkern des Altertums, trat mit seiner begeisternden Majestät und seiner herben Strenge in jedes Haus hinein. Die kurze Dienstzeit zwang die Mannschaft und mehr noch die Offiziere zur Anspannung aller Kräfte; das Freiwilligenjahr bot das einfache Mittel, den höheren Ständen die ungewohnte Last erträglich zu machen. Der alte, mit dem Wesen dieses Staates fest verwachsene Gedanke Friedrich Wilhelms I. fand endlich die Gestaltung, welche den demokratischen Anschauungen des neuen Jahrhunderts entsprach und doch der unzerstörbaren Aristokratie der Bildung gerecht wurde.

Das Wehrgesetz gab ein unzweideutiges Zeugnis für die friedfertigen Absichten der Regierung; mit einer Feldarmee, die zur größeren Hälfte aus Landwehren bestand, ließ sich eine Politik des unruhigen Ehrgeizes schlechterdings nicht führen. Gleichwohl sprach aus dem Aufgebote der gesamten Nation zugleich der bestimmte Entschluß, die wiedererrungene Großmachtstellung der Monarchie zu behaupten. Daher denn an allen Nachbarhöfen lebhaftete Beunruhigung. Mochten einzelne Generale der alten Schule über das preußische „Milizwesen“ verächtlich absprechen, die Kriegstaten dieses Heeres standen doch noch in zu frischer Erinnerung. Der französische Kriegsminister Dupont zog sogleich mit ersichtlicher Sorge bei dem preußischen Gesandten Erkundigungen ein und erhielt die trockene Antwort: „Wir wollen große Streitkräfte ohne ein unverhältnismäßig großes stehendes Heer.“ Noch besorgter war die Hofburg; sie fürchtete nicht bloß das Erstarken des alten Nebenbuhlers, sondern sie erkannte auch in dem Wehr-

gesetze einen Triumph der militärischen Jakobiner des schlesischen Heeres und witterte unheimliche demokratische Bestrebungen.

Boyen aber sah in seinem Gesetze das köstliche Vermächtnis des Befreiungskrieges; er sagte sich mit frohem Stolze, daß die Eigenart des preußischen Staates in diesen Institutionen sich verkörperte, daß Preußen in der Ausbildung seines Heerwesens allen anderen Staaten überlegen war und keine andere Großmacht jener Zeit, am allerwenigsten Österreich mit seinen murrenden Italienern, wagen durfte, ihrem ganzen Volke Waffen in die Hände zu geben. In wie großem und freiem Sinne er sein Werk auffaßte, wie treu er die Überlieferungen der Stein-Scharnhorstschen Tage in seinem Feuergeiste bewahrte, das hat der anspruchslose Mann erst nach Jahren öffentlich ausgesprochen, als er zum fünfundzwanzigjährigen Jubelfeste der Landwehr jenen Ausspruch Gneisenaus über den dreifachen Primat in poetischer Form wiederholte und die Verse schrieb: „Der Preußen Losung ist die Drei — Recht, Licht und Schwert!“

Mochten die Kleinstaaten noch eine Weile ihre französischen und englischen Institutionen behalten, da sie doch vorderhand weder die Kraft noch den Willen besaßen, die Geschenke der Fremden aufzugeben. Unterdessen wuchs und reifte in Preußen Scharnhorsts Werk, die deutsche Kriegsverfassung, und einmal doch mußte die Zeit kommen, da das ausländische Wesen in den kleinen Staaten sich überlebte. Dann konnte das preußische Volksheer sich zum deutschen Heere erweitern. Bei Großgörschen stand seine Wiege, wer mochte wagen, ihm die stolzen Siegesbahnen seiner Zukunft vorherzubestimmen? Boyen trug in seiner verschlossenen Seele die sichere Ahnung, daß dies nationale Heer dereinst noch reichere Kränze um seine Fahnen winden würde als weiland die Soldaten Friedrichs.

Derweil in Wien der große Friedenskongreß zusammentrat, erhob sich in Preußen eine neue Größe der deutschen Geschichte: Das Volk in Waffen.

ZEITTADEL

1807, 7. u. 9. Juli Friede zu Tilsit.

Preußen tritt die linkselbischen Lande an Napoleon, den Kreis Kottbus an Sachsen, Bayreuth an Bayern, die seit 1772 gewonnenen polnischen Gebiete zur Bildung des Herzogtums Polen ab. Alle preußischen Häfen sind dem Handel mit England verschlossen („Kontinentalsperre“). Verminderung des preußischen Gebiets auf die Hälfte. Ungeheure Kriegskosten. Ein 42 000-Mann-Heer geduldet. Stettin, Küstrin, Glogau bleiben besetzt.

Rußland erkennt die neuen napoleonischen Staatengebilde an: Herzogtum Warschau (Friedrich von Sachsen), Neapel (König Joseph Bonaparte), Westfalen (König Jerome), Holland (König Louis Bonaparte). Geheimer Vertrag gegen England.

Aug. Französische Truppen besetzen das schwedische (!) Stralsund und Rügen. Schweden unter Gustav IV. (1792—1809) bleibt ohne die versprochene englische Hilfe gegen Frankreich.

Sept. Beschießung Kopenhagens durch die englische Flotte, da die Dänen sich geweigert hatten, ihre Flotte, die einzige nach Trafalgar in Europa neben der englischen, den Engländern „in Gewahrsam zu geben“! Dänemark tritt auf Frankreichs Seite.

9. Okt. Freiherr vom Stein: Der Grundbesitz gutshöriger Bauern wird in freies Eigentum verwandelt.

Nov. Junot besetzt Portugal, das, mit England verbündet, nicht der Kontinentalsperre beitreten will. Flucht der Königsfamilie nach Brasilien. 80 000 Franzosen marschieren in Spanien ein „zur Sicherung der Küsten“.

1808—1814 Krieg Napoleons in Spanien und Portugal.

1808, Juli Aufstand der Spanier; Dupont mit 20 000 Mann

gefangen, nachdem Joseph, der Bruder Napoleons, zum König von Spanien ernannt worden war. Die Engländer unter Wellesley (1809 zum Lord Wellington erhoben) zwingen (mit größtenteils deutschen Truppen) Junot bei Cintra zur Kapitulation.

Okt. Napoleons Fürstentag zu Erfurt, wo ihm vier Könige und 34 Fürsten huldigen. Bündnis-erneuerung mit Alexander.

Napoleon führt 150 000 Mann nach Spanien bis nach Madrid und kehrt im Januar 1809 nach Paris zurück. Fortdauer des Volkskriegs (Guerilla) in Spanien.

19. Nov. Stein gibt die Preußische Städteordnung (Selbstverwaltung) bekannt.

24. Nov. Stein muß seinen Abschied nehmen, wird am 16. Dez. von Napoleon (aus Spanien!) geächtet und flieht.

1809 Österreichisch-französischer Krieg. Nur Tirol erhebt sich. Napoleon greift in Bayern Erzherzog Karl an (im April) und drängt ihn nach Gefechten bei Abenberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg nach Wien zurück, das er am 13. Mai abermals besetzt.

21./22. Mai Napoleon bei Aspern (und Eßling) geschlagen.

5./6. Juli Napoleon schlägt Erzherzog Karl in der mörderischen Schlacht bei Wagram. Waffenstillstand zu Znaim.

14. Okt. Friede zu Wien (Schönbrunn): Österreich hat an Bayern, Warschau, Rußland und Napoleon („Illyrien“) 110 000 qkm abzutreten.

Die Tiroler kämpfen weiter, erliegen im Nov. der Übermacht; im Februar wird Andreas Hofer erschossen.

Rußland schließt Frieden mit Schweden, das Finnland abtreten muß. Gustav IV. war zur Abdankung gezwungen worden; sein Oheim Karl XIII. (1809—1813) übernahm die Regierung.

1810, April Napoleon, von Josephine Beauharnais geschieden, heiratet Marie Luise, die Tochter Franz I.

Juli Abdankung und Flucht des Königs Louis Bonaparte von Holland, des Vaters Napoleons III. Hardenberg wird zurückgerufen: Staatskanzler Preußens bis 1822.

Dez. Oldenburg, das nördliche Hannover, die Hansestädte und Lauenburg werden dem französischen

- Kaiserreich einverleibt; Hamburg wird Hauptstadt des neuen Regierungsbezirks, Davoust Gouverneur.
- 1812 Krieg Frankreichs gegen Rußland.
Preußen muß 20 000 Mann stellen, Österreich 30 000 Mann.
- Mai Napoleon läßt sich in Dresden von Kaiser und Königen huldigen, reist dann über Thorn nach Königsberg zur „Großen Armee“ (über 600 000 Mann). Die Preußen unter Yorck gehören dem linken Flügel (Macdonald) an; Ziel: Riga. Die Österreicher unter Schwarzenberg am rechten Flügel zusammen mit Franzosen und Sachsen (Führung: Reynier).
- Ende Juni Das Hauptheer überschreitet den Njemen.
18. Aug. Die Franzosen besetzen nach Kampf das brennende Smolensk.
7. Sept. Ney („Fürst von der Moskwa“) erkämpft unter schwersten Verlusten bei Borodino an der Moskwa einen knappen Sieg. Das Hauptheer auf 100 000 Mann zusammengeschmolzen.
14. Sept. Napoleon nimmt Wohnung im Kreml.
- 15./20. Sept. Brand Moskaus (Gouverneur Rostopschin).
19. Okt. Rückzug aus Rußland.
11. Nov. Eintritt großer Kälte.
- 26./28. Nov. Verlustreicher Übergang über die Beresina.
5. Dez. Napoleon verläßt das Heer, Murat, später Eugen Beauharnais leitet den Rückzug.
30. Dez. Yorck schließt zu Tauroggen einen „Neutralitätsvertrag“ mit dem russischen General Diebitsch. Schwarzenberg erreicht ohne Verluste Galizien.
- 1813, 22. Jan. Friedrich Wilhelm III. verläßt Berlin und übersiedelt nach Breslau.
3. Febr. Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerbataillone.
7. Febr. Der ostpreußische Landtag beschließt die Ausrüstung von 30 000 Mann Linie und Landwehr.
28. Febr. Bündnis zu Kalisch zwischen Preußen und Rußland.
Die Franzosen räumen Berlin und Hamburg. Die Mecklenburger sagen sich vom Rheinbund los.
17. März Aufrufe des Königs: „An mein Volk!“ und „An mein Kriegsheer!“
27. März Besetzung Dresdens durch Blücher und Wittgenstein.
2. April Gefecht bei Lüneburg (Johanna Stegen). Morand

- von Preußen und Russen mit 2000 Mann gefangen genommen.
5. April Gefecht bei Möckern. Eugen Beauharnais wird auf das linke Elbufer abgedrängt.
Noch besetzte preußische Festungen: Magdeburg, Stettin, Glogau, Küstrin, Danzig, Modlin, Zamosc.
2. Mai Schlacht bei Großgörschen (Lützen); verlustreicher „Sieg“ Napoleons. Die Verbündeten ziehen sich nach der Lausitz zurück. Der leicht verwundete Scharnhorst erliegt seiner Verletzung in Prag; er war auf der Reise nach Wien, um endlich den Kaiser Franz von Österreich zum Beitritt zu bewegen.
- 20./21. Mai Schlacht bei Bautzen; sehr verlustreicher Sieg Napoleons, der den Übergang über die Spree erzwingt. Russen und Preußen ziehen sich nach Schlesien zurück. Blüchers erfolgreiches Reitergefecht bei Haynau.
30. Mai Abermalige Besetzung Hamburgs durch Davoust.
4. Juni Waffenstillstand zu Poischwitz (bei Striegau) auf sechs Wochen, dann bis zum 10. August verlängert. Beide Teile sind militärisch und wirtschaftlich erschöpft und suchen die Bundesgenossenschaft Österreichs.
Ergebnislose Verhandlungen zu Prag; Österreich der Vermittler. Napoleon geht auf Metternichs Forderungen nicht ein. Daher
12. Aug. Kriegserklärung Österreichs an Frankreich.
Die drei Heere der Verbündeten:
a) Das Böhmisches (Haupt-) Heer unter Fürst Schwarzenberg: 123 000 Österreicher, 75 000 Russen (Wittgenstein) und 49 000 Preußen (Kleist).
b) Das Schlesische Heer unter Blücher (Gneisenau): 38 000 Preußen unter Yorck, 61 000 Russen unter Sacken und Langeron.
c) Das Nordheer unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden („Bernadotte“, 1810 adoptiert): 75 000 Preußen, (Bülow, Tauentzien), 30 000 Russen (Winzingerode), 20 000 Schweden, 27 000 gemischte Truppen (Legionäre, Freischärler).
23. Aug. Bülow siegt (ohne Bernadottes Hilfe) bei Großbeeren über Oudinot.
26. Aug. Blüchers Sieg an der Katzbach; Macdonald mit 80 000 Mann entscheidend geschlagen. 18 000 Gefangene.

- 26./27. Aug. Napoleon siegt in der Schlacht bei Dresden.
- 29./30. Aug. Dank Kleists großartigem Einsatz Sieg der Verbündeten über Vandamme bei Kulm und Nollendorf (östl. von Teplitz).
6. Sept. Sieg bei Dennewitz (Jüterbog). Marschall Ney von Bülow und Tauentzien entscheidend geschlagen.
3. Okt. Blücher erkämpft bei Wartenburg (Mündung der Schwarzen Elster) den Übergang über die Elbe (Yorck!).
8. Okt. Vertrag zu Ried zwischen Österreich und Bayern, das dem Bündnis gegen Napoleon beitrifft.
- 16.—18. Okt. Völkerschlacht bei Leipzig.
16. Okt. Blücher siegt im Norden bei Möckern. Napoleon hält sich im Süden gegen die Angriffe der Böhmisches Armee bei Wachau.
17. Okt. Waffenruhe. Die Einschließung vollzogen; Schwarzenberg versäumt absichtlich die völlige Einkreisung.
18. Okt. Allgemeiner Angriff auf die französisch-rheinbündnerischen Stellungen. Im Osten Siege bei Schöneberg und Paunsdorf, im Süden bei Probstheida.
19. Okt. Erstürmung der Stadt Leipzig; Gefangennahme des sächsischen Königs. Rückzug Napoleons auf der Frankfurter Straße.
30. Okt. Siegreiches Rückzugsgefecht Napoleons über ein österreichisch-bayrisches Heer unter General Wrede.
Zusammenbruch der willkürlichen Staatenschöpfungen Napoleons in Norddeutschland, Westdeutschland und Norditalien.
- Nov. Napoleon geht bei Mainz über den Rhein zurück. Aufstand in Holland; Bülow stellt die Ordnung wieder her. Bernadotte schwenkte ab und zwingt Dänemark dazu, Norwegen an Schweden abzutreten.
Metternich bietet Napoleon die Alpen- und Rheingrenze vergeblich an!
1. Dez. Der Kriegsrat in Frankfurt beschließt nach langem Bedenken die „energische“ Fortführung des Krieges.
- 1814, Neujahrsnacht Blücher geht über den Rhein bei Kaub, Mannheim und Koblenz.
1. Febr. Blücher schlägt Napoleon bei La Rothière. Schlechte (keine) Verbindung zwischen den

Heeresgruppen, was Napoleon sehr geschickt ausnutzt.

- 10./14. Febr. In vier Treffen bei Champaubert, Montmirail, Château-Thierry und Vauchamps schlägt Napoleon die Einzelteile des Schlesischen Heeres und dann einen Teil des Hauptheeres.
17. Febr. bei Montereau; Schwarzenberg befiehlt den Rückzug!
5. Febr.—19. März Kongreß in Châtillon; man bietet Napoleon die Grenzen von 1792 an.
27. Febr. Schwarzenberg siegt bei Bar-sur-Aube über Oudinot und Macdonald. — Blücher erwirkt sich Bewegungsfreiheit, zieht nach Norden, um mit Bülow zusammenzuwirken.
- 9./10. März Blücher und Bülow schlagen Napoleon bei Laon.
- 20./21. März Napoleon wird bei Arcis-sur-Aube vom Hauptheer besiegt, faßt den verwegenen Plan, nach dem Elsaß durchzubrechen!
30. März Schlacht bei Paris (Ostseite: Vincennes, Pantin; dann im Norden Erstürmung des Montmartre).
31. März Einzug der Verbündeten in Paris.
6. u. 12. April Napoleon entsagt in Fontainebleau der Krone, erhält die Insel Elba als Fürstentum und 2 Millionen Franken Einkünfte!
- Mai Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich: König Ludwig XVIII., der Bruder Ludwigs XVI., gibt Frankreich eine gemäßigte Verfassung.
30. Mai Erster Pariser Friede.
Frankreich erhält im allgemeinen die Grenzen von 1792 bewilligt, hat damit über 8000 qkm mehr als 1790! England gibt die französischen Kolonien zurück mit wenigen Ausnahmen, behält ferner Malta, Helgoland und die holländischen Kolonien Kapland und Ceylon.
Die Verbündeten verzichten auf die Entschädigung für die napoleonischen Erpressungen und Kriegsschäden und auf die Herausgabe der geraubten Kunstschatze!
Der gefangene Papst Pius VII. kehrt nach Rom zurück, der König von Sardinien Victor Emanuel nach Turin, der spanische König Ferdinand VII. nach Madrid zurück.
- Juni Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III., sowie die siegreichen Feldherren statten London einen Staatsbesuch ab.

ANMERKUNGEN

- ¹ Kötter, von Kate oder Kote = Hütte, kleines Bauernhaus; Kötter oder Kotsasse (der auf einer Kote sitzt), ländlicher Tagelöhner.
- ² Erbentages, Tagungen der Erben der bauerlichen Erblehen, Erbgüter.
- ³ Buralist, Einnehmer bei einer Kasse, Büroarbeiter.
- ⁴ Adam Smith, 1723—1790, begründete die längst wiederlegte „Schule der liberalen Nationalökonomie“, verlangte den Freihandel, der keine Einmischung des Staates vertrug. Sein Hauptwerk: „Über den Wohlstand der Nationen“.
- ⁵ Justus Möser, Geschichtsschreiber und Staatsmann, 1720 bis 1794, schrieb: „Osnabrückische Geschichte“ und „Patriotische Phantasien“.
- ⁶ Ludwig, Freiherr von Vincke, 1774—1844, Anhänger Steins, wurde 1815 Oberpräsident von Westfalen.
- ⁷ Barthold Georg Niebuhr, 1776—1831, erst im dänischen, später im preußischen Staatsdienst; begründete mit seiner „Römische Geschichte“ die kritische Geschichtsschreibung.
- ⁸ Finassieren: Anwendung von Ränken.
- ⁹ Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom und zum Stein, 1757—1831, studierte die Rechte in Göttingen, trat nach größeren Reisen entgegen den Traditionen seines Hauses in preußischen Staatsdienst und wurde 1780 Bergrat zu Wetter in der Grafschaft Mark, 1796 Oberpräsident aller westfälischen Kammern. Als preußischer Minister ins Generaldirektorium berufen, setzte er die Aufhebung der preußischen Binnenzölle durch, errichtete das Statistische Büro und führte Papiergeld ein. Er versuchte vergeblich 1806, den König zu einer würdigeren Politik zu bewegen und erhielt, als er 1807 seinen Eintritt in das neue Ministerium von der Beseitigung der Kabinettsregierung abhängig machte, vom König „ungnädig“ den Abschied.
- ¹⁰ Seehandlung, das Geld- und Bankinstitut des preußischen Staates, 1772 zur Belebung des Außenhandels gegründet mit einem Kapital von 1 200 000 Talern. Die Gesellschaft

hatte u. a. das alleinige Recht des Ankaufs von spanischem, englischem und französischem Salz.

¹¹ Georg Wilhelm, 1573—1638, seit 1619 Kurfürst von Brandenburg, mußte von 1631—1635 die Schweden unterstützen.

¹² Allgemeiner Erlaß der Schulden bzw. Gewährung einer Zahlungsfrist.

¹³ Servitut, Dienstbarkeit, Zwangspflicht, Verbindlichkeit.

¹⁴ Gemeinheiten = Gemeinschaften, Verbände.

¹⁵ Den Gutsherren stand die öffentlich-rechtliche Gerichtsbarkeit über alle Insassen seiner Grundherrschaft zu.

¹⁶ Bundesstaat.

¹⁷ Nepotismus, der Brauch, den Verwandten und Freunden Vorteile und einträgliche Ämter zuzuschieben.

¹⁸ Turgot, 1774—1776 Finanzminister Ludwigs XVI., scheiterte mit seiner Finanz- und Justizreform.

¹⁹ Lansquenets und Reitres, Franzöisierung der deutschen Wörter Landsknechte und Reiter.

²⁰ Konskription, Aushebung zum Heeresdienst nach Altersklassen, wobei Loskauf und oder Stellvertretung möglich war.

²¹ Ausnahmen, Vorrechte (der Befreiung vom Heeresdienst).

²² Friedrich Wilhelm I. führte 1733 das Kantonsystem ein: Jedes Regiment konnte in einem zugeteilten Bereich („Kanton“) Rekruten ausheben.

²³ Krümper, die Ersatzreservisten von 1806—1813, die „Überzähligen“.

²⁴ Schmähschrift.

²⁵ Friedrich Christoph Dahlmann, 1785—1860, Politiker und Geschichtsforscher; schrieb „Quellenkunde der deutschen Geschichte“.

²⁶ Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, 1786—1834, hervorragender Theolog, Erneuerer des protestantisch-religiösen Lebens seiner Zeit. 1809 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, 1810 Professor an der neuerrichteten Berliner Universität. Hauptwerk: „Über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“.

²⁷ Johann Gottlieb Fichte, 1762—1814, Philosoph. 1810 erster Rektor der Berliner Universität. Hauptwerke: „Wissenschaftslehre“, „Staatslehre“, „Sittenlehre“, „Der geschlossene Handelsstaat“.

²⁸ Niccolo Machiavelli, 1469—1527, florentinischer Staatsbeamter und Geschichtsschreiber. Sein Hauptwerk: „Der Fürst“ (der nach M.'s Anschauung auch moralisch verwerfliche Mittel im Notfall um der Macht seines Staates willen gebrauchen darf).

- ²⁹ Rupertina = die Universität Heidelberg, gegründet 1389 durch Ruprecht v. d. Pfalz, deutscher König 1400—1410.
- ³⁰ Ottheinrich, 1502—1559, seit 1556 Kurfürst von der Pfalz; Karl Ludwig, 1617—1680, erhielt 1648 die achte Kurwürde (Pfalz); vortrefflicher Herrscher und Volkswirt.
- ³¹ Clemens Brentano (1778—1842), dessen Schwester Bettina im Jahre 1811 seinen Freund Achim v. Arnim (1781—1831) heiratete.
- ³² Joseph von Görres, 1776—1848, rheinischer Politiker, anfangs Anhänger der französischen Revolution, dann scharfer Gegner Napoleons. Sein Blatt („Rheinischer Merkur“) wurde 1816 wegen seines Eintretens für eine deutsche Verfassung verboten. Görres wurde dann Begründer des politischen Katholizismus.
- ³³ Heinrich v. Kleist, 1777—1811, hervorragender deutscher Dramatiker und Erzähler. Glühender Vorkämpfer für die Befreiung. 1808 gab er in Dresden mit A. Müller die Zeitschrift „Phöbus“ heraus, 1810 in Berlin die „Abendblätter“. Hauptwerke: Penthesilea, Käthchen von Heilbronn, Hermannsschlacht, Prinz Friedrich v. Homburg; Der zerbrochene Krug, Amphitryon; Michael Kohlhaas.
- ³⁴ Friedrich Schlegel, 1772—1829, geistiger Anreger der Frühromantik, seit 1808 in österreichischen Diensten, Bruder des Shakespeare-Übersetzers.
- ³⁵ Baron Friedrich Fouqué, 1777—1843, schrieb Sagen und Ritterromane und Märchen (Undine).
- ³⁶ Johann Gottfried von Herder, 1744—1803, Dichter und Philosoph, 1771—1776 Konsistorialrat in Bückeburg, dann durch Goethe Generalsuperintendent in Weimar. Er lehrte die völkische Bedingtheit des historischen Geschehens, die geschichtliche Entwicklung der Sprache, den Wert des literarischen Volksgutes.
- ³⁷ F. A. Wolf, 1759—1824, klassischer Philologe.
- ³⁸ Jacob Grimm (1785—1836), Begründer der deutschen Sprachwissenschaft, Professor in Göttingen, später in Berlin. Sein Bruder Wilhelm (1786—1859) war sein ständiger Mitarbeiter.
- ³⁹ Melchior und Sulpice Boisseree, zuletzt in Bonn, bedeutend durch ihre Wiedererweckung der deutschen volkhaften Kunst. Sie wirkten auch für die Vollendung des Kölner Doms.
- ⁴⁰ Friedrich Karl von Savigny, 1779—1861, Jurist; Begründer der Historischen Rechtsschule.
- ⁴¹ Karl Friedrich Eichhorn, 1781—1854, Rechtsgelehrter: „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte“.

- ⁴² Das französische Zivilgesetzbuch, 1804 von Napoleon eingeführt, noch heute in Frankreich im Gebrauch.
- ⁴³ Alexander von Humboldt, 1761—1859, Naturforscher, Forschungsreisender (Südamerika); begründete u. a. die Pflanzengeographie, die Physik des Meeres, schrieb „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“. Umfassender Geist.
- ⁴⁴ Friedrich von Gentz, 1764—1832, politischer Schriftsteller, seit 1802 in österreichischem Staatsdienst, später Vertrauter Metternichs, Protokollführer beim Wiener Kongreß („die Feder Europas“).
- ⁴⁵ Adam Heinrich Müller, 1779—1829, Politiker und Volkswirt, Gegner von Hardenbergs liberaler Reformpolitik; vertrat die organische Auffassung vom Staat, der für ihn die „Totalität des gesamten Lebens“ ist.
- ⁴⁶ Christian Leopold von Buch, 1774—1853, bewies u. a. die Hebung der skandinavischen Halbinsel, förderte die systematische Geologie Deutschlands.
- ⁴⁷ Dante Alighieri, 1265—1321, der größte Dichter Italiens. Hauptwerk: „Die Göttliche Komödie“, Darstellung einer visionären Wanderung Dantes (der sündigen Seele) durch die drei Reiche des Jenseits: Inferno (Hölle), Purgatorio (Berg der Läuterung, Fegefeuer) und Paradiso (Paradies), durch die ihn Vergil (die Philosophie) und Beatrice (die Gnade) geleiten.
- ⁴⁸ Prometheus, griechischer Halbgott, entwendete Zeus das Feuer, mit dem er aus Lehm gebildete Menschen belebte.
- ⁴⁹ Proteus, weissagender griechischer Meergott, der sich in viele Gestalten verwandeln konnte.
- ⁵⁰ Johann Heinrich Merck, 1741—1791, Kriegsrat in Darmstadt, literarischer Kritiker, mit Herder und Goethe befreundet, Mitarbeiter der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“.
- ⁵¹ Baruch Spinoza, 1632—1677, jüdischer Philosoph, 1656 aus der Synagoge ausgestoßen, lehrte in der „Ethik“: Die Natur selbst ist Gott.
- ⁵² Johann Joachim Winckelmann, 1717—1768, Begründer der Kunstgeschichte des Altertums.
- ⁵³ Asmus Jakob Carstens, 1754—1798, klassizistischer Maler, mythologische Kartons und Umrisszeichnungen.
- ⁵⁴ Peter Cornelius, 1783—1867, rheinischer Maler, einer der bedeutendsten des 19. Jahrhunderts.
- ⁵⁵ Poeta tacente, stummer Dichter.
- ⁵⁶ Nazarener: Deutsche Malergruppe der Romantik, ursprünglich in Rom; erstrebten eine Wiederbelebung der deutschen Kunst aus christlichem Geiste. Overbeek, 1789—1869, malte religiöse Bilder und Fresken.

- ⁵⁷ Hofburg, kaiserliches Schloß in Wien.
- ⁵⁸ Vertrag von Tilsit zwischen Napoleon und Alexander.
- ⁵⁹ Graf Johann Philipp von Stadion, 1763—1824, seit 1805 österreichischer Außenminister.
- ⁶⁰ 1701 wurde Philipp von Anjou, der Enkel Ludwigs XIV., in Spanien als König Philipp V. anerkannt, 1713, nach dem spanischen Erbfolgekrieg, auch von den europäischen Großmächten.
- ⁶¹ Maria Theresia, die Tochter Karls VI., des letzten Habsburgers, vermählte sich mit Franz I., dem Großherzog von Toskana aus dem Hause Lothringen, das bis 1918 regierte.
- ⁶² „Schweigt! Es ist nur ein König!“
- ⁶³ Vendetta, Blutrache.
- ⁶⁴ „Den verkörperten Sophismus“ (= Scheinweisheit, Spitzfindigkeit).
- ⁶⁵ Sehr viele reichsunmittelbare Fürstentümer und Reichsstädte wurden 1803 durch den Reichsdeputations-Hauptschluß mediatisiert, d. h. größeren Staaten einverleibt; das Ende der meisten geistlichen Kleinstaaten Deutschlands.
- ⁶⁶ Vendee, Departement im SW Frankreichs, erhob sich 1793 nach der Hinrichtung Ludwigs XVI.
- ⁶⁷ Maximilian I., Joseph, 1756—1825, 1806 durch Napoleon König von Bayern.
- ⁶⁸ Gustav Adolf von Schweden durchzog 1632 Bayern und München.
- ⁶⁹ Paul Johann Anselm Ritter v. Feuerbach, 1775—1833, Rechtsgelehrter; schuf die Abschreckungstheorie, Kriminalpsychologie, das bayr. Strafgesetzbuch von 1813; schrieb u. a. „Kaspar Hauser“.
- ⁷⁰ Illuminat = der Erleuchtete, Angehöriger eines geheimen, 1776 in Ingolstadt gegründeten Ordens; 1785 in Bayern aufgelöst. Graf von Montgelas, 1759—1838, stammte aus savoyischem Adel. 1801 vollzog er Bayerns Anschluß an Frankreich.
- ⁷¹ Ein Schamane soll nach dem Glauben primitiver (sibirischer) Völker im Zustand der Besessenheit über „Geister“ herrschen, sie günstig stimmen und die Zukunft voraussagen können.
- ⁷² „Es muß, es muß...“
- ⁷³ Karl August, 1757—1828, Herzog von Sachsen-Weimar seit 1758 (Vormundschaft: Anna Amalia), selbständig seit 1775, machte Weimar zum Mittelpunkt deutscher Dichtkunst. Als Bewunderer Friedrichs des Großen war er Vertreter der preußischen Politik.

- ⁷⁴ Friedrich I. von Württemberg, 1754—1816, 1797 Herzog. 1803 Kurfürst, 1806 König von Napoleons Gnaden.
- ⁷⁵ „Verjagt die Schufte!“
- ⁷⁶ Tarquinius, „der Stolze“, der letzte römische König, wahrscheinlich von 534—510 v. Zw.
- ⁷⁷ Nero, 37—68 n. Zw., römischer Kaiser seit 54.
- ⁷⁸ Karl Friedrich, 1728—1811, 1738 Markgraf von Baden-Durlach. Ihm folgte Karl, sein Enkel.
- ⁷⁹ Friedrich August I., der Gerechte, 1750—1827, von 1813 bis 1815 Gefangener Preußens.
- ⁸⁰ „Gesetzliche Bekanntmachungen des Reiches Anhalt-Coethen“.
- ⁸¹ Nach der „regelrechten Staatsverfassung“.
- ⁸² Die Maut (oberdeutsch) = der Warencoll.
- ⁸³ Der auf der Kote (Kate) sitzende ländliche Tagelöhner.
- ⁸⁴ Paysan (französ.) = Bauer.
- ⁸⁵ Rustikal = bäuerlich, ländlich.
- ⁸⁶ Pisänger aus „paysaner“, Bauer.
- ⁸⁷ Bartenstein a. d. Alle, in Ostpreußen; 26. April 1802 wurde hier der Bundesvertrag zwischen Preußen und Rußland geschlossen.
- ⁸⁸ Kataster, Verzeichnis der Grundstücke einer Flur.
- ⁸⁹ Akzise, indirekte Steuer auf Waren.
- ⁹⁰ Säkularisation, Einziehung von kirchlichen (geistlichen) Gütern durch den Staat; vgl. Mediatisierung, Anm. 65.
- ⁹¹ Nivelleurs = Gleichmacher; Jakobiner; radikalrepublikanisch.
- ⁹² Exemption: Ausnahme, Befreiung, Vorrecht.
- ⁹³ Trianon, Lustschloß im Park von Versailles, von Ludwig XIV. für die Maintenon errichtet.
- ⁹⁴ Sarmaten, hier: polnischer Adel.
- ⁹⁵ Die Bewohner der Gascogne, im Südwesten Frankreichs, gelten für rückständig, unwissend, aufschneidend, doch auch für gut und ehrlich.
- ⁹⁶ Dualistisch, eine Zweiheit betreffend; Österreich sollte südlich, Preußen nördlich des Mains die Vorherrschaft genießen.
- ⁹⁷ Erster unter Gleichen.
- ⁹⁸ Befriedung.
- ⁹⁹ Cadres der Linie, der Stamm („Viereck“) der Fronttruppe.
- ¹⁰⁰ „Den alten Fuchs.“
- ¹⁰¹ Stark, treu und glücklich!
- ¹⁰² Wiederherstellung.
- ¹⁰³ Die „Überspannten“.

- ¹⁰⁴ Gehen und Kommen.
¹⁰⁵ Nec soli cedit! Nur nicht gewichen!
¹⁰⁶ Immer die Preußen!
¹⁰⁷ Glücklich (sind) die Besitzenden!
¹⁰⁸ Die größeren (mehr als) Hunde, die (Bauern-) Lämmel und
„die anderen Hunde“.
¹⁰⁹ Jedem das Seine!
¹¹⁰ Herrschaft der Fünf (Preußen, Rußland, Österreich,
England, Schweden).
¹¹¹ „Monsieur“ ist der Titel des ältesten Bruders des Königs.
„Fils de France“: Sohn von Frankreich.
¹¹² Ich bin zufrieden.
¹¹³ Die acht unterzeichnenden Mächte.
¹¹⁴ „Ich hasse Orange(n).“
¹¹⁵ „Es lebe Wilhelm und seine tapferen Krieger, er rettet
seinem Reich die Kinder!“
¹¹⁶ „jener, der in Neapel regiert.“
¹¹⁷ „dem wilden Volk der Landwehr.“

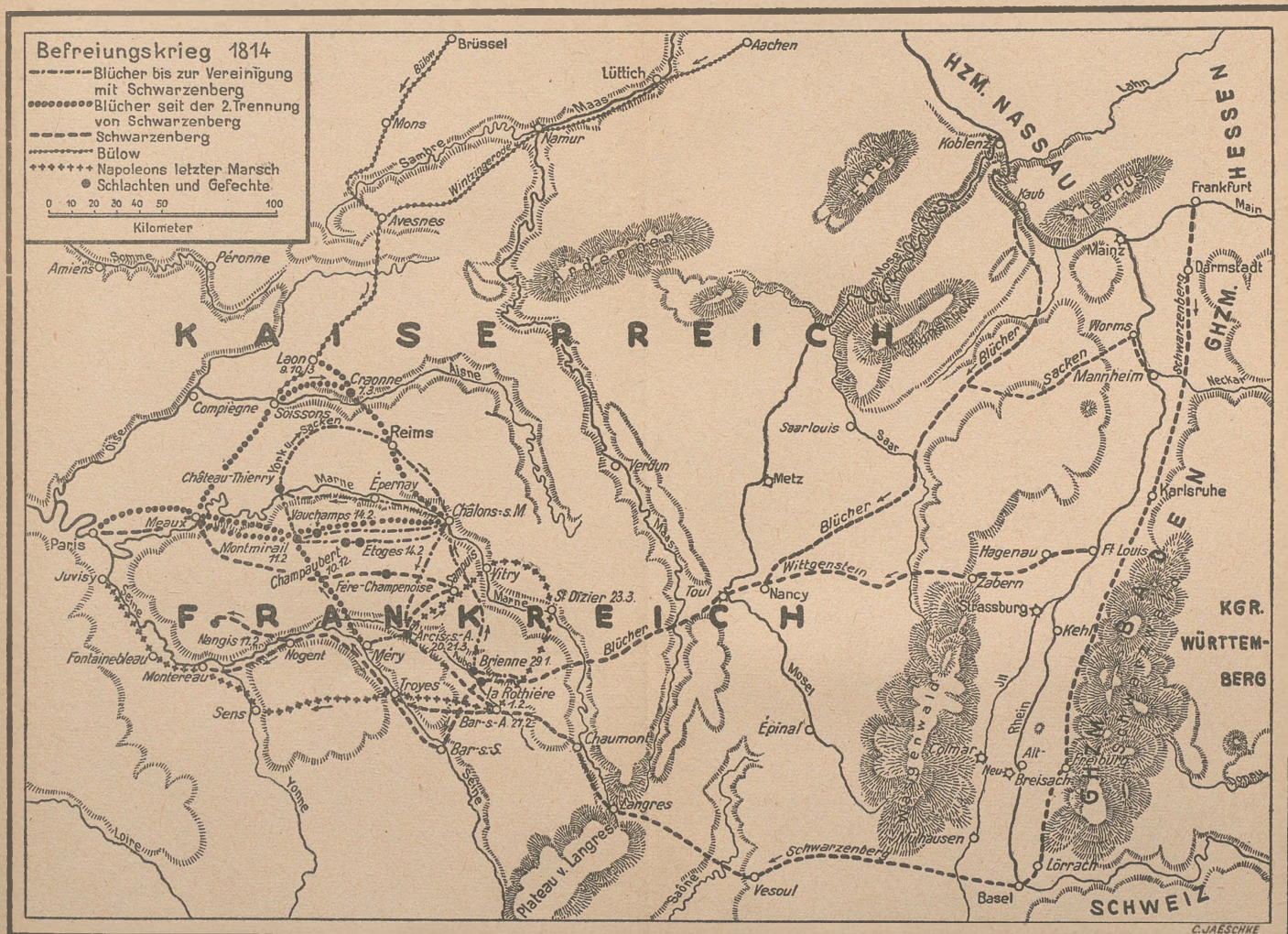
Mitteleuropa 1812

Mitteuropa 1812



Befreiungskrieg 1813

Befreiungskrieg 1814



Buchanzeigen des Verlages

In gleicher Ausstattung erscheinen von:

HEINRICH VON TREITSCHKE

DER UNTERGANG
DES ERSTEN REICHES

×

DER WIENER KONGRESZ

×

Erhältlich in jeder Buchhandlung
Verlag Die Heimbücherei / Berlin

In gleicher Ausstattung erscheinen von:

LEOPOLD VON RANKE

PERIKLES

und sein Jahrhundert

×

ALEXANDER DER GROSZE

Aufstieg und Untergang
der mazedonischen Weltmacht

×

JULIUS CÄSAR

und sein Jahrhundert

×

MARIA STUART

und ihre Zeit

×

OLIVER CROMWELL

und seine Zeit

×

WALLENSTEIN

und seine Zeit

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Verlag Die Heimbücherei / Berlin

In gleicher Ausstattung erscheinen:

FERDINAND GREGOROVIVS
DER GOTEN KAMPF UM ROM

×

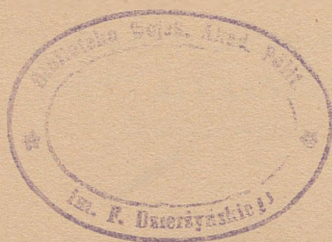
FERDINAND GREGOROVIVS
PAPST ALEXANDER VI.
und seine Zeit

×

FRIEDRICH VON RAUMER
KAISER FRIEDRICH II.
der Hohenstaufe

×

Erhältlich in jeder Buchhandlung
Verlag Die Heimbücherei / Berlin





4 LIST 1961

39502/

12.